CONTINUED FROM PREVIOUS REEL

Reel Contents

MN#

94-1864/2 : Liliencron, Detlev, Freiherr von / Gesammelte Werke (vol. 8 of 8)

94-1865 : Liliencron, Detlev, Freiherr von / Ausgewählte Gedichte

94-1866 : Liliencron, Detlev, Freiherr von / Balladenchronik

94-1867 : Lingg, Hermann / Jahresringe

94-1868 : Lilienfein, Heinrich / Das Gericht der Schatten

94-1869 : Lichnowsky, Mechtilde / Ein Spiel vom Tod

94-1870 : Lauchenauer, Eduard / Heinrich Leutholds Leben

94-1871 : Liliencron, Detlev, Freiherr von / Arbeit adelt

94-1872 : Elema, Johannes / Stil und poetischer Charakter bei Detlev von Liliencron

94-1873 : Schneider, Heinrich / Die freundschaftliche Begegnung Heinrich Leutholds und Emanuel Geibels im Münchener Dichterkreis

AUTHOR: Liliencron, Detlev

TITLE: Gesammelte Werke (vol. 8 of 8)

PLACE: Berlin

DATE: 1911-1913

HUMANITIES PRESERVATION PROJECT

CATALOG RECORD TARGET

Liliencron, Detlev, Freiherr von, 1844-1909.
Works. 1911
Gesammelte Werke / Detlev von Liliencron.
Berlin : Schuster & Loeffler, 1911-1913.
8 v. ; 20 cm.
1. Bd. Poggfred -- 2.-3. Bd. Gedichte -- 4. Bd. Dramen -- 5.-6. Bd. Romane -- 7. Bd. Novellen -- 8. Bd. Miscellen.

PM-MGP 13"x18"
METRIC GENERAL PURPOSE TARGET
PHOTOGRAPHIC

PRECISION[SM] RESOLUTION TARGETS

A&P International
2715 Upper Afton Road, St. Paul, MN 55119-4760
612/738-9329 FAX 612/738-1496

A4

150 mm

A5

100 mm

1.25 1.1 1.0

1.4 4.5 5.0 5.6 2.8 3.2 3.6 4.0

1.6 1.8 2.0 2.2 2.5

1.0 mm

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz1234567890

1.5 mm

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz1234567890

2.0 mm

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
1234567890

2.5 mm

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
1234567890

VOLUME
8

Detlev von Liliencron
Gesammelte Werke

Achter Band: Miscellen

Verlegt bei Schuster & Loeffler in Berlin
1.—3. Auflage. 1912

Roggen und Weizen

(Neunte Auflage)

Auf meinem Gute.

Ich bin wieder auf Wulffhägen. Hans Tams hat mich von der Bahnstation abgeholt. Meine alte Haushälterin Wiebke Hinrichsen und ihre sechzehnjährige Tochter empfangen mich. In meiner Arbeitsstube ist es kühl, die Balkontür steht offen. Alles ist sauber abgestaubt. Die Bücher, die Sachen auf dem Schreibtisch liegen auf derselben Stelle. Goethe, auf der Druckseite aufgeschlagen, nehme ich zur Hand. Was las ich von ihm zuletzt:

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein!
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebt der ewige Geist,
Ewiges Lebens ahndevoll ...

Meine beiden Wolfshunde lärmen, Freudentöne ausstoßend, auf der Treppe. Sie bleiben auf Wulffhägen zurück. Stets erneute Bekanntschaft mit meiner Jagdhündin Leáne. Diesen sonderbaren Namen gab ich ihr aus Penthesilea. Von mir, von jedem wird sie natürlich Lene genannt. Bei einem Katzenduell verlor sie ein Auge. Schafe hetzt sie schon lange nicht mehr, nachdem ich sie einmal, dieser Unart wegen, einen ganzen Tag mit einem Mutterschaf im Joch zusammen auf der Wiese gehen ließ. Nie sah ich ein beschämteres Tier, bald hätt ich gesagt: einen beschämteren Menschen.

Die Hunde jachtern mit der Tochter meiner Haushälterin. Ich rufe, so laut ich kann: „Han—na, Han—na." Das Mädchen erscheint in der Tür, rechts und links von Rolf und Sven, den Wolfshunden, umdrängt, die an ihr emporspringen. Das Mädel mit den schwarzen, struppigen Zigeunerhaaren ist in Blau gekleidet. Schwarz und Blau paßt eigentlich nicht zusammen.

„Ich habe dir von Berlin ein Paar Ohrringe mitgebracht." Sie küßt mir, bis in den Scheitel rot werdend, die Hand. Ich verweise es ihr ernstlich. Weg ist sie, um sich vor ihrem Spiegel die Dingerchen einzuhängen.

Da ist sie schon wieder. Wie die Diamanten, in die kleinen Ohren verliebt, glitzern und schillern aus dem schwarzen Haar, das ihnen wunderbar als Hintergrund dient.

Es ist Abend geworden. Aus dem vor mir liegenden Wald höre ich das frohe Geläut meiner Hunde, die, in mächtigen Sätzen neben Hanna laufend, an ihr emportollen.

Eine Schwarzdrossel singt hart vor mir in der nächsten Gartenecke, und tief, tief aus dem sich nicht regenden Buchenholz ruft der Pirol sein Giglio-Gigliaio.

Heute Morgen bin ich selbst im Gehölz gewesen. O Waldesfriede.

Auf einem alten, großen, runden Steine saß ich nieder. Ich ziehe Lenau aus der Tasche und lese eines meiner Lieblingsgedichte von ihm:

Zweifelnder Wunsch.

Wenn Worte dir vom Rosenmunde wehen,
Bist du so schön! — Gesenkten Angesichts
Und still, bist du so schön! — Was soll ich flehen:
O rede mir!? o sage nichts!?

Drum laß mich zwischen beiden Himmeln schwanken.
Halb schweigend, sprechend halb, beglücke mich
Und flüstre mir, wie heimlich in Gedanken,
Das süße Wort: Ich liebe dich.

Waldesfriede. Wie das raunt und zittert in den Zweigen, in den Kronen.

Eine Wildtaube lacht ihr Gurrr-Gurrr. Ein Käferchen in unglaublich schönem Röckchen hastet an mir vorüber, unbekümmert um meinen Fuß, den ich vorhalte. Es machte einfach einen kleinen Umweg. Käferchen, Käferchen, wie nah war dir der Tod.

Im Gestrüpp sitzen fünf, sechs Zaunkönige. Mit ihren scharfen Stimmen zirpend, huschen sie eifrig, blitzschnell, suchend zwischen den Blättern und dem Geäste umher. Die fünf, sechs Schwänzchen stehen drollig steilhoch.

Ich gehe einige Schritte. Ein Volk Ameisen eilt, stets einander begegnend, hastig, die einen her, die andern hin, von Wegrand zu Wegrand. Habt ihr denn gar keine Erholung, kein Ausruhen?

Mitten im Forst träumt ein kleiner schwarzer Teich, fast nackt, ohne Rohr, ohne Schilfumwandung. Gefallene Blätter fassen ihn schmutzig ein. Ab und zu läßt ein nickender Buchenzweig Sonnentröpfchen durch. Die Schwimmfliege nur belebt ihn. Bald hier, bald dort, oft im schärfsten Winkel, rast sie wie ein kleiner Schlittschuhläufer über die Fläche.

Am Wegrand, zwischen Brombeergesträuch, raschelt eine Eidechse. Das Tierchen bleibt halten; unsre Augen begegnen sich. Wie neugierig, wie verwundert, wie zutraulich sie mich anschaut. Aber plötzlich kommt ihr ein Gedanke: Ein Mensch! Und mit Entsetzen ist sie im nächsten Erdloch verschwunden.

Es ist völlig Nacht. Alles schläft im Hause. Meine Balkontür ist geschlossen. Ich lese in Platen: „Wer wußte je das Leben recht zu fassen."

Ich will zur Ruhe gehen. Aber da fällt mir ein Paket in die Augen, das gleichzeitig mit mir heute auf Wulffhägen eingetroffen ist. Es sind Aufzeichnungen eines erst vor wenigen Wochen verstorbenen Gutsnachbarn. Das Gericht hatte mir die von ihm für mich testamentarisch bestimmten Papiere gesandt.

Wir waren Freunde gewesen.

Unverheiratet, reich, gesund, durch keine Staatsanstellung in Joch, Druck und Bann, nicht durch des Dienstes Rücksichtslosigkeiten und ängstliches Rücksichtnehmenmüssen auf ein Amt verärgert und gehindert, nicht durch „höhere Vorgesetzte" im freien Denken, Tun und Handeln beeinflußt, völlig unabhängig, konnte er leben, wo und wie es ihm beliebte. Viel auf Reisen, besuchte er jährlich monatelang sein Gut. War auch ich dann auf Wulffhägen, kamen wir häufig zusammen. In religiösen, philosophischen, literarischen Fragen oft nicht übereinstimmender, zuweilen ganz entgegengesetzter Ansicht, hielt uns gemeinsam fest eine innige

Liebe zu Wald und Feld, zu Wolken und Weiher, zu Spinne und Fliege, zu Katze und Hund, zur ganzen Natur.

Und dann war noch ein starkes Bindemittel, und dies Bindemittel hieß: Die Jagd. Weidmannsheil!

Weidmann, lieber Weidmann fein,
Was geht doch, was wacht vor dem edlen Hirsch,
Von den Feldern gegen Holze ein?
Das kann ich dir wohl sagen:
Der helle Morgenstern,
Der Schatten und der Atem sein,
Geht vor dem edlen Hirsch,
Von den Feldern gegen Holze ein.

* * *

Aus dem Tagebuch meines Freundes.

Man muß nicht immer von sich auf Andere schließen; es gibt auch einige anständig denkende Menschen.

*

Seit einigen Tagen werde ich morgens ganz früh geweckt durch Schläge an mein Fenster. Mein Hund knurrt, ich springe aus dem Bette: nichts ist zu entdecken. Endlich gestern. Eine Rabenkrähe hackte mit aller Macht an die unterste Scheibe, sich flatternd auf dem Gesimse haltend. Nanu? wie der Berliner sagt. Heute früh um drei Uhr bin ich auf und nehme hinter dem Vorhang verdeckte Stellung. Richtig! Gegen vier Uhr fliegt der Vogel heran, versucht sich an das Gesimse zu krallen, flattert und haut wütend gegen die Scheibe. Welch furchtbarer Schnabel. Seine runden schwarzen Augen funkeln. Ich greife zum Gewehr, reiße das Fenster auf; die Rabenkrähe streicht, dreimal ärgerliche Töne ausstoßend ähnlich einer verzognen Katze, ungeschickt davon. Sie hat ihr Spiegelbild gesehn, weiter ist es nichts. Das wäre eine Geschichte für die Weiber.

Der Sommermorgen ist so köstlich. Ich nehme meine Bibel, setze mich auf die Veranda und lese in einem Zuge

die beiden Bücher der Makkabäer. Ich bin hingerissen. Das ist ein Chronikschreiber. Weshalb haben wir kein Wort: „Tapfer wie die Makkabäer." Welche Bilder!

Und Judas zog ab von der Burg Sion und kam mit dem Heere gen Bethzachara gegen des Königs Lager.

Da war der König morgens frühe auf vor Tage, und führete das Heer an die Straße von Bethzachara, und ließ die Schlachtordnung machen und trommeten.

Und die Elefanten mit rotem Wein und Maulbeersaft besprützen, sie anzubringen und zu erzürnen.

Und teilten die Elefanten in die Haufen, also, daß je zu einem Elefanten tausend Mann zu Fuß, in eisernen Helmen und Harnischen, und fünfhundert Pferde verordnet wurden.

Diese warteten also auf den Elefanten, daß sie nicht von ihm wichen: und wohin man den Elefanten wandte, da mußten sie auch hin.

Und trug ein jeder Elefant einen hölzernen Turm, darin waren je zweiunddreißig Krieger und der Mohr, so die Bestie regierete . . .

Als ich einmal vom Lesen in den Garten sehe, bemerke ich die alte Trien Heeschen aus dem Dorfe, die ganz gemütlich meine Syringenbüsche plündert. „Fein Werr (Wetter) vun Dag, Trien," ruf ich ihr zu. Grenzenloses Erstaunen. Die Blumen entfallen ihr; und sie wackelt, so schnell es geht, beschämt von dannen. Ich werde ihr nach dem Kaffee einen großen Strauß schicken.

*

Geboren werden, Essen, Verdauen, Dantes Panthertier, Fortpflanzen, Schlafen, Sterben. Irgendwoher, unermeßlich weit her, klang ein langes, schrilles, abscheuliches Lachen. Vom Sirius vielleicht? Merkwürdig, mir fiel eine alte dänische Kammerherrin ein, die mit ihrem sehr breiten Munde, mit den sehr schmalen, trockenen Lippen immer zu lachen schien. Sie war Voltairianerin, hatte mit diesem körperlich viel Ähnlichkeit und aß ungeheure Massen von Austern. Nie werde ich vergessen, wie ihre Augen suchten, wurden ihr diese Schaltiere vom Diener zur Auswahl gereicht. War das ihr Lachen? Lebt sie jetzt auf dem Sirius? Aber wenn sie dort keine Austern findet?

*

Die Menschen sind wirklich nicht so schlimm, wie immer gesagt wird; man muß die Bestie nur streicheln.

*

Ja, ja, was die Weiber anbelangt . . . „Wie, was? Was die Weiber anbelangt? Was soll das heißen?" Nun eben . . . was die Weiber anbelangt . . .

*

Ganz stiller Sommerabend. Ich starre auf eine mäßig große Esche. Die langgezognen, graugrünen Blätter schlafen; der Baum schläft, Alles schläft. Just über ihrer Mitte, handbreit hoch, blitzt ein großer messinggelber Stern. Die Esche ist der deutsche Urbaum, und doch muß ich bei ihrem Anblick, besonders in Mondscheinbeleuchtung, an ferne, fremde, südliche Gegenden denken. Und ich denke und denke und träume und träume . . . Aber wo ist der große messinggelbe Stern geblieben? Nun steht ein ganzer Kranz von blitzenden Welten über ihr, aber der eine Stern, der eine große Stern ist weg. Die Esche mit dem einen Stern: welch schönes, sanftes Bild. Ich will es morgen Abend wieder erwarten.

*

Wildenbruchs „Neues Gebot" gelesen. Der zweite Akt ist der beste: Das Gezerre in der Kirche mit der Bahre, auf der die schwangere deutsche Königin ruht, ist prächtig gezeichnet: leidenschaftliche Bewegung. Als Hauptperson der körperlich große, starke Priester Wimar Knecht mit dem Heldenherzen, mit dem großen Ernst des Mannes Gottes. Über dem ganzen Drama liegt eine Keuschheit, eine Reinheit wie ein heller, wolkenloser Morgenhimmel. Niemals ist die Heiligkeit der Ehe, das Glück der zufriedenen Ehe, der Schmerz über die ruchlos getrennte Ehe, so gegeben wie in dem „Neuen Gebot". Es ist das hohe Lied der deutschen Ehe. Wird Wildenbruch bestehen, werden nach Jahrhunderten seine Stücke noch aufgeführt? Sicher. Ohne jedes Bild, ohne jede Metapher, liegt Wildenbruchs Ge-

heimnis im dramatischen Aufbau, im wilden Vorwärts und doch ruhigen Auslaufenlassen. Seine Sprache versteht jeder. Der Straßenjunge auf dem letzten Platz und der Zuschauer im Rang, alle folgen mit gleichem Interesse, mit gleicher Begeisterung den Vorgängen auf der Bühne. Und so soll es sein.

Neulich durchblätterte ich in einem unserer Bilderbücher eine Novelle von ihm: „Sommervergnügen auf dem Lande." Ich habe selten etwas so Langweiliges gefunden. Hat er uns nicht gerade in der Novelle Vorzügliches geschenkt? Und dann auch hat er sich in „Vergnügen auf dem Lande" über die Jagd lustig gemacht. Das nehm ich ihm bitter übel. Ich will doch gleich nach Jan Peters, dem Hufschmied im Dorf, schicken, ob er Zeit hat. Er ist hier mein liebster Jagdkumpan. Und morgen ist das erste Treiben; ich habe die Husarenoffiziere aus der nächsten Garnison eingeladen. Johann, schau nach den Sektbuttels.

*

Der Geizhals wird weniger beneidet als der Sperling auf seinem Dache. Der hat doch wenigstens etwas von seiner Flügelfreiheit.

*

Robert Schumann, Schubert, Robert Franz, Brahms heißen unsere großen Liedertonsetzer. Dies Beispiel ließe sich leicht ergänzen im „teutschen Tichterwald" und in der Malerei. Abt und Kücken: Hm, Hm. Nun, nun . . . der deutsche gesangfestfeiernde, bardengebrüllanstimmende und dann bierangefüllte Millionen- und Abermillionen-Phili — „Pst, pst, immer sachte mit die jungen Pferde," hörte ich einst einen Unteroffizier sagen, als einer seiner Kameraden etwas unvorsichtig in den Tag hineinreden wollte.

*

In der letzten Nacht wachte ich um zwei Uhr auf. Ein Vogel sang im Garten, wie ich es nie gehört hatte. Das war ein Singen im Traum. Ich öffnete leise das Fenster.

Noch lag die Dämmerung. Der Vogel sang weiter; aus einem Kastanienbaum, der seine großen Blätter schwer hängen ließ. Es war kein eigentlicher Gesang, kein leises Zwitschern; ein fortwährendes süßes, unschuldiges Kindergeplauder. Der Trieb zum Leben war noch nicht in dem schlaftrunknen Vogel. Er träumte wirklich. Wie lange, lange hab ich ihm zugehört. Endlich kam ein rascher Windstoß und fuhr wie ein Polizeidiener durch Busch und Baum, im Vorbeigehen rufend: circulez, messieurs, circulez! und gehorsam fingen die Blätter an, sich zu bewegen. Mit meinem Vögelchen wars vorbei. Es schwieg, und gleich darauf hörte ich aus dem Kastanienbaum den Hänfling. Ich wußte nicht, daß der so früh sein Stimmchen erschallen läßt; ich hatte ihn immer für einen Langschläfer gehalten.

*

Heute meine liebsten Psalmen gelesen, den 31., 38., 51., 104., 126., 140., 142. David, der Dichterkönig, muß bis an seine letzte Stunde wie ein naives Kind gewesen sein. Wie lieb ich ihn. Hätte ich an seinem Sterbelager gestanden, ich würde ihm schluchzend die Hände geküßt haben.

*

Bei der alten Tante Amelia zu Tisch gewesen. Wie kann man den wahrhaft abscheulichen Namen Amelia führen; man denkt sofort an den Feuilletonroman. Tante Amelia ist so süß, so gut, so engelsmild. Sie hatte die Pfauen auf die Terrasse zusammentreiben lassen, daß wir es vor dem Geschrei dieser eitlen Vögel nicht aushalten konnten; dazwischen schallte die Stadtmusik aus unserm Nachbarnestchen. Dieser hatte sie auf dem Balkon im Speisesaal die Plätze angewiesen. Und nun das Getute der Bläser und das Gekreisch der Pfauen zusammen! Die geladne Gesellschaft bestand aus lauter Leuten, die sich gegenseitig nicht sehen können. Mir gegenüber hatte die Tante sich vom Verwaltungsbeamten Grafen Birkenstock führen lassen. Sie weiß sehr wohl, daß ich diesen Kerl in den Tod hasse, daß sich mir die Eingeweide

umdrehen, daß ich meine Suppe nicht essen kann, sitzt er mir gegenüber. Ich glaube, Graf Birkenstock hat ein Herz so kalt wie ein eingefrorner Hausschlüssel. Der Kerl hat überhaupt kein Herz. Er ist nur Paragraph, Verfügung, Amtsblatt, Kreisblatt. Ein widerwärtiger Kerl. Und er hat mir doch nichts getan. Das Merkwürdige ist, daß ich bestimmt fühle, daß ich ihm genau ebenso zuwider bin. Gegenseitige Idiosynkrasie. Ach, die alte Tante Amelia ist so süß, so gut, so engelsmild ...

*

Von Schillers Gedichten gefällt mir unzweifelhaft am besten: Der Pilgrim.

*

Heut gelesen zum so und so vielten Male: Heinrich Kleists „Penthesilea". O du Dichter! Selbst Goethe, der „milde", verstand dich nicht. Welcher Ruhm für dich.

Denn wie die Dogg entkoppelt mit Geheul
In das Geweih des Hirsches fällt; der Jäger,
Erfüllt von Sorge, lockt und ruft sie ab,
Jedoch verbissen in des Prachttiers Nacken,
Tanzt sie durch Berge neben ihm und Ströme
Fern in des Waldes Nacht hinein ...

... Seht, wie sie mit den Schenkeln
Des Tigers Leib inbrünstiglich umarmt!
Wie sie, bis auf die Mähn herabgebeugt,
Hinweg die Luft trinkt lechzend, die sie hemmt!
Sie fliegt, wie von der Sonne abgeschossen:
Numidsche Pfeile sind nicht hurtiger! ...

Bei allen hohen Göttern, die uns schützen,
Sie wächst zu seiner Größe schon heran!
Sie atmet schon, zurückgeführt vom Winde,
Den Staub, den säumend seine Fahrt erregt!
Der rasche Zelter wirft, auf dem sie reitet,
Erdschollen, aufgewühlt von seiner Flucht,
Schon in die Muschel seines Wagens hin! ...

Soll ich den seidnen Latz noch niederreißen,
Daß ihr das Herz mir harmlos schlagen seht? ...

Still auch auf diese Tat wards, Peleïde;
Nichts als der Bogen ließ sich schwirrend hören,
Der aus den Händen leichenbleich und starr
Der Oberpriesterin daniederfiel.
Er stürzt, der große, goldene, des Reichs,
Und klirrte von der Marmorstufe dreimal
Mit dem Gedröhn der Glocken auf, und legte
Stumm wie der Tod zu ihren Füßen sich ...

*

Das ewige Geschimpfe auf Pfaffen und Junker zeugt von wenig Bildung und Menschenkenntnis. Es gibt doch unter den Eckenstehern auch einige, die keine Engel genannt werden können. Seien wir gerecht: Schweinehunde gibt es in jedem Stande, und zwar nicht wenige.

*

Ich ritt durch den Wald, um auf dem Vorwerk Horst beim Pächter einen Besuch zu machen. Vor dem Schlößchen liegt eine Sphinx in Löwengröße; sie ist sehr alt, zerbröckelt, ein Ohr fehlt ihr. Trotzdem brütet sie weiter. Der Weg zum Schlößchen ist dicker Sandweg. Ich reite und reite, Schritt vor Schritt. Einzelne Sonnenfunken fallen durchs Laub auf den Weg. Nun bin ich angekommen. Halt! An der einen Seite des Sphinxleibes steht ein junges hübsches Bauernmädchen, auf der andern ein junger hochgewachsener Knecht. Sie scheinen sich in ein Gespräch vertieft zu haben. Nun biegen sie sich über den Leib zu einander — etwas unbequem allerdings — und küssen sich. Mir schien das Rätsel gelöst. Ich wandte still mein Pferd. Ein Kuckuck rief ...

*

Zu den höchstens zwanzig „Dichtern", die Deutschland seit Walther und Wolfram hervorgebracht hat, gehört sicher Theodor Storm. Er ist einer meiner Lieblingsdichter. Ich bin im Bann, gefesselt, angestarrt von einer mich umringeln-

den schönen Schlange, wenn ich ihn lese. Irgend ein Klang, ein tiefes Beruhigtwerden durch die Farbe, die Sprache, ein Hauch . . . ich weiß nicht, was mich festhält; aber so war es schon, als ich als Knabe sein „Immensee“ las, und genau dasselbe fühlte ich heute beim Lesen seiner Novelle „Ein Fest auf Haderslevhuus.“ Storm, wie es Turgeniew getan hat, schreibt als Grandseigneur und wie ein Grandseigneur: nur dann, wenn es ihm beliebt, wenn ihn sein Genius zwingt. Außer Turgeniew hat sich nur Theodor Storm so innig in die Natur versenkt und weiß diese als Hintergrund zu gebrauchen.

*

Calderons „Standhaften Prinzen“ zum zehnten Mal gelesen. Einfach göttlich. Jeder Mensch ist ein standhafter Prinz.

*

Das menschliche Leben gleicht einer kurzen Eisenbahnfahrt von der Wiege bis zum Grabe. Schön! Aber wie ich weiter las: nur eine Station: Station Gegenwart. Eine Sekunde Aufenthalt. Das ist Unsinn. Weiter wurde das Bild ausgeführt (auf der Station Gegenwart): „Schaffner, können Sie mir nicht ein Glas Glück besorgen. Es ist so heiß, so heiß.“ Schaffner: „Hier wird nur sehr selten Glück verzapft. Aber warten Sie nur noch wenige Minuten, und wir sind an der Endstation. Dort ist es sehr kühl. Da finden Sie Alles.“

*

Schornsteinfeger, Staatsanwälte und Fischverkäufer werden mir furchtbare Männer bleiben bis ans Grab.

*

Bei Steenhovens war große Herrengesellschaft. Viel gesprochen über die niedrigen Butterpreise und über die Engenburger Rasse. Das Gespräch kommt, merkwürdig, auch einmal auf einen andern Gegenstand: Ein junger Gutsbesitzer

behauptet, daß ihm die Brombeere die liebste Frucht sei. Ihm schmeckten Brombeeren besser als Spargel. Großes Gelächter.

Erzählen, erzählen: wer und was ist Ihr Lieblingsdichter, Lieblingskomponist, Ihre Lieblingsfarbe, Ihr Lieblingsbaustil, Ihr Lieblingstier, Ihre Lieblingsspeise, Ihr Lieblingsbaum, Ihre Lieblingsblume usw.

Der junge Mensch beginnt: „Das Nibelungenlied. Robert Schumann. Perlgrau und Eidottergelb nebeneinander. Ein kleiner offener griechischer Marmortempel mit sechs dorischen Säulen, hinter ihm im Halbkreis ein alter Eichenhain. Der Keiler. Die Eule. Erbsensuppe nach der Jagd; Kubazigarre auf dem Halt nach der Jagd. Die Birke. Des Geruchs wegen der Jasmin, sonst die Schlehdornblüte; gleich darauf weiße und lila Syringen (ohne Blätter) in einer dickbauchigen braunen Majolikavase."

„Das sind ja nette Lieblinge," brüllte der dicke dumme Baron Kuhlen. Alles lacht.

Einer ruft: „Und welche Tage des Lebens halten Sie zu leben wert?"

„Den Jagdtag und den Gefechtstag."

„Ihr Lieblingswein? Ihr Lieblingsbier?"

„Ahrbleichart und Pilsener."

„Und die Weiber, die Weiber, he, he," mischt sich wieder der dicke dumme Baron Kuhlen ein. „Jetzt fangen wir ihn. Nun, nun?"

Aber der junge blonde Gutsbesitzer antwortet, doch ein leichtes Rot war blitzlang auf dem gebräunten Gesicht bemerkbar gewesen, ruhig: „Schlank muß sie sein. Sie muß halbgeschlossene, schläfrige, dunkelbraune Augen mit sehr langen schwarzen Wimpern haben."

„Anpreisung des Sklavenhändlers einem Sultan," lacht einer dazwischen.

Der junge Gutsbesitzer läßt sich nicht stören:

„Sie muß sanft sein, ihr Gang ruhig, schwebend, wie eine Königin . . . und doch demütig" . . .

Stimmen durcheinander: „Pyramidal . . . Das glaub ich . . . Seht den kleinen Hummelsbüttel an“ (so hieß der Gutsbesitzer) ... „Donnerwetter, auch mein Geschmack“ ...

Die bevorstehenden Wahlen laden jetzt von den Zungen ab. Ist das ein Geschrei! Baron Kuhlen wird hitzig. Das ist sein Fall. Von Wahlbetreibungen und Rotwein lebt er. Tagsüber lärmt er, jahraus, jahrein, über die neuen Wahlen; abends ist er immer betrunken, was ihn, sonderbar, nie den andern Morgen belästigt.

Der Wein löste die Mäuler. Ein neuer Käse wird besprochen. Dann Zoten, Lärm und schließlich: Meine Tante, deine Tante. Ich spiele leidenschaftlich gern. Es ist eine so angenehme Aufregung. Grade will ich hundert Mark auf die Neun setzen (vorzügliche Nummer!), als mir ein Diener ins Ohr flüstert, daß mein Pferd vor der Tür stehe. Ich hatte es absichtlich so ins Werk gesetzt. Mit polnischem Abschied drücke ich mich. Auf der Freitreppe steht schwankend der Baron Kuhlen; er beugt sich über das Geländer. Schreckliche Gurgeltöne. „Halt mir doch den Kopf, du Schlingel“, ruft er einem Diener zu. Ekelhaft. Der Baron ruft mit tränenden Augen: „Ausgezeichnete Idee . . . Was, immer noch nicht? Ich bitt Sie doch . . . Wenn Sie Herrn von Müller wählen“ . . . Neue Gurgeltöne . . . Ekelhaft . . . Ich sprenge in den Mondschein hinein. Allmählich wird die Gangart ruhiger.

Ich trabe durch die köstliche Mondnacht.

Ich trabe und trabe. Ein langer, meilenlanger Trab durch die Sommermondnacht. Welt, o Welt, wie bist du schön! Ich trabe englisch, ich wiege mich, ich reite wie im Himmelreich . . . Nirwana . . .

Ich werde so milde. Selbst Baron Kuhlen ist mir nicht mehr widerlich. Jedes Tierchen hat sein Pläsierchen. Ein jedes Aas hat seinen Spaß, sagt ein Volkswort. Laßt ihm doch sein Vergnügen. Der eine so, der andre so; wenn nur jeder so viel ihm Genehmes (wie kärglich an und für sich) auf Erden herausschlägt, als er kann. Und Baron

Kuhlen liebt die Aufregungen der Wahlen und den Rotwein . . . Milde, milde, milde urteilen.

*

Regentage. Viel gelesen.

Die Epistel St. Jakobi. Paulus und Jakobus. Den einen denke ich mir als einen großen, breitschultrigen, mutigen, ritterlichen Mann mit Felsenüberzeugung; den andern klein, schwächlich, gelehrt, noch nicht recht lassenkönnend von seinem Tötetötegott des alten Testaments und doch voll hoher Begeisterung für die Lehre des Erbarmers:

> Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt behalten.
>
> Es wird aber ein unbarmherzig Gericht über den gehen, der nicht Barmherzigkeit getan hat; und die Barmherzigkeit rühmet sich wider das Gericht.
>
> Denn wer da weiß, Gutes zu tun, und tuts nicht, dem ists Sünde.

Kapitel 3 Vers 8 ist der Wappenspruch für jede kleine Stadt der Erde.

*

Wie über jeden Begriff kleinlich und engherzig denken wir Menschen, alle, ohne Ausnahme.

*

In Betreff des königlichen Dienstes halt ich es mit dem alten Obersten von Kottwitz:

> Schütt ich mein Blut dir an dem Tag der Schlacht
> Für Sold, seis Geld, seis Ehre, in den Staub?
> Behüte Gott, dazu ist es zu gut!
> Was! meine Lust hab, meine Freude ich,
> Frei und für mich, im stillen unabhängig,
> An deiner Trefflichkeit und Herrlichkeit,
> Am Ruhm und Wachstum deines großen Namens!
> Das ist der Lohn, dem sich mein Herz verkauft . . .

*

Gewehr und Tasche liegen neben mir. Ein kleiner verkrüppelter Eichenbusch auf einer Anhöhe gibt mir Schatten. Ich habe gefrühstückt: Butterbrot, kalte Eier, gebratene Rippenstückchen, Rotwein. Neben mir, zusammengerollt, ruht mein Hund.

Nun zieht der Rauch meiner Zigarre um die krausen Eichbuschblätter. Ich recke mich und lasse, behaglich liegend, meine Augen über die Landschaft schweifen.

Wie viel hundert Mal hab ich schon an dieser Stelle gesessen, gestanden, ins Land hineingeschaut; und immer wieder, wohl durch die wechselnde Beleuchtung, ist mir die Gegend wie neu. Sie hat etwas Kindliches. In unabsehbare Ferne hinein Wiesen an Wiesen, ein kleiner Fluß, den Sommerdeiche begleiten, ein tiefsandiger Weg und ein kleines magres Erlenholz von wenig Geviertruten. Das ist Alles, aber auch Alles, was zu sehen wäre. Kein Haus, kein Mensch, so weit mein Blick reicht. Ah, liegt darin der Zauber?

Die Wiesen sind heute übersät mit Vergißmeinnicht; aber das Blümchen ist vom Sonnenbrand schon ganz verblichen. Verblaßt „Vergißmeinnicht" so bald, so bald? . . .

Ich faulenze, ich träume . . .

Am Rande des Erlenwäldchens wird es plötzlich lebendig. Einige Herren, gekleidet wie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, treten lebhaft hin und her. Sie scheinen etwas abzustecken, einen Raum. Nun ziehen sie sich wieder ins Holz zurück. Zwei Männer erscheinen. Sie halten gesenkte Pistolen. Der eine von ihnen nimmt einen Gegenstand hervor. Ists ein Brief, ein Bild? Er küßt ihn leidenschaftlich. Der andere steht ruhig. Nun drehen sie sich die Rücken zu. Wird gezählt? Eins, zwei, drei. Beide wenden sich mit kurzem Ruck zu einander. Zwei Schüsse fallen zu gleicher Zeit. Ich höre ganz schwach den Knall, ein feiner Rauch zieht in die Höhe. Der Herr, der den Gegenstand so stürmisch geküßt hat, liegt regungslos am Boden. Der andre steht fest, finster, ohne sich zu rühren. Nun zeigen sich bestürzt —

Aber ich träumte ... träumte ... Alles ist ja so feierlich, so still, so ruhig. Mein kleines Erlenwäldchen, du hast noch kein Menschenblut gesehen.

Und wieder strecke ich mich behaglich aus.

*

In diesen Wochen las ich die „Geschichte der deutschen Literatur" von Franz Hirsch. Die beiden ersten Teile sind von einer Frische wie Seewind, einem wohltuenden Selbsturteil. Doch mal was Anderes. Überall ist Hirsch anregend zum Mitklang oder Widerspruch, selten landläufig. Jede Langeweile ist verbannt. Bravo! Nur die letzten Kapitel im dritten Teil haben mich in maßlose Verwunderung gesetzt. Der Verfasser stellt den Leser gewissermaßen als Zuschauer auf eine Halde in den Alpen. Ein steiler, in die Tiefe gehender Gletscher liegt dieser in nächster Nähe. Und nun läßt er vor dem erstaunten und vor Erstarrung gar nicht zu sich kommenden Beobachter einige tausend der neueren und neuesten „Dichter" in rasender Geschwindigkeit hintereinander den Gletscher hinabsausen. Selbst die „Dichterinnen" machen diese schnelle Rutschfahrt mit. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß alle diese liebenswürdigen Männer und Frauen und Jungfrauen stark tüchtiger renntierlederner Hosen bei diesem Hastdunichtgesehn bedürftig sind.

Als Alles vorübergeflitzt war, wartete ich noch einige Augenblicke: Ich glaubte, daß nun auch noch, als Beschluß, Mutter Muse selbst, diese alte Hexe, auf einem Besenstiel vorbeisegeln würde. Aber sie blieb aus.

* * *

Im Redder.

Schon um fünf Uhr früh hielt mein Jagdwagen vor der Tür. Hinein und weg! Rolf und Sven begleiteten mich mit großen Sprüngen und mit Gebell; aber bald laufen sie lautlos, mit hängenden Zungen, neben den Rädern.

Nichts Frischeres als solche rasche Morgenfahrt.

Es war regnerisch; nach heftigen Gewittern naß und kühl geblieben. Alles ist eigentümlich beleuchtet: dort der wie verlassen stehende einsame Baum, hier die über mich weg ins Brachfeld fliegende Saatkrähe.

Einmal lasse ich halten. Ich muß im Knick einem Birkenstämmchen zu Hilfe kommen, das ganz vom Eichengestrüpp erdrückt wird. Mein Jagdmesser schafft bald Befreiung. Dankbar schnellt das Stämmchen in die Höhe.

Weiter.

Im Süden und Westen ruht ein gleichmäßig mausefarbener Himmel, unter dem kleine zerzupfte weiße Wolken schnell vorüberziehn, als hätten sie eine eilige Post zu besorgen. Eines dieser Wölkchen gleicht erstaunlich einem großen Frosch, der sich aber augenblicks in einen Hund verwandelt, um dann ganz zu zerfließen. Die Gesträuche und Büsche, die Erlen, Eichen, die Nußblätter, die Farren, Alles ist frisch grün. Rote Giftbeeren und die Frucht der Ebereschen gucken hervor. Tausende von Brombeeren, von denen viele schon die tiefschwarze Farbe zeigen, ranken an den Wällen. Zwischen ihnen hat zahlreich eine magere, mittelgroße, gelbbraun gefärbte Spinne ihre Netze gespannt; die nahe aneinander liegenden Vorderbeine gleichen ganz kleinen Gemskrickeln.

Und nun die Haide. Sie blüht. Was ist da mehr zu sagen. Du Aschenbrödel der Natur, du Menschentrost, du heiliger Hort der Einsamkeit, wie lieb ich dich, wie lieb ich dich.

Vorbei.

Auf einzelnen Feldern steht noch Buchweizen in Garben. Ein roter Schimmer liegt auf den Stoppeln.

Auf andern Koppeln wird schon gepflügt. In den Kartoffeln hacken neben einander alte Weiber, eifrig mit dem Herausnehmen der Knollen beschäftigt.

Aus einem Buchenbusch am Wege klingt das Gekrächz der Häher.

Das große Tal, das von der Höhe gleichmäßig abfällt, wird überall von hochliegenden Wäldern, die kaum erkennbar im gleichmäßigen Grau liegen, begrenzt. Vor ihnen stehn schwarze kleinere Gehölze wie eine Postenkette. Auf einer baumleeren Kuppe ragt ein alter viereckiger dicker Turm wie eine Warte.

Keinem Menschen bin ich noch begegnet. Nun fährt ein Planwagen im Schritt vorbei, unaufhörlich umkreist und umbellt von einem weißschnauzigen Pudel.

Der Wagenlenker und ich begrüßen uns. Wir sind alte Bekannte. Es ist Peter Käs (er handelt mit Käse).

Weiter, weiter.

Durch den Redder kann ich heut nicht fahren. Er ist zu eng. Ich steige aus. Die Sonne bricht durch. Nun wandre ich, den Wagen zurückschickend, durch die tiefe Poesie eines einsamen Redders.

Redder heißt in Schleswig-Holstein ein enger, mit Knicks eingefaßter Weg, der auf Koppeln, in kleine Gehölze, oft im Felde auf der Haide verläuft. Namentlich im Sommer kann ein Wagen kaum durchkommen, so eng ist er von Wall zu Wall. Raupen, Spinnen, Blätter, Blüten, Fliegen fallen auf Kutscher und Gefahrene, wenn sie durchziehn.

In den hohen, üppigen Knicks stehn dicht durcheinander und ineinander Schlehdorn, Haselnuß, die Heckenrose, Holunder, Erlen, Hainbuche, Zwergeichen. Wie sich das alles undurchdringlich zusammenschiebt. Kein Luftzug kann durch. In den Zweigen sind Heu und Getreidehalme hängen geblieben.

Unter dem Busche stehn in prächtiger Fülle Farren (unsere nordischen Palmen), Brombeeren, Hülsen mit ihren wie glänzend gefirnißten stachligen Blättern; da wuchern tausend und tausend Blumen, oft gibt es ganze Lilastellen. Stiefmütterchen, Taglichtnelke, Ehrenpreis, Primeln, Kornblumen, Löwenzahn.

Und wie das krabbelt und kribbelt und spinnt und läuft und schwirrt und flirrt und summt.

Klatsch! nimmt sich ein Volk Rebhühner hinterm Zaune auf.

Kein Mensch! O du schöne Stunde!

Plötzlich ein Hecktor. Ein frischer Luftzug weht mich an, und weit, weit sehe ich über die Felder auf blaue Hügel, auf blitzende Gehöfte, auf dunkle Wälder.

Nun muß ich meinen Redder verlassen.

Bald bin ich wieder zu Hause.

Noch trockne ich mir den Schweiß von der Stirn, als Frau Hinrichsen eintritt und mir mit Grabesstimme zuflüstert:

„De Fru Geheimrätin is buten."

„Was, wie? Die Frau Geheimrätin? Bist du toll, Wieb."

„Nä, Herr, se is buten."

Das fehlte noch, diese alte unangenehme Tante Geheimrätin! Will womöglich wochenlang hier bleiben; mir die paar stillen Tage stören.

Wie ich sie hasse, das kaltherzige Weibsbild, das nur sich und die Anzugfrage kennt. Ich hasse sie wegen ihres eisigen Herzens, wegen ihres Hochmuts.

Noch immer steht meine alte Haushälterin vor mir. Sie sieht mich scheu von der Seite an. Ein teuflischer Gedanke arbeitet in mir; er zeigt sich wahrscheinlich an meinem Munde, diesem echten Seelenverräter.

„Führe die Frau Geheimrätin auf ihre Zimmer und entschuldige mich, daß ich nicht sofort mich ihr zur Verfügung stellen könnte. Es ist gut."

Wiebke Hinrichsen will gehn.

„Wieviel Koffer hat sie diesmal mit?" frag ich noch.

„Dat sünd woll tein Stück mit de ganze Bummelaasche."

„Es ist gut," wiederhole ich noch einmal ernst.

Wieb ist verschwunden.

Nach einigen Minuten steht mein Kutscher Jochen vor mir, den ich habe rufen lassen.

Unsere Unterredung dauert fast eine Viertelstunde. Endlich sage ich ärgerlich:

„Sünd wi Frünn (Freunde), Jochen, oder nich?"

„Na, denn is mi dat ok heel einerlei, Herr; denn man to."

Und auch Jochen ist verschwunden.

Ich bin mit meiner schwarzen Seele allein.

Tante Geheimrätin ist beim Mittagessen exquisit (Verzeihung für das Fremdwort) gekleidet; als wenn sie zu einem fürstlichen Empfang befohlen sei. Das muß dem alten Frauenzimmer der Neid lassen.

Nach dem Essen biete ich ihr den Arm.

„Der Wagen steht vor der Tür. Ich denke, wir machen eine Spazierfahrt, liebe Tante."

Bald stehn wir draußen.

Aber was ist das? Eine uralte Karrete wartet auf uns, bespannt mit den beiden Milchwagengäulen; der eine Braune ist sogar ganz blind.

Ich schimpfe auf Jochen. Jochen fuchtelt leise mit der Peitsche, und rückt und rührt sich nicht.

„Nun, es wird gehn," meine ich; „wir fahren umso langsamer, und umso besser kannst du dir unsre Gegend betrachten."

Ab.

Ich schiele und schiele, und richtig: wir fahren in den alten Redder hinein. O, du ahnungslose Tante.

Bald sind wir mitten in dem engen Wege. Es hagelt Fliegen, Schnecken, Spinnen, Raupen, Dornen, Blätter. Ab und zu fährt ein garstig Zweiglein über den Sonnenschirm, unter den Sonnenschirm, übers Gesicht, unters Kinn, über den Hut.

„Um des Himmels willen, laß uns umkehren; ich beschwöre dich."

„Das ist hier leider unmöglich, Liebe. Jochen, fahr to, fahr to."

Jochen tut, als wenn er emsig die Peitsche braucht. Wir kneifen uns so durch.

Endlich: Der Ausgang ist erreicht. Meine Tante sieht aus, als wenn sie in einer Schlacht gewesen ist. Sie ist in Ohnmacht gefallen, in eine wirkliche.

Wir halten. Jochen und ich bespritzen sie mit Wasser aus einem kleinen Kuhteich; säubern sie von dem Geziefer, von Blatt und Dornen.

Am Abend schon, mit dem nächsten Zuge, war meine innigst geliebte Tante abgereist.

Die kommt nicht wieder.

Ob sie mich in ihrem Testament bedenken wird, bin ich zweifelhaft geworden.

* * *

Die Schlacht bei Stellau. 1201.

Ich saß in einem Nachbardorf an einem köstlichen Abend auf dem Balkon des Wirtshauses „Zum grünen Elefanten"; oder hieß es „Zum lustigen Hinrich", oder „Die Tonhalle"? Ich habe den Namen vergessen. Die freundliche Wirtin hatte mir von ihrem guten Rum, aus der Ecke links, einen Grogk gebraut und nach meinem Platz gebracht.

Die Aussicht ist „nicht weit her". Rechts wird sie begrenzt durch Baumgruppen. Gegenüber liegt das Dorf Stellau. Das scheunenähnliche Gebäude, die Kirche, ist deutlich zu erkennen.

Es ist ganz still.

Zwei rote, geflickte Segel ziehn hintereinander langsam stromab. Klar tönt von den Wiesen herüber das eintönige, eigensinnige Schnark-Schnark des Wachtelkönigs. Noch immer habe ich keinen gesehen, geschweige geschossen, obgleich ich grade in den letzten Tagen zu diesem Zweck mich den Mähern angeschlossen hatte. Er schlägt Menschen und Hunden zu gern ein Schnippchen.

In dem unter mir liegenden Garten pflückte ein hübsches, blondes Mädchen Blumen.

Große Stille.

Aus einem entfernten Hofe klingt folgendes, sich kurz abwickelndes Gespräch zu mir her. Eine Weiberstimme: „Jung, wo hest du de Hark?“ Eine Knabenstimme: „De hett Hinnerk toletz hatt.“ Eine zweite Knabenstimme: „Dat is jo ni wohr.“ Die erste Knabenstimme (rasch): „Dats doch wohr.“ Die Untersuchung scheint sich im Hause fortzusetzen, denn ich höre nichts mehr.

Die letzte Schwalbe ist endlich zu Nest geflogen, die erste Fledermaus geistert durch die Dämmerung.

Im Osten zwängt sich die volle Scheibe des Mondes aus der Erde. Er steigt höher und höher. Alles ist übergossen von seinem Licht.

Aus den geöffneten Kirchentüren in Stellau, ich höre es deutlich, klingt schwacher Orgelton. In der Kirche und um die Kirche herum, ich sehe es deutlich, werden Fackeln und Lichter hin und her getragen: Wie Nonnen gekleidete Edelfrauen suchen unter den Toten und Verwundeten ihre Männer. Zwei Tage zuvor war hier eine große Schlacht geschlagen zwischen Graf Adolf dem Dritten, aus dem erlauchten Geschlechte der Schauenburger, und Herzog Waldemar, dem späteren König ‚Waldemar der Sieger‘ von Dänemark.

*

Im Mai 1201.

Der achtzigjährige Timm, der Pfeileschnitzler, saß vor seiner Tür in Itzehoe. Die rauhen Arme konnten nicht mehr mit der früheren Kraft den Hammer schwingen, und so hatte sich der alte Waffenschmied aufs Pfeileverfertigen gelegt. Und darin war er Künstler.

Ein eigentümlicher Kauz das, der alte Timm. Hatte er eine besondere Freude an einem gut gelungnen Geschoß, war ihm die Verbindung von Eisen und Rohr, von Elfenbein und Holz, von Stahl und Fischgräte zu seiner Zufriedenheit geglückt, dann pflegte er zum Schluß ein Wort hineinzuarbeiten: Verblute an mir. Ich bin der Tod. Wes-

halb bist du mir nicht ausgewichen. Du küßt kein Mädchen mehr. Narr, was willst du leben. Hörtest du mich nicht fliegen. Die Hölle grüßt dich.

Der Pfeil, an dem er im Maisonnenschein auf seiner Bank schnitt, war von außergewöhnlicher Schönheit: Auf dem Elefantenzahnstiel hatte er eine dreiwiderhakige Stahlspitze fest verlötet. Die Prachthalsfedern eines Erpels zierten hinten den Schaft. Und eben hatte Timm die Inschrift beendet: Ins Herz der schönsten Königin.

Just ließ er den Todesspender in der Sonne spielen, ein kindisches böses Lächeln nicht unterdrückend, als der dritte Graf von Holstein aus dem Hause Schauenburg, Herr Adolf, an ihm vorüber ritt.

„Zeig deine Arbeit, Timm," und der Graf nahm den ihm ehrerbietig überreichten Lebenserlöser prüfend in die Hand.

„Was solls mit den krausen Zeichen, Timm?"

„Ins Herz der schönsten Königin," antwortet grinsend der Greis.

„Ich nehm ihn mit; hole das Geld dir von Osterhof ab." Und dann ritt Graf Adolf, das Wort „Ins Herz der schönsten Königin" oft wiederholend, seines Weges.

Timm der Pfeilschnitzler sah ihm blöde nach, die schwachen Augen mit der wagerecht gehaltnen Hand gegen die Sonne schützend.

*

Anno Domini 1190.

Vor elf Jahren war Graf Adolf der Dritte dem Rufe seines kaiserlichen Herrn, mit diesem das heilige Grab zurück zu erobern, gefolgt.

Allgemein war die Riesengestalt des Holsteiners, wenn er zur Seite des breitschultrigen, mittelgroß gewachsenen Kaisers ritt, aufgefallen; er überragte ihn um Hauptes länge.

Der kluge Friedrich Barbarossa mit seiner im Glück und Unglück gleichbleibenden süddeutschen Fröhlichkeit und Lie-

benswürdigkeit, mit seinem tiefen Humor, den der finstre, nüchterne Holsteiner nicht imstande war zu begreifen, konnte nicht umhin, den Grafen zu necken, wo sich ihm Gelegenheit bot. Doch hielt er große Stücke auf ihn. Bei Ikonium, als von einem Elefantenturm der deutsche König mit Pfeilen überschüttet wurde, hatte Herr Adolf die Strickleitern, die an dem mächtigen Tiere im Wirrwarr des Gefechtes aufzuziehen vergessen waren, erklettert und oben eine große Verwüstung unter dem Heidengezücht angerichtet. Er allein. Sein gutes Schwert, das ihm Timm, der Waffenschmied, gehämmert hatte, in den Zähnen haltend, war er, die Rechte zum Eingreifen in die Leiter benutzend, die Linke den Schild mit den drei Nägeln Christi zwischen den Nesselblättern im Wappen gegen den Geschoßhagel hochhaltend, kühn hinaufgedrungen.

Noch finstrer als gewöhnlich trabte er heute neben dem stark ergrauten Rotbart. Dem Kaiser zur Linken tanzte mit seinem friesischen Fuchs der zwanzigjährige Herzog Waldemar von Südjütland. Der junge Herzog war das Gegenbild des stets die Stirn faltenden Grafen. Der holsteinisch-mißtrauische Herr Adolf trug auch in der glühendsten Hitze vorsichtig den schweren Eisenpanzer; Herr Waldemar, wenn kein Kampf in Aussicht stand, ritt im Seidenwams.

„Ihr Herren," sprach der leutselige Kaiser gutgelaunt, „wenns euch gefällt, so machen wir heut Abend, wie schon vorhin ichs euch vorschlug, dem Streit ein Ende."

Der Zank, der zwischen Adolf und Waldemar ausgebrochen war, hatte folgende Ursache: Dem Holsteiner war unter andern Beutestücken ein sechzehnjähriges Sarazenenmädchen zugefallen. Mirrjah war dem mürrischen Grafen als gehorsame Sklavin bisher gefolgt, als sich vor wenigen Tagen im Zelte des Holsteiners ihre Augen mit denen des jungen Dänen in hoher Liebesglut begegneten. Der leichtsinnige, rasche, gelbhaarige Waldemar hatte den stummen Blick der schönen Sklavin verstanden, und schon in den nächsten Stunden hielt er schützend seinen Arm um die Heiden-

dirne. Graf Adolf war wütend und forderte ungestüm seine Beute zurück.

„Bei Sankt Paul!" drohte Waldemar dem Schauenburger, „nie wieder sollst du sie berühren."

Und klirrend flogen die breiten Schwerter aus den Scheiden. Da war der in der Nähe befindliche Kaiser selbst dazwischen getreten und hatte die beiden vornehmen Herren zur Entscheidung der streitigen Frage, die ihm noch nicht bekannt war, für den Abend zu sich befohlen.

Und die Nacht kam heran. Das Purpurzelt Friedrichs erhellten zahlreiche Ampeln und Fackeln. Vor dem im Feldstuhl sitzenden Kaiser kauerte auf einem goldverbrämten roten Kissen mit emporgezogenen Knieen, die sie mit den Armen umfaßte, auf die sie die Stirn tief hinab gedrückt hatte, die Asiatin. Zu Seiten rückwärts von ihr standen trotzig der Graf und der Herzog.

„Mirrjah," hub der Kaiser freundlich an, „sieh auf und antworte auf meine Fragen." Aber das ganz verschüchterte, an allen Gliedern zitternde Mädchen wagte das Haupt, das von ihren langen schwarzen Haaren umflossen war, nicht zu erheben; wähnte sie doch, daß der Tod ihr bevorstünde.

Der Kaiser trat nun an sie heran und hob sie sanft zu sich empor. Als sie neben ihm stand in ihrer ganzen jungen Schöne und die großen braunen Augen fragend auf ihn richtete, als durch irgend einen Umstand ihr das Pantherfell von der linken Schulter glitt, trat er tief gerührt einen Schritt zurück, und sich zum Grafen wendend, dem graue Haare schon den Bart, vereinzelt, wie Kornblumen den Roggen, durchzogen, sagte er mit feinem Lächeln: „Die Jugend zur Jugend." Doch dann noch einmal der Sarazenin sein deutsches, ausdrucksvolles, väterliches Haupt gebend, rief er: „Entscheide dich, wem du angehören willst."

Und nun war es lieblich anzusehen, wie Mirrjah die großen Augen langsam und schüchtern auf Waldemar richtete. Im nächsten Augenblick lag sie in den stählernen Armen des jungen Dänen.

Einige Tage nach diesem Vorfall verließ der Graf grollend das kaiserliche Lager und kehrte nach Holstein zurück.

Im nächstfolgenden Jahr aber, als der Herzog mit seiner schönen Sklavin heimzog durch Holstein zu seinem Bruder, dem König Knut, hatte der Schauenburger ihm bei Segeberg aufgelauert, aber ihn nicht ergriffen.

Seit dieser Zeit war der Haß zwischen beiden unversöhnlich geworden.

*

September 1201.

Der kalte, kleinlich denkende, holsteinisch-nüchterne Verstandesmensch Adolf, den nordischen, grauen Einerleihimmel fast beständig über seinem Haupte, der keine Freude am Weibe hatte, den Frauenliebe nicht beglücken konnte, war nicht traurig gewesen über den Verlust der schönen Heidin, aber sein Mark verzehrend wurmte es ihn und fraß es an ihm, daß er im ganzen Kreuzheer die Zielscheibe manches Witzes gewesen war, daß ihm der hohe Herr selbst, wenn auch in seiner harmlosen Weise, ein Scherzwort ab und an zugerufen hatte. Herzog Waldemar hatte er den Tod geschworen.

Nun waren es elf Jahre her, daß der Schauenburger wieder seine Grafschaft regierte. Sein grausamer Charakter machte ihn verhaßt bei Vornehm und Gering. Manchen Ritter und edeln Herrn hatte er durch seine furchtbare Strenge in die Verbannung geschickt. Viele von diesen weilten am lustigen Hoflager Herzog Waldemars in Schleswig, den Tag erhoffend, wo sie mit den Dänen in die Heimat ziehen konnten.

Und der Tag war endlich gekommen.

In Stellau verwaltete das Pfarramt Pater Jacobus. In Schwaben geboren, im Kloster Cluny erzogen, hatte er viele Jahre im Gefolge des Kaisers Friedrich des Ersten zugebracht. Sein munteres Wesen sprach den lebensfreudigen

Rotbart besonders an. In die dunkelste Ecke des deutschen Reiches versetzt, konnte er sich anfänglich schwer in die hiesigen Verhältnisse hineinfinden: Die Ritter standen auf der gleichen Bildungsstufe mit ihren Leibeigenen, der Bauer lebte wie sein Vieh, und der Städter, eingepfercht von Wall und Graben, war durchaus eingenommen von seinem unausstehlichen Unfehlbarkeitsdünkel. Wie sehnte sich Pater Jacobus zuerst zurück nach dem geistig bewegten, reichen Leben; glaubte er doch auf eine Insel am Nordpol versetzt zu sein. Erst nach und nach gewann er sich die Herzen seiner Pfarrkinder. Er war auf Meilen bekannt durch seine aufopfernde, werktätige Liebe.

Der alte Pater Jacobus von Stellau, treu seinem Herrn, dem Schauenburger, brach in aller Frühe an einem heißen Septembertage von seiner Pfarre nach Itzehoe auf.

Kaum einige hundert Schritte gegangen, sah er an den westlichen Rändern der Itzehoer Waldungen ein Blitzen und Funkeln. Es waren die Heerhaufen Waldemars. Er lief, so schnell es seine alten Beine erlaubten, nach Stellau zurück und ließ die Sturmglocken ziehen; dann warf er sich in seinen Harnisch, riß den bestaubten Morgenstern aus der Sakristei, schwang sich auf ein Bauernpferd, und raste dem Schauenburger entgegen, den er bei Bramstedt im Lager wußte.

Doch war er nicht weit geritten, als er die Holsteiner heranrücken sah. Er meldete dem Grafen. Neben diesem trabte in goldener Rüstung, furchtbar wie der Erzengel Michael, der Bischof von Bremen.

Bei Stellau trafen die feindlichen Heere zusammen und kämpften den ganzen Tag wie zwei Hirsche, die sich in den Geweihen verfangen haben und, mit gleicher Kraft sich gegen einander stemmend, nicht vor- noch rückwärts können. Gegen Abend drangen, nach ungeheuern Verlusten, die Holsteiner siegreich vor.

Aber was war das?

Auf der Stör erschienen mit der Flut zahlreiche Schiffe, voran ein großes Boot, das von vierundzwanzig Ruderern in gleichem Takt vorwärts bewegt wurde. Unter einem darüber ausgespannten roten Baldachin stand Mirrjah, das schöne Heidenmädchen, und knabberte verzuckerte Mandeln. Waldemar hatte sich nicht von ihr trennen können.

Als sie das Wanken der dänischen Truppen vom Fluß aus bemerkte, ließ sie das Boot rasch ans Ufer rudern, daß es knirschend auf den Sand stieß. Das erste beste ihr eingefangene Pferd besteigend, jagte sie ins Getümmel, den Herzog suchend. Und bald fand sie ihn, im verzweifelten Einzelkampf mit seinem Todfeind.

Als der schwer gepanzerte Graf durch sein Augengitter sie erblickte, riß er wütend sein Visier in die Höhe und, seinem neben ihm kämpfenden Lieblingsbogenschützen dessen Hauptwaffe hastig entziehend, legte er den herrlichen Elfenbeinpfeil mit der dreiwiderhakigen Stahlspitze auf die Sehne und sandte ihn ab: „Ins Herz der schönsten Königin." Der gierige Lebensvernichter küßte Mirrjah so heftig, zitternd stecken bleibend, daß sie lautlos aus dem Sattel zur Erde sank. Wie der angeschossene Keiler stürzte Waldemar auf den Grafen, der unfehlbar, trotz seiner Stierstärke, an diesem Tage die Sonne zum letztenmal gesehen hätte, wenn nicht, treu bis in den Tod, die Ritter Breide Rantzow und Uke Rugemoor ihn mit ihren Leibern gedeckt hätten. Der Page Wulff Brockdorff hatte sich im letzten Augenblick, als schon der Graf ohnmächtig von seinem großen dithmarschen Hengst gleiten wollte, den tödlichen Hieben des Herzogs gewiß, für ihn geopfert. Und unaufhaltsam drangen die Dänen vor.

Am Abend nach der Schlacht entledigte sich Pater Jacobus, der manchem Dänen mit seinem Morgenstern die Funken aus dem Schädel geschlagen hatte, seines Kettenhemdes und warf sich wieder in seine Sutane. Treu seiner Pflicht als Tröster der Sterbenden, als liebevoller Seelsorger, wurde er am andern Morgen, gänzlich erschöpft von den übergroßen

Anstrengungen, tot neben einem dänischen Ritter gefunden, dem er letzte Worte des Friedens gesprochen hatte.

Waldemar verfolgte seinen Sieg und nahm Adolf den Dritten bei Hamburg gefangen. Unedel genug, ließ er ihn wie ein wildes Tier in einen Käfig sperren und zeigte ihn in den Städten Holsteins und Dänemarks.

Aber fünfundzwanzig Jahre später rächte der vierte Adolf aus dem Hause der großen Schauenburger, Holstenstolz genannt, seinen Vater am Marien-Magdalenen-Tag auf der Hochebne von Bornhöved. Derselbe Waldemar, der Sieger genannt, der bei Stellau die Holsteiner vernichtend geschlagen hatte, erlitt hier eine starke Niederlage. Die Dänenherrschaft war gebrochen, das alt- und allbekannte Wort war einmal glänzend wieder in Erfüllung gegangen: Holstentreue.

* * *

Der Sühneversuch.

Ich war in die Wälder hinaufgestiegen, die mein kleines Gebiet im Westen und im Norden beschützen. Und nun stehe ich am Rande des Poppenbrookholzes. Eine Schar Krähen, wie von einem Schuß erschreckt, hebt sich mir zu Häupten aus den Wipfeln, und kreist, ihr Quark-Quark-Rark in allen Abtönungen gebend, über mir. Plötzlich verstummt ihr Gekrächze, und durch den Wind klingt es wie das Rauschen einer langen seidnen Schleppe. Wie ein Flug Tauben in anmutigster Schwenkung zieht das graue Gesindel in die Nachbarbäume.

Ein Eichhörnchen guckt mit seinen bösen dummdreisten Augen, im Innehalten auf dem Hinunterweg zur Erde, mich an, um dann blitzartig in den Zweigen zu verschwinden.

Unabsehbar liegt die Ebne vor mir. Die Luft zittert auf den reichen Getreidefeldern. Wie schattig, wie kühl ist es unter meiner großen holsteinischen Buche.

Weit im äußersten Süden der Ebne wird es plötzlich lebendig. Wären wir nicht mitten im Frieden, wären wir

nicht mitten in manöverloser Zeit: feindliche Reiter wären es, die, sich teilend, den Schleier bilden vor nachrückendem Fußvolk.

Nun zieht es sich wieder zusammen. Eine Schwadron? Im Abmarsch zu Zweien? Schritt?

Der letzte große Schauenburger, Herzog Adolf der Achte, hatte, nachdem er ihn selbst ausgeschlagen, den dänischen Thron seinem Schwestersohn Christian von Oldenburg zugebracht. Und immer mehr nahm er Teil an dessen Unternehmungen, gab seinen Rat, wußte der „bodenlosen Tasche," dem in Geldsachen beispiellos ungeschickten König, immer neue Hilfsquellen zu erschließen. Klug, persönlich tapfer, von großer Mannesschönheit, war Christian wohl geeignet, seinem Oheim zu gefallen.

Aber Adolf hatte Lehnsvettern, die Pinneberger. Und mit diesen Lehnsvettern waren seit Jahrzehnten Erbverträge geschlossen. Der Herzog mußte in Bezug auf seine Erblande mit diesen Verhältnissen rechnen, wenngleich er im geheimen auch seinem Lieblingsneffen, dem König Christjern, seine Erblande wünschte.

Wie sah es denn mit seinen Lehnsvettern aus? Den alten regierenden Grafen Otto von Pinneberg rechnete er nicht. Bischof Ernst von Hildesheim, der älteste Sohn, war dem sittenstrengen, reinen Herzog durch sein wüstes Leben ein Greuel. Der zweite, Junker Erich, konnte nur in Frage kommen.

Das Herz des alternden Herzogs war von ihm eingenommen, trotzdem er leichtsinnig und verschwenderisch war. Auf Junker Erich waren eine Zeitlang des Herzogs Gedanken gerichtet. Und wer weiß, ob die schleswig-holsteinischen Lande nicht diesem nach des Herzogs Tode zugefallen wären, wenn sich nicht ein unerhörter Zufall zugetragen hätte.

Graf Erich hatte die schöne, blonde, blasse, ernste Jutta von Lauenburg zu seiner Ehefrau gewählt, und es hatte in den ersten zwei Jahren den Anschein, als wenn die Gräfin einen wohltuenden Einfluß ausübe auf ihren Junker. Aber

da war plötzlich ein schwarzes, lebhaftes, üppiges Edelfräulein, Barbara Gadendorp, in die stille Ehebahn als Hindernis getreten. Erich vergaffte sich in die schöne Barbe, vernachlässigte die Gräfin, trieb es so weit, daß das Edelfräulein auf sein Schloß ziehen mußte. Am andern Tage floh Jutta zu ihrem Vater, dem Herzog von Lauenburg. Der aber empfing sie ungnädig: „Das sind kleine Schwächen, die du deinem Junker verzeihen mußt!" Er setzte sich mit dem Haupt des Gesamthauses, dem Herzog Adolf dem Achten, in Verbindung, und es gelang diesem, wie dem Vater und dem Junker selbst, nachdem die sündhaft schöne Barbara nach Kopenhagen gegangen war, Jutta zu bestimmen, am dreizehnten September mit großem Gefolge zu einem Sühneversuch auf der Ebne von Wulfsmoor, am Rande der dort hochaufsteigenden Waldung zu erscheinen.

Und das war nach der Sage der Platz gewesen, auf dem ich zur Stunde in die Ferne sah.

Unter einem Prunkgezelt, hart unter den ersten Buchen, stand in höfischer Tracht Herzog Adolf; ihm zur Seite Junker Erich. Beide spähten mit angestrengten Augen in die Weite.

Hinter dem Zelt lagerten Herolde, Diener, Trabanten, scharrten angepflockte Pferde, hatten die Köche ihre Feuer.

Die Sonne neigte sich. Noch immer war nichts vom Zuge des Herzogs von Lauenburg und seiner Tochter zu entdecken. Ausgesandte Reiter kamen auf triefenden Pferden zurück: jede Meldung war dieselbe trostlose.

Schon traten zum dritten die Fanfarenbläser vors Zelt. Der Marschall des Herzogs, Ove Wohnsfleth, vor seinem erlauchten Herrn stehend, rief, entblößten Hauptes, laut in die Landschaft: „Jutta, Gräfin von Schauenburg!"

Es kam keine Antwort. Schon wollte der Marschall verkünden: Der Sühneversuch ist gescheitert! als ihm der Herzog Halt gebot.

Am äußersten Rande der Ebne zeigte sich eine verworrene Masse, aus der sich, es war deutlich zu bemerken, einzelne

Reiter lösten, die in Galopp auf die Waldecke, wo das purpurrote Zelt hervorleuchten mußte, heranjagten. Es waren die Anmelder des lauenburgischen Zuges. Als sie sich so weit genähert hatten, daß die Farben der Reiter und Rosse erkennbar wurden, zeigte sich auch der Zug als solcher. Näher und näher, im Schritt, prunkte er heran. Schon waren die Reiter oben. Ein Ritter, vom Pferd springend, machte Adolf dem Achten die Meldung, daß Jutta von Schauenburg, einer Sühne nicht abhold, in kurzem hier sein würde.

Näher und näher zeigte sich der Zug.

Neben einer Sänfte, die der Sonne halber dicht verhangen war, die in sinnreicher Weise zwischen vier Paßgängern hing, ritt der alte Lauenburger selbst. Voran schritten acht riesige Mohren. Hinter der Sänfte folgte ein großer Troß: Edeldamen und Ritter, Pagen, Knappen, Diener. Alles war zu Pferde. Nur die acht Riesenneger schritten kräftig zu Fuß.

Und nun hielt der Zug. Aus den Paßgängern wurde der Sessel von den Schwarzen sanft gelöst und niedergestellt.

Als sich die Vorhänge nicht hoben, beeilte sich der vom Hengst gesprungene Vater dies zu tun. Aber wie ein vom Beile getroffener Stier fiel der Herzog neben der Bahre nieder.

Ein Bild der unbeschreiblichsten Verwirrung entstand: Während das Gefolge, die Neger, die Pferdehalter sich im wüsten Knäuel um den Sitzstuhl drängten, sahen von oben der letzte Schauenburger und Junker Erich auf das unbegreifliche Getümmel. Ahnend, daß ein Unglück geschehen sei, eilten sie den Abhang hinunter. Ehrerbietig wurde ihnen Platz gemacht. Da lag die Gräfin Jutta, zurückgelehnt, das weiße Kleid blutübergossen. Sie war tot. Mit antikem Mute hatte sie sich, wohl kurz vor dem Endziel der Reise, den Dolch ins tödlich verwundete Herz gestoßen.

* * *

Im Nachbarstädtchen.

Ich bin gezwungen, mich drei Tage in meinem nächsten Städtchen, wo ich in Grundbuchsachen auf dem Amtsgericht zu tun habe, aufzuhalten. Die kleinen Städte gleichen sich auf der ganzen Erde vollkommen. Die Heuchelei, der Neid, die Klatschsucht bis zur verzerrtesten Lüge, die Engherzigkeit und kleinliche Denkungsart, die in einem Schneckenhaus Platz habenden Ansichten über Leben und Welt, machen jede kleine Stadt und ihre mit ihr zusammenhängende nächste Umgegend zum qualvollen Galgenberg. Und dann der Dünkel, die Voreingenommenheit für sich und ihre sechs Häuser. Ich kannte eine alte Gräfin, die so hochmütig war (Ahnenstolz hat seine volle Berechtigung, Adelstolz ist stets das Zeichen größester Beschränktheit), daß sie zuletzt nur noch auf neunbeinigen Stühlen sitzen wollte. Aber was ist dieser Hochmut gegen den Hochmut der „Familien" in den kleinen Städten. Diese unerhört alberne Nasenhochhaltung gegen alle, die nicht zur „Familie" gehören, und nun vollends gegen solche, die nicht im Städtchen geboren sind. Mag ein Mensch als Engel in das eine Tor gehn und, ohne sich aufgehalten zu haben, im andern Tor verschwinden: in diesem ist er schon der schwärzeste Teufel, so hat ihn die giftige Zunge der Schöppenstädter auf seinem kurzen Gange begeifert.

Frische Luft und einsame Spaziergänge sind die einzigen Vorzüge einer kleinen Stadt.

Always excepted the present company: Das muß ich von dem Nestchen sagen, in dem ich mich drei Tage aufhalten muß und dessen Gastfreundschaft ich schon so oft genossen habe. Ich kenne liebe Menschen darin, und heute Abend wird es mir ein Vergnügen sein, im Wirtshaus „Zum fetten Ferkel" mit meinen alten Bekannten zusammen zu treffen. Dann höre ich von demselben Hinz und über denselben Hinz und von demselben Kunz und über denselben Kunz, für die Bürger der einzige Gesprächsstoff Tag für

Tag, für mich wenigstens Neuigkeiten. Dort treff ich auch, wenn ihr „strenges Gewissen" es erlaubt, diesen oder jenen Einwohner, den man mit dem Namen „Biedermann" oder „Ehrenmann" bezeichnet. Gäbe es eine Hölle, für diese Biedermänner und Ehrenmänner wäre sie angebracht. Ja, die sogenannten Biedermänner!

Ich wohne während meiner Anwesenheit in einem Hause, das seit langen Jahren meiner Familie gehört und „das Stadthaus" genannt wird. Ich bin nicht gern dort. Es ist so dumpf und öde darin. Als Haushüterin bewohnt es die alte fünfundsiebzigjährige Witwe Sophie Klöhnmeier, von Alt und Jung Fiken Tralala genannt. Fiken Tralala hat mir schon die ersten Kinderhöschen genäht. Sie ist glücklich, wenn ich einige Tage im Stadthause bin. Ich bin dann gleichsam bei ihr zum Besuch, so völlig hat sie sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ihr das Haus gehöre. Ich lasse sie natürlich ruhig in ihrem Wahn.

Wie einsam ists in dem alten Gerümpel. Die Gartentür steht auf, damit ich frische Luft habe. Ich krame aus Verzweiflung in alten Schränken und Schreibtischen. Da fällt mir in die Hand

Rechnungsbuch
über die Einnahmen und Utgahben
für die Armen in der Dorfschaft
Niegekoppel:

1) Ein unbekannt Mädchen, so wir Wibeken nannten, kam den 1. April auf die Armenkommün. Sie ward in Kost und Loschi ontergebracht bei Marx Detlefs for 15 Mark 12 Schilling jährlich. Ist ein fein Ding gewesen. For ihr Sark, Kuhlengraben und Trägerlohn in Somma = 1 Mark 10 Schilling.

Wer warst denn du, unbekanntes Mädel? —

In den Bücherschränken liegen die mir längst bekannten Sachen. Unter anderem: Ein Konversationslexikon von 1823. Bertuchs Bilderbuch für Kinder, Weimar 1798.

The modern theatre, a collection of successful modern plays, London 1811. Gothaische Hofkalender von 1766 an. Gellerts sämtliche Schriften: Mit Römisch Kaiserlichen, Königlich Preußischen und Churfürstlich Sächsischen allergnädigsten Freyheiten, Leipzig bey M. G. Weidmanns Erben und Reich und Caspar Fritsch, 1775.

In „Fieldings Nachlaß" finde ich folgende Pfefferpriesschen:

„Was ist ein Patriot?" Ein Mensch, der eine Stellung oder ein Amt haben will. — „Was ist Politik?" Die Kunst, diese Stellung zu erlangen. — „Was ist Wissenschaft?" Die Kunst, die Fehler und Schwächen unserer Nebenmenschen zu durchschauen. — „Was ist Tugend?" Ein mäßig interessanter Gesprächsgegenstand. — „Was ist Verdienst?" Geld, Rang und Kredit. — „Was ist Geist?" Ein Mittel, sich bei Andern verhaßt zu machen.

Ach, es ist so einsam. In meinem Gartensaal, in dem ich sitze, hängen nur zwei Bilder. Das eine stellt einen Ritter vor aus der Zeit Christians II. von Dänemark. Weit über Lebensgröße, nimmt es fast die eine Wand ein. Wer der Ritter ist, weiß Keiner. Zu meiner Familie gehört er nicht. Das eine Auge ist ihm einmal abhanden gekommen; als Ersatz ist ihm, wohl von einem Schalk, ein gläsernes Pferdeauge eingesetzt.

Das gibt dem Bilde etwas gradezu Gräßliches. Aber noch andres an ihm erregt mir jedesmal Herzklopfen, wenn ich ihn betrachte: Es kommt mir vor, als wolle er sprechen, aber es gelingt ihm nicht. Die Sage will, daß es der Ritter Josua Qualen ist, der Hüter des wahnsinnigen Königs Christian II.

Ihm gegenüber hängt eine Ururtante von mir. Ein junges Mädchen in der Tracht aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Als Knabe hatte ich mich schwärmerisch in die schwarzen Augen und vollen roten Lippen verliebt. Aber es ist auch ein süßes Gesichtel. Auf einem Marmortisch vor ihr steht ein leeres Vogelbauer. In der linken Hand,

etwas geziert, hält sie an einem Faden ein flatterndes Rotkehlchen. Das ist echt im Geschmack damaliger Zeit. Etwas mir Unerklärbares hat das Bild: Die schwarzen Augen verfolgen lustig den Vogel und sehen doch zugleich den Beschauer an. In der Chronik finde ich von ihr, daß sie schon im einundzwanzigsten Lebensjahre unter „wehen Umbständen" gestorben ist. Welcher Art diese „wehen Umbstände" gewesen sind, ist nicht angegeben. Fiken Tralala nennt den Ritter „dat ol Deert" und meine Ururtante „lütt Wippsteert."

* * *

Josua Qualen.

König Friedrich steht am Fenster im Schlosse Rosenborg und stützt sich auf Schön Judith. Er hat das Veilchen irgendwo in seinen Landen gepflückt.

„Sprich, Judith: Leben oder Tod?"

Schön Judith sieht auf die blühenden Kirschbäume, auf das erste Buchengrün; die Luft dringt herein, die warme, lebenbringende Frühlingsluft.

„Leben," sagt sie leise.

König Friedrich winkt den Pagen Tönnies Rantzau heran:

„Ritter Josua Qualen."

Vor König Friedrich und Schön Judith steht Josua von Qualen.

„König Christjern soll leben.

Leben in ewiger Gefangenschaft.

Du bist sein Hüter.

Heut noch mit ihm zu Schiff nach Sonderburg; und, Josua, König Christjern soll lange leben."

Und es verneigt sich tief Josua von Qualen.

*

Zehn Jahre vordem.

An der Levensaue, zwischen Schleswig und Holstein, ist König Christjern vom Pferde gestiegen und spricht mit Magnus Giöe und Tuke Jepsen, seinem Kanzler und seinem Marschall. Hinter ihm stehen Ritter und Knappen, in Panzer und Schienen. Vor ihm, unbewaffnet in höfischer Tracht, zwanzig und sieben schleswig-holsteinische Edelleute.

Hat König Christjern nicht zugesagt, zu kommen ohne Panzer und Schienen und Schwert?

Herzog Friedrich aber war in Plön geblieben; er hatte den Schnupfen.

Und König Christjern hebt die Hand, und droht, mit ausgestrecktem Finger auf die schleswig-holsteinischen Ritter zeigend:

„Ihr habt keine Rechte; ich stell euch gleich den Bauern."

Und der König speit aus.

Blaß wie Schäferwölkchen am Sommerhimmel werden die Ritter. Bewegung. Sie treten, heftig und schnell, eng zusammen.

Und Detlev Thienen drängt den Kopf vor, ballt gegen den König die Faust und ruft:

„Du bist ein Oldenburg und ich bin ein Thienen!"

Und Josua Qualen ruft:

„Du bist ein Oldenburg und ich bin ein Qualen!"

Schweigen des Todes, drei Herzschläge lang.

König Christjern würgt nach Worten, und würgt und würgt, und will schreien.

Ein Sprung, wie der Tiger aus den Dschungeln, und Detlev Thienen liegt tot zu des Königs Füßen.

Und eine Greuelszene:

Magnus Giöe gibt Josua Qualen einen Schlag auf die Stirn mit dem Eisenhandschuh. Josua taumelt, taumelt und sinkt. Und wie eine Bestie krallt sich der König in seinen Hals, zieht den Dolch und schneidet dem Ritter die Zunge aus.

König Christjern trocknet sein Schwert in der Mähne sei-

nes Pferdes und reitet dann nach Gottorp. Neben ihm reitet Düveke. Eigentlich heißt sie Columbula; Columbula aber: mein süßes Täubchen.

Und neben ihm reitet Düveke. Sie ist noch immer so schön wie keine im Reich. In ihrem Stahlblech-Handschuh, der so fein gearbeitet ist, als hätte sie Seide an den Fingern, spiegelt sie sich. Sie küßt ihre Hand, sich selbst. Sie liebt nur sich und hat kein Herz; nicht ein klein wenig Herz. Nur Hochmut. Und ritte der prächtigste Junge neben ihr: wär er nicht König, er dürfte sie nicht begleiten.

König Christjern, mit dem viereckigen Bauerngesicht, mit den fürchterlichen Augen, in denen schwerer Wahnsinn lauert, lacht; selbst wenn er lacht und scherzt, gleicht er dem Wolfe. Zwischen Auge und Ohr, über dem linken Schlaf, hängt ein dicker, zwei Zoll langer Zopf.

König Christjern der Bauer reitet neben dem Bauernmädchen, der Königin; der Königin mit dem kältesten Herzen und den blauen unschuldigen Kinderaugen. Ihr weißer seeländischer Hengst tanzt im Sonnenschein und schäumt ins Gebiß. Und wie sie sich mit vollendeter Anmut seinen Bewegungen hingibt, ohne einen Punkt der Kraft, mit der sie ihn führt, zu zeigen, da blitzen hinter ihr die hellblauen Augen der Dänen; sie müssen an die kleine, magre Königin Isabella denken, Christjerns Gemahlin, die Schwester Kaiser Karls des Fünften. Ach, die arme Isabella hat eine so häßliche Unterlippe, so häßlich, wie sie ihr Ahn hatte, Kaiser Rudolf von Habsburg, der nüchternste Rechenmeister, der je auf Erden gelebt hat. Aber Isabella hat ein gutes Herz, und ist treu und keusch wie eine deutsche Frau.

Hinter den Dänen raucht es von Blut; und weiter hinter ihnen, über die stille, sanfte Ostsee hinweg, raucht es von Blut, von sehr vielem Blut. Da liegt Schweden, und in Schweden liegt Stockholm.

In Gottorp essen sie zu Abend. Düveke knabbert verzuckerte Pflaumen, bis sie zu Bett geht. Alles trinkt Burgunder, und Alles ist lustig.

Im Helldunkel des blassen Mondes, von dem eben eine schwarze Wolke die Hand wegzog, liegt im roten Grase Josua von Qualen und richtet sich halb auf, wie ein getretner Wurm, stützt sich auf die Hände, und fällt wieder zurück, und will schreien nach Wasser —

und kann es nicht —

und will schreien nach Rache, und aber nach Rache und aber nach Rache —

und kann es nicht.

*

Herzog Friedrich aber hat den Schnupfen verloren und läßt im Lande die Drommeten rufen, und mit ihm ziehen auf dem großen Rachezuge die Geschlechter Schleswig-Holsteins.

Der Herzog reitet an der Spitze, und neben ihm Josua von Qualen.

In die Mähnen und Schweife der starken plumpen Gäule ist rotes Band geflochten. Rot sind die Federn am Helm, und purpurn die Decken. Blut hat rote Farbe. Und alles Volk strömt zusammen in Schleswig, Holstein, Jütland, in Fünen, in Seeland, und zieht mit, und Herzog Friedrich ist König.

König Friedrich der Erste.

Heil König Friedrich dem Ersten!

Christjern flieht; und mit ihm die treue, stille Isabella. Düveke ist gestorben.

Es war ein heißer, gewitterschwüler Julitag. Sie stand vor ihrem großen Spiegel, bei offnem Fenster, und schlang das lange blonde Haar zum Knoten unterm Kinn, nahm den Hinterkopf in die Hände, bog ihn zurück und lachte sich an: wie hold sie war. Torben Oxe aber, der Statthalter von Norwegen, sah sie im Garten vom Rosenbusch aus. Torben Oxe liebte sie, liebte sie mit schlagenden Adern, und das Paradies der Seligen hätte er gegeben für einen tappenden, tastenden Gang zu ihr um Mitternacht. Aber Torben Oxe

war kein König, war nur Statthalter; ein junger, schöner Statthalter. Auf einem Hoffest in Kopenhagen hatte er sie zum ersten Male gesehen, und sich wie toll in sie verliebt. Düveke hatte ihm anfangs mit den Augen gelächelt, dann aber, als er kühner wurde, ging sie — und so machte sie es mit jedem, der sich in sie vernarrt hatte, und Narren wurden alle Männer, die sie sahen — aus dem Lachen in Spott über: Es ist Zeit, Herr Statthalter, daß Ihr in Eure Provinz zurückkehrt. Fahrt dann hoch nach Norden und jagt auf Eisbären und Seehunde; das wird Euch das Blut kühlen.

Düveke hatte kein Herz, nicht ein klein wenig Herz.

Torben Oxe war nun zum zweiten Male in Kopenhagen: Ein Pfeil flog durchs Fenster und grub sich mit seinem Zahn grad in ihr Herz, aus Liebe, aus Liebe.

Christjern schweift von Land zu Land. Nach England. Vetter Heinrich der Achte aber ist zu sehr mit Liebesgedanken beschäftigt, und dann: Soll er lutherisch werden oder papistisch bleiben? Was ist klüger? Das heißt, was bringt mehr Geld ein? Entschluß: lutherisch: nun werden alle die fetten Klöster und Pfründen aufgehoben, und Heinrich wird Geld haben, Geld, Geld, Geld. Er läßt den Vetter grüßen, und empfiehlt ihm die kürzeste Reise nach Holland.

In Holland. In Brandenburg. In Sachsen. In Österreich zum guten Schwager Carolus Quintus. Der gute Schwager hat kein Geld, er hat nie Geld, und Herr Fugger in Augsburg will kein zweites Sandelholz- und Schuldschein-Feuer im Kamin anzünden; Herr Fugger ist vorsichtig geworden.

Und weiter. Wieder in Sachsen. In Brandenburg. In Mecklenburg. In Danzig. In Schweden. Und von dort nach — Kopenhagen.

König Friedrich aber ist klug und kennt keine Gnade.

Tod oder Leben?

Und Schön Judith sagt so süß:

Leben.

*

Christjern sitzt auf dem Schiffe; wie alt ist er geworden. Noch hängt ihm der dicke Zopf über dem linken Schlaf. Er starrt ins Wasser; vor ihm, daß er nicht mit rettendem Sprunge hineinspringt, steht, dicht vor ihm steht

Josua von Qualen.

Der König weint; dicht vor ihm steht stumm

Josua von Qualen.

Ein Landstreifen; näher, die Insel Alsen.

Ein Turm; näher, der Turm von Sonderburg.

Und König Christjern wohnt im Turm von Sonderburg.

Kein fürstlich Gemach. Ein vermauert Rondeel; klein, sehr klein. Schräg, unter dem Dache, fällt spärliches Licht. Ein Loch, auf und zu, für die Speisen. Eine Falltür oben. Auf: es steht in der Öffnung, auf den König niederschauend, stumm

Josua von Qualen.

Und womit belustigt sich denn König Christjern?

Er umgeht seinen steinernen Tisch, immer fort, immer fort. Mit dem Daumen höhlt er mählich eine Rinne in den Stein.

Und oben steht

Josua von Qualen.

Und womit belustigt sich denn sonst der König?

Er kritzelt mit dem Nagel in die Mauer Galgen und Rad, Galgen und Rad.

Und oben steht

Josua von Qualen.

Und zuweilen brüllt der König, brüllt, daß die Spießspitzen der Turmwachen zittern und die Fische im Alsensund vor Schrecken auf den Grund schießen; dann springt er, mit glühenden Augen, an den Wänden hinauf, und will sich festklammern und klettern, und fällt wieder zurück.

Und oben steht

Josua von Qualen.

Und siebzehn Jahre im Turm von Sonderburg.

Der letzte Tag:

Der König liegt auf den Wolfsfellen, sterbend.
Und oben steht
Josua von Qualen.
König Christjern stirbt, und im Sterben reckt er die Zunge aus, die lange, rote, schöne, kostbare Königszunge gegen
Josua von Qualen.
Tot.
Und tot auch stürzt auf den steinernen Tisch
Josua von Qualen.

* * *

Im Garten steht jeder Zweig, jede Blume still. Die Bäume strecken wie in Erstarrung die Äste zum Himmel. Schwere Regenwolken hängen wie Säcke. Von den Rosenbeeten bringen mir zuweilen leise Luftwellen persische Gärten. Ein Hausrotschwänzchen lockt unaufhörlich: Puith, Puith, Puith.

Ich sitze wie im wachen Traume. Es ist so einsam um mich, und doch tönt allerlei Leben aus Nähe und Ferne. Ein Dudelsack zieht durch die Straßen, ein Knabe übt sich irgendwo auf der Trommel; irgendwo wird Holz gespalten, schwach hör ich das Geräusch der gleichmäßigen Hiebe, das „Eha" des Spalters.

Ich schließe die Augen. Öffne ich sie wieder, dann sehe ich im nächsten Kirschbaum eine Sperlingsmama mit einer grünen Raupe im Schnabel. Vor ihr, mit den kleinen Flügeln schlagend, zirpt ein junger Spatz. Aber die Mutter ist grausam: Die sich krümmende Raupe wandert nicht über die Zunge des Junkers. Der junge Sperling zirpt und zirpt . . . Ich schließe wieder die Augen, und ich schlafe ein.

Im Traume fliege ich durch weite Länder. Nun bin ich am Unterrhein. Eine breite, ruhige Wassermasse blitzt herüber. Die Gegend ist nicht schön. Vor mir sitzt eine mir gänzlich unbekannte junge Dame im Coupé. Oder ist es mein Urtantchen, aber ohne Rotkehlchen. Wie reizend sich die junge, zarte Gestalt (die übrigens ganz modern ge-

kleidet ist) abhebt von dem Dunkelblau des Stuhles. Jetzt öffnet sie ein wenig die Lippen, und trotz dem Lärme des Zuges höre ich deutlich, wie sie sagt: „Du liebst mich nicht mehr.“ Es klingt wie hingehaucht . . . Aber Schrecken, o Schrecken, aus dem Ururtantchen wächst mit großer Schnelligkeit dat ol Deert, der Ritter Josua Qualen. Er erhebt sich, er ballt die Fäuste gegen mich und brüllt mich an: „Du liebst mich nicht mehr.“

Ich wache entsetzt auf. Die Sperlinge sind weg. Auf die Blätter klatscht ein grader, starker Regen. Bald hört er auf.

In der Straße kommt das Klingeln des Milchwagens näher und näher. Ist das kleine Glöckchen, das am Halse des mißmutigen Pferdes hängt, nicht in Bewegung, so ist dies das Zeichen, daß er Verkäufe hält, daß er in diesem Augenblick von den Weibern umringt ist, denen er aus seinem Flüssigkeitsmaß in ihre Töpfe und Schüsseln gießt. Nun steht er an meiner Haustür. Ein Fenster in meiner Nachbarschaft öffnet sich; eine Stimme in diesem wird hörbar, eine hohe Frauenstimme, etwas rauh auch, wie Fiken Tralala mir abscheulicher Weise erzählt hat, durch zu häufiges Einschenken aus einer Madeiraflasche:

„Is do Bottermelk, Klas?“

„Jau.“

„Wat kost de?“

„Söß Penn.“

„Güstern hev ick doch man fif gevn.“

„Na, denn komm.“

Der Milchwagen entfernt sich.

Während dessen hat sich der Ausrufer mit seiner großen Glocke genähert.

Glocke.

Stimme:

„Morgen Nohmiddag Glock dree grote Aukschon bi Hans Roiten in Stadt Schleswig. Twee Bettstellen un een Neihdisch.“

Glocke.

Stimme:

„Dick fett Kalvfleesch bi Klaus Fock."

Glocke.

Stimme:

„Hüt Abend Glock söben grote Danzmusik in'n will'n Ossen. Da ward ok 'n fett Swin verkegelt" . . .

Gott segne dich, du kleine Stadt . . . Ich nehme Hut und Stock und gehe ins Wirtshaus „Zum fetten Ferkel".

Die Sonne ist wieder zum Vorschein gekommen. Sie spiegelt sich in dem großen See, der vom Hotel aus zu sehen ist. Er ist der Stolz des Städtchens. Um die Lindenkronen am Kirchhof gaukeln Hunderte von Kohlweißlingen. Über den hellgrünen Blättern, über den weißen Schmetterlingen zeigt sich der hellblaue Himmel.

Kühe tapern vorbei, von den kleinen Treibern in die Ställe getrieben. Eine von ihnen stößt mit der Schnauze an einen leeren Wassereimer, daß er umfällt; sie glotzt ihm nach.

Wir sitzen draußen, vor der Haustür.

Das Leben spinnt sich in einer kleinen Stadt wie am Draht ab. Punkt drei Minuten nach sieben rasselt der schwerfällige Omnibus um die Ecke. Wie aus der Kanone geschossen, springt der Hausknecht aus der Stalltür; mit einiger Anstrengung nimmt er die mit Heu gefüllte Krippe. Nun hält auch schon der Wagen. Der Kutscher löst das Kopfzeug und schiebt es zurück, und nun wiederholt sich jeden Abend dasselbe: Der Sattelgaul streckt den Hals und giert nach dem Wassereimer, das Stangenpferd frißt, über die Deichsel den Hals zu seinem Kameraden futterneidisch wendend. Ich springe auf, um dem alten durstenden Wallach den Eimer zu holen. Wie emsig er den Kopf hineinsteckt. Bei jedem Schluck machen die sonst beim Saufen von ihrer ewigen Arbeit ausruhenden Ohren eine kleine Rückwärtsbewegung.

Nun hebt er das Maul aus dem Gefäß; lange Wasserfäden tropfen.

Der Abend sinkt mehr und mehr. Da entdecke ich von meinem Tisch aus in der Ferne auf einem Acker eine Arbeiterfrau; sie jätet Unkraut aus ihren Kartoffeln. Das arme Weib. Wie hat sie sich den ganzen Tag plagen müssen. Und nun noch, so spät. Die Kinder sind ins Bett gebracht; sie selbst hat noch keine Ruhe. Die furchtbaren Widersprüche des Lebens kennt und fühlt auch sie wie jeder Mensch; aber ihr fehlt die Zeit, darüber nachzudenken. Beneidenswertes Weib . . . In der Abendröte über ihr seh ich einen Engel stehn, der die Arme ausbreitet: Weib, ist deine Zeit erfüllt, trag ich dich sanft zu Gott, und dich segnend legt der Herr liebevoll die Hand auf deine Stirn: Du bist treu erfunden.

Geduld, Geduld, liebe Frau. Ich aber habe keine Geduld mehr, sondern schlendre nach Hause. Welche Bücher habe ich in Wulffhägen mir für die kleine Reise eingesteckt? Ich finde meiner lieben Annette Drostes, der einzigen großen Dichterin Deutschlands, Gedichte, und indem ich blind aufschlage, treffe ich das herrliche:

Im Grase.

Süße Ruh, süßer Taumel im Gras,
Von des Krautes Arom umhaucht,
Tiefe Flut, tief, tieftrunkene Flut,
Wenn die Wolk am Azure verraucht,
Wenn aufs müde, schwimmende Haupt
Süßes Lachen gaukelt herab,
Liebe Stimme säuselt und träuft
Wie die Lindenblüt auf ein Grab.

Wenn im Busen die Toten dann,
Jede Leiche sich streckt und regt,
Leise, leise den Odem zieht,
Die geschlossene Wimper bewegt,
Tote Lieb, tote Lust, tote Zeit,
All die Schätze, im Schutt verwühlt,
Sich berühren mit schüchternem Klang
Gleich den Glöckchen, vom Winde umspielt.

Stunden, flüchtiger ihr als der Kuß
Eines Strahls auf der trauernden See,
Als des ziehenden Vogels Lied,
Das mir niederperlt aus der Höh,
Als des schillernden Käfers Blitz,
Wenn den Sonnenpfad er durcheilt,
Als der flüchtge Druck einer Hand,
Die zum letzten Male verweilt.

Dennoch, Himmel, immer mir nur,
Dieses eine nur: für das Lied
Jedes freien Vogels im Blau
Eine Seele, die mit ihm zieht,
Nur für jeden kärglichen Strahl
Meinen farbigschillernden Saum,
Jeder warmen Hand meinen Druck
Und für jedes Glück einen Traum.

Märztage auf dem Lande.

„Se sünn ankomm, un Swone sünn ankomm."

Diese Worte fand ich in einem Briefe, dessen an mich gerichtete Adresse von mir selbst geschrieben war.

Jedes Jahr, etwa gegen Ende des Märzmonates, erhalte ich ein ähnliches Schreiben. Es kommen diese Zuschriften von meinem alten Holzvogt Hans Tams, der mir damit anzeigt, daß die Waldschnepfe Schleswig-Holstein durchwandert.

In Betreff des Wortes „Swone" konnte ich mir vorstellen, daß er damit wilde Schwäne meinte, die, durch den besonders strengen Winter weit ins Innre getrieben, auf dem Rückzug zu ihren Sommerplätzen vorübergehend in dem mir gehörenden Hjortvadsee eingefallen seien.

Schon am andern Morgen war ich unterwegs.

Seit vielen Jahren war kein Frühling über meine kleine Heimatprovinz gegangen, daß ich nicht einige Märztage auf meinem Gute gewesen wäre.

Auf diese Zeit freue ich mich den ganzen Winter, und oft ist es mir in Gesellschaften ein heimlicher Trost, an den kommenden Frühling zu denken.

Und wahrlich, es ist ein Ausruhen, wenn auch nur ein kurzes, nach den langweiligen Wintergesellschaften der großen Stadt, in der ich lebe. Natur, einmal ganze Natur nach so vielen Menschen.

* * *

Gegen vier Uhr kam ich mit dem Zuge in Kiel an und setzte mich sofort in den mir von meinem Pächter gesandten Wagen, um in zwei Stunden schon im Wulffhägener Gehege zu sein. Hans Tams stand am Haltepunkt bereit. Das gute Gesicht lachte vor Freude, als er mich sah und ich ihn anredete: „Na, wo geit't, Hans?" Und dann waren wir schon unterwegs nach meinem Forste, wo wir beide seit Jah-

ren eine feuchte Waldblöße kannten, auf der mit besondrer Vorliebe die Waldschnepfen einfallen.

Es war windig und kalt, keine Spur von Frühling. Nur Tannen und die zahlreich vertretene Stechpalme zeigten neben überwintert habenden Brombeerblättern und wenigen Farren die grüne Farbe. Am kurzen Rotbuchengestrüpp saßen, wie angenagelt, die gelben Blätter des Herbstes.

Als wir auf unserm Standort angekommen waren, wollte die Sonne grade untergehn. Wie gerne hätte ich die Drossel gehört. Sie ließ nichts von sich merken.

Als wir eine Viertelstunde auf die geheimnisvolle Schnepfe gewartet hatten, traten wir den Heimweg an. Ich machte dem Holzwärter Vorwürfe, der mir aber bestimmt versicherte, schon seit drei Tagen welche gesehen zu haben.

Bald war es dunkle, sternlose Nacht, und nur unsre beiderseitige Kenntnis der Wege ließ uns die Straße, wo der Wagen hielt, finden.

Eine kurze Strecke noch, und mein Haus lag vor mir. Nachdem ich, trotz der Finsternis, im Garten gewesen war, ging ich zur Ruhe und schlief bis in den hellen Morgen hinein.

Der Tag zeigte dasselbe mürrische Gesicht wie gestern. Das aber konnte mich nicht abhalten, so bald wie möglich ins Freie zu kommen.

Unser erstes Ziel war der See. Ich hatte ein ordentliches Fieber, wilde Schwäne zu sehen und womöglich zu schießen. Die Kälte war empfindlich; ab und zu schleuderte uns ein Hagelschauer seine kleinen Kugeln ins Gesicht.

Beim schilfreichen See vorsichtig angekommen, merkten wir durchaus nichts von Schwänen. Nur ein Erpel schien in aufgeregtester Frühlingsstimmung mit vielem „Quak Quak“ seinem Herzen Luft zu machen. Enten wollte ich nicht schießen, weil schon die Brutzeit eingetreten war. Ich machte wieder meinem alten Hans Vorwürfe, war aber noch nicht am Ende, als ein heiseres „Kri Kri“ mich in die Höhe blicken ließ. Wie an einer Schnur gereiht, hinter einander, flogen

hastig fünf Schwäne über uns weg. Ehe ich die Büchse an die Backe bringen konnte, waren sie außer Schußweite.

Auf der Rückkehr nach Wulffhägen kommen wir im Kirchdorfe Gettorf an, wohin ich den Wagen bestellt habe. Hier ist heute die Kreis-Ersatz-Kommission beschäftigt. Ich begrüße die mir sämtlich bekannten Mitglieder.

Meine sonst so kalten, ruhigen, mißtrauischen, nüchternen (heute allerdings sind sie es, wenn man nüchtern im Gegensatz zu „angeheitert" nehmen will, nicht) Landsleute haben, zu meinem Erstaunen, ihre Mützen mit bunten Bändern geschmückt. Von Poesie, Kunst und Schönheitssinn ist sonst nicht viel die Rede in dem Ländchen; noch immer liegt Schleswig-Holstein wie eine Insel im Ozean. Dafür aber verstehn sie die Fettviehzucht umso besser.

Ist auch kein Antinous unter den Bauernjungen, die sich heute zu stellen haben, so sind doch die meisten von kräftigem, derbem Körperbau. Fast durchweg haben sie blondes Haar und tiefblaue Augen, die treu und gut in die Welt sehen. Viele lassen den Kopf sinken; die Schultern sind gekrümmt von der schweren Feldarbeit. Die dicken, roten, vom Frost aufgesprungnen und vom Tagwerk zerrissenen Hände bilden in der Farbe einen scharfen Gegensatz zu der Weiße des übrigen Körpers.

Nachdem ich mich von der Kommission, die mir die Freude machen wird, an einem der nächsten Tage bei mir zu essen, verabschiedet habe, fahren wir weiter.

In meinem Dorfe Knickstedt stehen vor dem Hause der Witwe Anna Kuhr viele Menschen. Ich lasse halten und frage nach der Ursache. Es heißt, der einzige Sohn der übrigens recht wohlhabenden Witwe habe sich vor einigen Stunden erhängt; alle Belebungsversuche seien nutzlos gewesen.

Da mein Pächter, dem in meiner Abwesenheit die Königliche Regierung die gutsobrigkeitlichen und polizeilichen Geschäfte zu führen genehmigt hatte, in Gettorf beim Musterungsgeschäft anwesend ist, so steige ich ab, um das Protokoll

aufzunehmen. Mein Erstes ist, die Weiber, die wie an jedem Orte der Erde, so auch hier mit Klagen, Heulen, Teilnahme (natürlich Neugierde) sich um die Witwe geschart haben, zum Tempel hinauszukomplimentieren. In der Stube bleiben der Arzt, der ein gelangweiltes Gesicht macht, der Gemeindevorsteher und ich.

Die Witwe liegt im Bett, das ich so stellen lasse, daß die alte Frau nicht fort und fort den Anblick ihres toten Sohnes hat. Der Verblichene selbst liegt im Wandbett.

Mein Verhör beginnt, unter möglichster Schonung. Anna Kuhr sagt mit Weinen und Stöhnen aus:

„Jau, jau, he wär so melancholsch; ick segg dat all ümmer. Un güstern käm he duhn (betrunken) in't Huus. Hüt Morgen segg he in't Bett: ‚Moder', segg he, ‚kok mi Kaffe'. Ick wär man tein Minuten in de Kök, un as ick em de Tass bringen dä, hung he dor."

Die alte Frau schluchzt so stark, daß sie nicht weiter sprechen kann. Während ich ihre Aussage niederschreibe, höre ich, wie der Gemeindevorsteher sie tröstet; ich höre auch, wie die Witwe, zwischen Schluchzen und Weinen, als wäre nichts geschehen, ganz ruhig über den Verkauf ihres Geweses mit dem Ortsvorsteher spricht. Das ist ja aber alles nur menschlich.

Als ich einmal während der weitern Verhandlung auf den Toten sehe, bemerke ich einen alten, weißschnauzigen Dachshund bei dem Erhängten. Er war aufs Bett gesprungen und leckte zwei rote Flecken am Halse seines verstorbnen Herrn.

Nachdem ich „das Erforderliche wahrgenommen", besteige ich wieder meinen Wagen. Zu Hause angekommen, finde ich eine Einladung meines nächsten Nachbars, des Grafen Wohnsfleth, Erzellenz, zum Diner für heute sechs Uhr vor.

Bald bin ich unterwegs, und Schlag sechs Uhr zur Stelle. Ich kenne den alten Herrn, so lange ich denken kann. Und viele fröhliche Stunden habe ich auf seinem Gute verlebt.

Wir sind zu Dreien: Exzellenz, der Oberinspektor seiner Güter Kammerrat Schleth, und ich.

Teller und Schüsseln wechseln rasch; in einer kleinen Stunde ist das Mittagessen beendet. Der greise Kammerrat empfiehlt sich mit einer unendlich tiefen Verbeugung.

Der Graf und ich setzen uns an den Kamin, und die Unterhaltung, die bisher gewissermaßen feierlich gewesen ist, nimmt nun einen privaten Charakter an. Wie gerne höre ich dem alten Herrn zu, der so interessant von seinen Reisen, Bekanntschaften und Erfahrungen spricht.

Wir sind durch irgend einen jener unmerklichen Übergänge im Gespräch auf Deichgesetzgebung und innere Organisation der Deichverbände gekommen. Mitten im Gespräch über diesen Gegenstand hält der Graf inne und sagt: „Ich muß Ihnen doch eine Deichgeschichte erzählen, die mir in meinen jungen Jahren begegnete. Sie hängt zwar nicht mit der Verwaltung und inneren Organisation der Deichverbände zusammen, sondern —

Doch hören Sie:

Während meines ersten Semesters in Göttingen hatte ich eine langwierige und schwere Krankheit zu überstehen und verbrachte deshalb den Sommer hier bei meinen Eltern. Um mich gänzlich zu erholen, sollte ich Nordseebäder nehmen, und fuhr, um in der Nähe meines väterlichen Gutes zu bleiben, in ein kleines Bad zwischen Elbe- und Eider-Mündung.

Im Städtchen wurde es mir bald langweilig, und so freute ich mich auf die Abwechslung, als am Sonntag Nachmittag vier Musici ihre Instrumente stimmten, und tanzte flott drauf los mit den schönen „Töchtern des Landes". Der Ball war im Badehotel, wo ich Wohnung genommen hatte. Im Laufe des Abends hatte ich öfter beobachtet, daß mich aus einer Ecke zwei tiefschwarze Augen groß und verwundert verfolgten. Ich ging endlich auf das Mädchen zu und bat sie um einen Tanz. Sie warf ihr Jäckchen ab, und wir traten an.

Als ich sie wieder auf ihren Platz führte, merkte ich, wie

die Umstehenden kicherten. Im Gesicht des schwarzäugigen Mädchens regte sich nichts; sie starrte mich unverwandt an.

Wie weiland die Erlkönigin Herrn Olav drei Schläge aufs Herz gegeben und dadurch ihn an sich gefesselt hatte, so mußte es mir während des Tanzes mit Wiebke*) Hinrichs, so hieß das Mädchen, ergangen sein. Ich kehrte an diesem Abend oft zu ihr zurück, und als das „Tanzvergnügen" beendet war, kam es wie von selbst, daß ich sie nach Hause begleitete. Wir sprachen nur wenig, als wir auf dem mondbeschienenen Deich nach ihrem eine halbe Stunde entfernten Hause, das unmittelbar hinter dem Damme lag, gingen. Es war still. Ein schöner, ruhiger Sommerabend. Die einzelnen Gehöfte lagen wie Särge. Die Watten blinkerten. Die Wasser ebbten: es klang, als wenn hunderttausend Tonnen in weiter Ferne ins Meer gegossen würden.

Auf dem Rückweg ging ich bald schnell, bald langsam. Ich war „sternhagel" verliebt, und durchlebte jene Stunden, die in ihrem rätselhaften holden Wahnsinn ein Erinnern aus einer schönern Welt zu sein scheinen.

In meinem Wirtshaus angekommen, fragte ich den Wirt, wer das Mädchen sei. Er, der nicht wußte, daß ich sie nach Hause begleitet hatte, und nicht ahnte, daß ich Anteil an ihr nahm, antwortete roh und lachend, daß man Wiebke Hinrichs weit und breit „die Verrückte" nenne. Wenn sie auch das nicht grade sei, so sei sie überspannt durch zu vieles Lesen, und vor allem sei sie hochmütig, das zeige schon ihre städtische Kleidung.

Zwar sei sie hier geboren, aber ihre Mutter sei eine Zigeunerin gewesen, oder „ut Frankrik vun de Revolutschon". Außerdem, so erzählte mir der Wirt weiter, habe sie sich laut gegen die andern Mädchen geäußert, daß sie den „Grafen" in sich verliebt machen wolle. Gegen ihren Ruf sei nichts einzuwenden; sie gebe sich mit keinem Menschen ab, dazu sei sie zu stolz.

---

*) Wiebke ist ein häufig wiederkehrender Mädchenname in Schleswig-Holstein. Übersetzt würde er heißen: Liebes Weibchen, oder so ähnlich.

Am andern Tage sah ich sie wieder, und an dem darauf folgenden war ich in ihrem Hause. Der Vater schien ein alter mürrischer Geselle zu sein, der mit seinem halb blödsinnigen Sohn Tage und Nächte auf dem Fischfang war.

Ich verlebte nun eine Reihe mir unvergeßlicher Stunden, und Sie können sich mein Entzücken denken, als ich später Heines „Nordsee" las.

Wie oft saß ich dem wunderbaren Mädchen in ihrem netten Stübchen, wo allerlei altes Geschirr und Gerät und Schnitzereien geschmackvoll neben und auf einander gestellt waren, gegenüber. Wiebke erzählte mir, daß ihre Mutter als zehnjähriges Kind mit ihren Eltern vor der französischen Revolution geflohen sei. An den Deichen hier sei das Schiff gestrandet. Nur die Mutter, seit Jahren verstorben, sei gerettet. Alle übrigen Menschen untergegangen. Doch habe sie nie von ihrer Familie in Frankreich gehört.

So vergingen Wochen. Ich dachte nicht daran, nach Hause zu reisen, und lebte, ohne mich an irgend etwas anderes in der Welt zu erinnern, als Tannhäuser mit meinem leidenschaftlichen Mädchen im Venusberg, vulgo dem Stübchen im Fischerhause.

Meinen Eltern, die über meine kurzen Briefe und über mein Ausbleiben in Sorge zu sein schienen, und denen auch wohl Gerüchte zugegangen waren, kam es erwünscht, daß Verwandte von mir sich anboten, mich im Badeörtchen aufzusuchen, und, falls sich die Gerüchte bewahrheiten sollten, versuchen wollten, mich aus den Banden zu lösen. Unter jenen Verwandten war auch eine Baroneß, die mir früher nicht gleichgültig gewesen war.

Ich muß die Niederträchtigkeit berichten, daß ich den Reden und Bitten meiner Verwandten schließlich nachgab, und daß ich, um den „Skandal", wie sie es nannten, zu enden, mich entschloß, zurückzukehren.

So war der letzte Tag herangekommen. Wiebke und ich standen auf dem Deich und sahen in den Sonnenuntergang. Das Mädchen blieb scheinbar ganz ruhig, als ich ihr sagte,

daß ich auf einige Zeit zu meinen Eltern müsse und dann für den nächsten Winter wieder auf die Universität. Wir würden uns oft schreiben und bald im Geheimen (das war meine wirkliche Meinung allerdings in diesem Augenblick) uns wiedersehen.

Wiebke erwiderte lange nichts. Sie wiegte ein wenig den Kopf von einer Seite zur andern, als könne sie etwas nicht fassen. Dann schlug sie hastig mit dem Sonnenschirm an meine Brust, zweimal, dreimal; keine Träne floß, und es klang schwer und trotzig:

„Ich weiß, du willst die vornehme Dame heiraten, die jetzt mit den Andern bei Jansen (das war der Name meines Wirts) wohnt." Sie stampfte mit dem Fuß und grub ihre weißen Zähne in die Unterlippe, dann aber schlug sie plötzlich ihre Arme um meinen Hals und weinte herzzerbrechend. Ich löste mich sanft von ihr und ging. Als ich vom Deich hinunterstieg, um in einen Weg einzubiegen, sah ich sie noch auf der Stelle, unverwandt mir nachschauend.

Im Hotel angekommen, beschlossen meine Verwandten und ich, am andern Morgen abzureisen.

Nach dem Abendessen brachte mir, während ich ein Buch aus meinem Zimmer holen wollte, ein Knabe einen Zettel. „Komm in den Garten. Wiebke" stand mit Blei drauf gekritzelt. Ich ging und traf das Mädchen dicht unterm Fenster des Saales, wo sie uns, da wir dort gesessen hatten, gesehen haben mußte.

Sie empfing mich ruhig; und ihren Kopf auf meine Schulter legend, schritten wir langsam durch den kleinen Blumengarten und betraten bald den Deich. Der Vollmond schien. Die Flut stand am Fuße des Walles, und unheimliche kurze Wellen plätscherten durch die Stille.

Nun waren wir oben und sahen in die Wasser.

Und während wir lautlos nebeneinander standen, funkelten ihre schwarzen Augen, funkelten so wild wie der kleine Dolch, den sie plötzlich in der Rechten hielt. Es blitzte . . . war es

aus den Wolken, war es der Mond auf den Wellen, war es der Dolch, den sie mir bis ans Heft in die Brust stieß?

Ich taumelte einige Sekunden vor- und rückwärts, wie ein im Fallen begriffener Baum.

Noch sah ich, wie Wiebke mit ausgebreiteten Armen den Deich hinunter in die Flut stieg.

Ich lag lange Zeit. Der Stoß war linienbreit über meinem Herzen eingedrungen; das war meine Rettung.

Wiebke Hinrichs sah man nie wieder. Die Ebbe hat sie in die weite See getragen und keine Flut sie je zurückgebracht."

* * *

Am andern Morgen wurde ich gegen sechs Uhr durch die stürmischen Triller der Buchfinken vor meinem Hause geweckt.

Heute schien es ein schöner Frühlingstag werden zu wollen, im Gegensatz zu den vorhergehenden.

Ich nahm meinen Lefaucheux unter den Arm und blieb den ganzen Tag im Freien.

Die Sonne schien köstlich. Hatte ich gestern nur Schneeglöckchen gesehen, so blüten heute schon Schlüsselblumen und Anemonen und „das erste Veilchen". Ein Zitronenfalter gaukelte über die kahlen Felder, wie enttäuscht über die Blumen- und Blätterleere.

Auf dem Wege begegnete mir die alte Neih-Trina, so genannt, weil sie die Nähereien im Dorfe besorgt. Ich besuche sie jedesmal, wenn ich auf meinem Gute bin. Sie war heute im Staat. Ich fragte, wohin die Reise gehe.

„Sieh an, uns Herr. Ick will na Kiel; min Enkel, de ward confermeert, de schull na't Landratsamt in Borsholm. Dat's n kloken Minschen, min Korl. Sünsten heff ick keen mehr as em."

Die Alte strich sich über den „eigengemachten" Rock. Aus der eng um Kopf und Hals liegenden Kapuze, die an den Rändern mit Pelz besetzt war, sahen ein paar prächtige, gute

Augen. Eine Strähne ihres grauen Haares spielte im lauen Winde.

„Na, Addüs, Trina." Und sie wanderte weiter zur nahen Poststation.

Heute war Frühling, heute war Leben. Über den sumpfigen Wiesen schossen die Kiebitze mit ihren runden, breiten Flügeln und schrieen wie toll: „Kui-witt! kui-witt!" Scharen von kleinen Vögeln, in Völkern von zwanzig bis dreißig Stück, flogen mit Gezwitscher, die Flügel im Fluge scharf und schnell ansaugend, über die Hecken. Die Goldammern sangen ihr „never never never never more." Hinter den Knicks riefen die Pflüger und Egger ihren Pferden zu.

Kurz vorm Dorfe sah ich in der Ferne, wie eine Frau emsig auf einen vor ihr liegenden Knaben, der lautlos sich in sich selbst geknäuelt hatte, schlug.

Als ich zur Stelle war, sagte ich: „Nu is't nog, Moder. Wat hett he denn dahn?" „He schull mit Vaddern Kaffe drinken, un dat wull he nich." Die noch immer scheltende Mutter und der trotzig ihr zur Seite gehende Flachskopf entfernten sich.

Im Dorfe selbst war wenig Leben. Alles schien auf den Feldern zu sein. In einem Tümpel badeten sich Enten, immer wieder den Hals mit Schlangenbewegung ins Wasser tauchend, das wie Quecksilber von den fettigen Federn abrollte. Mit den Flügeln schlagend, schienen sie sich ungemein behaglich zu fühlen.

Weiter. Bald sah ich eins meiner Nachbargüter liegen. Ich wußte, daß hier die dritte Nachkommenschaft auf den Tod einer siebenundneunzigjährigen Ururgroßmama wartete, die, in einer süddeutschen Stadt lebend, sich des Rufes eines außergewöhnlichen Geizes erfreute. Der Großvater, schon auf das Ableben der alten Tante rechnend, hatte dennoch mit vielem Fleiße sein Gut bewirtschaftet. Der Vater, ebenfalls auf den Tod der Greisin wartend, hatte wüst und verschwendrisch in den Tag hinein gelebt. Der Sohn endlich, der nun das Gut in den Händen hatte, hoffte zwar auch;

doch arbeitete er Tag und Nacht, um das Gut wieder aus dem Schuldensee herauszuheben.

Als ich quer über eine große Wiese ging, die rings vom Walde umgeben war, trat rechts von mir ein Bauer aus den Bäumen, der ein großes Paket unterm Arm zu tragen schien. Wir trafen uns in der Mitte, und ich erkannte den Insten Frenz Ohrt, der einen kleinen gelben Sarg mit sich führte. „Min lütt Dirn," sagte er, als ich teilnahmsvoll gefragt hatte, und langsam ging Frenz Ohrt weiter.

Es ist Mittag geworden, und ich lege mich, mein Frühstück verzehrend, ins Gras, das allerdings noch keine Farbe und Frische bietet, sondern einer von der Sonne ausgedorrten Steppe gleicht. Die Aussicht ist einfach, still, beruhigend. Aus der Ferne, von einem Hofe her, bringt mir der Wind abgebrochne Töne einer italienischen Orgel. Das weckt in mir Erinnerungen und versenkt mich in Träumereien. Die gedämpfte Musik hat heute für mich eine „elementare" Wirkung.

Der Abend war lau und milde. Der Rebhahn rief sein „Krrrrrrt-rt" auf den Feldern. Im Walde, wo ich auf dem Schnepfenstrich war, ließ sich zu meiner größten Freude die Drossel hören. Es gelang mir, zwei Langschnäbel zu schießen.

In der Försterwohnung, wohin ich Bordeaux gesandt hatte, empfing mich die Försterin mit einem „famosen" Abendbrot. Wir wurden vom Töchterchen bedient. Es hat etwas unvergleichlich Angenehmes, sich von einer achtzehnjährigen, frischen, kräftigen, hellblondbezopften, braunäugigen Waldtochter bedienen zu lassen. Sie lacht oft, dann kommen die weißen Zähne zum Vorschein. Grüß dich Gott, hübsche Anna.

Um neun Uhr war ich auf dem Nachhauseweg, meine Zigarre in die ruhige Luft dampfend.

Blieb ich ab und zu stehen, um auf ein Geräusch zu hören oder in den Nachthimmel zu sehen, fühlte ich die Schnauze meiner Hündin an den Stiefelschäften; sehr er-

müdet folgte sie dicht hinter mir, und stieß jedesmal an mich an, wenn ich im Gehen inne hielt.

Die Venus leuchtete wie ein kleiner Mond. Das Sternbild des Orion hatte den Fuß schon auf den schwarzen Wald gesetzt. Mir fiel beim Orion plötzlich einer meiner Freunde ein: ein eleganter, liebenswürdiger Hauptmann. Der höchste Stern war die rechte Epaulette. Der Hauptmann schien sich nach links zu einer sitzenden Dame zu beugen und ihr zu sagen: „Haben gnädige Frau schon ‚Uarda' gelesen? Wirklich süperb."

Um zehn Uhr war ich zu Hause. Auf dem Tisch lag ‚Uarda'; ich hatte das Buch mitgenommen, um es hier in Ruhe zu lesen. Schon nach den ersten Seiten schlief ich ein. Ja, ja, schon nach den ersten Seiten . . .

Auf der Hühnerjagd.

In jedem Jahr pflege ich einige Monate auf meinem Gute Wulffhägen zuzubringen. Ich richte es so ein, daß ich im August dort eintreffe, und bleibe dann den Monat September. Nach den Reisen in fremden Ländern, die ich gern besuche, um mich immer von Neuem von unbekanntem, tausendfältigem Leben umgeben zu lassen, ist es eine große Erquickung, meine ruhige nordische Heimatprovinz wiederzusehen. Oft begegnet es mir, daß mich mitten im Gedränge der Pariser Boulevards oder auf einem Rout in England eine tiefe Sehnsucht nach meinem engern Vaterland überrascht. Ich befinde mich dann plötzlich in einem Dorfe: Schmutzige kleine Flachsköpfe vor den Türen; Bauern und Bauernweiber gehen stumm ihrer Arbeit nach. Das Dorf ist ihre Welt. Der Brennpunkt des Jahres: der Jahrmarkt. Der gute Pfarrer predigt ihnen am Sonntag. Einige beherzigen die wohlgemeinten Worte, einige (wohl die meisten) denken an die kommende Ernte, viele auch schlafen. Der Küster, meistens ein ernster Mann, der durchaus von der Wichtigkeit seines Amtes überzeugt ist, beginnt, wie ein Uhrwerk einsetzend, den Gesang, und Alles singt nach.

Es ist so still und feierlich. Über die alten Pastorenbilder an den weißen Wänden gleitet langsam die Vormittagsonne. Über dem Erbbegräbnis der Familie, der das Dorf gehört, spielen Millionen Staubpunkte. „Zu Staub sollst du werden" sagt grade der Prediger. Eine eigentümliche Stimmung ergreift mich. Statt auf die Worte des Seelsorgers zu hören, muß ich an meine Kinderzeit denken, an meine Mutter. Eine ganze Welt voll Unschuld treibt meine Gedanken weit zurück.

Am Sonntagnachmittag hat der Pastor die Liebenswürdigkeit, meiner Einladung zum Mittagessen zu folgen. Ich finde einen sehr gebildeten Herrn, mit dem ich mich gern unterhalte. Es ist das feine, nicht die Grenze überschreitende

Hin und Wider der Meinungen und Lebensanschauungen, das ein Gespräch so anziehend und unterhaltend macht.

Dann auch stärkt mich mein Septembermonat mit seiner Einsamkeit für die Freuden des kommenden Winters. Wir alle wissen, was es, wenn wir nicht mehr jung sind, mit diesen „Freuden" für eine Bewandtnis hat. Zahlreiche Gesellschaften, denen wir, weil es unsere Stellung als Pflicht erfordert, nicht entgehen können, durchziehen wir wie ein alter Wochenwagen, der fort und fort dieselbe Straße seinen Weg nehmen muß. Selten fesselt uns noch eine „neue" Erscheinung. Wir wissen bald, daß sie, mag sie ein interessanter Greis, mag sie eine „blendende" Schönheit sein, ein Mensch ist wie wir alle. In kurzem hat die allbekannte „böse Zunge" sie erbarmungslos begeifert. Wir unangenehme Bagage.

Vanity fair nennt Thackeray seine berühmte „Novelle ohne Helden."

* * *

Auch in diesem Jahre verlebte ich den September auf meinem Gute. Die Hühnerjagd wurde am Ersten eröffnet.

Es hat für mich einen besonderen Reiz, an einem schönen Sommerherbsttag in Begleitung des grauhaarigen Hans Tams, meines langjährigen Holzvogtes, und meiner alten Hündin über die Felder zu gehen. Der Morgen ist so frisch; in die schon früh geöffneten Fenster zog der strenge Gartengeruch.

Bald ist der Kaffee genommen. Hans Tams hat die Jagdgeräte in den Wagen gelegt; wir steigen ein, und fort geht es in schlankem Trabe bis zu dem Punkt, wo die Suche beginnen soll.

Hans Tams stellt sich auf einen erhöhten Punkt, um von dort aus zu beobachten, wohin die Hühner streuen. Meine Hündin, in freudiger Bewegung, fängt an zu revieren. Halt! Sie markiert! Das Gewehr schußbereit haltend, schleiche ich, wie wenn ich im Begriff stünde, einen hinterlistigen Mord

auszuführen. „So gut, so gut, alte Hündin, so schön.“ Leåne (ein recht unpassender Name zwar, aber sie heißt einmal so) steht: starr, aus Stein gemeißelt. „So gut, Hündin, so gut.“ Vorsichtig gehe ich näher. Halt . . . „Avance“ . . . und mit jenem surrenden Tone nimmt sich das Volk auf. Zwei Schüsse fallen schnell nacheinander. Der Hund springt zu und bringt mir die gefallnen Hühner. Sie sind noch jung; auf dem einen ist kaum der Anfang des rostbraunen Schildes zu erkennen. Hans Tams kommt und macht seine Meldung: „Twe sünd achter Hinrich Kuhr sin Koppel övern Tun flagen. Dat hevv ick man sehn, Herr.“

Die Jagd beginnt von neuem.

Allmählich ist es heiß geworden wie im Juli; mein leinener Kittel wird mir schon zu warm. Es ist gegen Mittag. Hans Tams und ich sind in meinem Dorf angekommen. Am frischesten ist noch die Hündin, die jeden Wassertümpel benutzt hat, um ein Bad zu nehmen; was sie eben nicht verschönert hat.

Ich trete in den Krug, um den Wirt zu begrüßen. In der mir seit langen Jahren bekannten Gaststube ist Alles beim Alten geblieben. Da hängen an den Wänden: „Thorwaldsens Bisaettelse“ (Beisetzung) und als Seitenstück das Bild „Des Jägers Begräbnis“. Thorwaldsens Sarg ist eiergelb.

An der Wand, dicht unter der Decke, wie Zwiebeln am Faden, prangen die Photographieen sämtlicher Familienmitglieder von Eggert Mahrt, dem Wirte. Man erkennt die stark mit Staubgold aufgetragene Uhrkette eines Husaren, der sonst, wie noch trotz der Höhe zu ersehen ist, in heroischer Stellung drohend in die Stube blickt.

Während ich mir ein Gläschen Branntwein geben lasse, blättere ich in einem von mir auf der Fensterbank entdeckten Almanach. Der Titel lautet: „Taschenbuch für Damen. Auf das Jahr 1831.“ Darin finde ich unter andern schönen Sachen drei Gedichte des Königs Ludwig des Ersten von Bayern. Der Titel des ersten heißt:

Teutschlands Heerführer
im
Befreyungskriege.

Die zweite Strophe:

„Seinem Vaterlande hingegeben
Hatte Schwarzenberg sich ganz, sein Streben
Ging ausschließlich nach des Guten Sieg;
Jhm gleich viel: ob einst die Welt ihn nennen,
Ob sie sein Verdienst jemals erkennen
Würde, alle Eigenliebe schwieg."

Scharnhorst, Kleist, York, Bülow und der bei Quatrebas gefallene Herzog von Braunschweig werden besungen:

„Scharnhorst, York und Kleist und Bülow, Helden,
Wie zugleich das Vaterland sie selten
Hatte, ihnen währt sein heißer Dank.
Und denjenigen, die Österreichs Schaaren
Führten, wird die Heimat ihn bewahren,
Wird's dem Welf, der auf der Walstatt sank."

Bald bin ich wieder unterwegs. Brennender Nachmittag.

Gleich hinter dem Dorfe weiden Kühe, die, wie ich das Feld betrete, mich und Leáne neugierig umzingeln. Die Hündin drängt sich, Schutz suchend, an mich. Ich schwenke das Gewehr, um das Rindvieh zu verscheuchen. Alle glotzen mich an, und indem eine von ihnen Kehrt macht, folgen ihr die andern in drolligen Sprüngen. Nur ein Kalb, mit prächtigem dunkelbraunem Kopfe, bleibt stehen und schaut unverwandt auf mich und den Hund. Es läßt sich gefallen, daß ich ihm die Stirn kraue, wendet sich aber dann, als habe es nach tiefem Nachdenken eine ungeheure Gefahr erkannt, hinten ausschlagend und galoppierend, zu seinen Schwestern.

Die Jagd geht weiter. Die Hühner halten noch gut. Doch überfällt mich eine für einen Jäger höchst unpassende

Stimmung, als ich, über ein Hecktor gelehnt, auf der vor mir liegenden Graskoppel das Locken der Hühner höre. Die armen Dinger. Noch vor wenigen Stunden scharrten sie, geschwisterlich neben einander liegend, im warmen Sande. Da kamen der Mordmensch und der Mordhund. Auseinander das Völkchen.

Ich habe genug gejagt und gehe dem nahen Walde zu, wo Hans Tams mit kalter Küche auf mich wartet. Die Flinte über den Rücken hängend, schlendre ich durch die Hitze. Auf einem Feldweg zwischen hohen Knicks bemerke ich einen Reiter, der sich, englisch trabend (Eins, zwei, drei, Eins, zwei, drei), mir nähert. Bei mir angekommen, hält er sein Pferd an und ruft mir zu: „Sie da, bin ich hier richtig auf dem Weg nach Sartorff?"

„Sie da," antwortete ich, „ja; trinken Sie aber erst einen Kirsch, ehe Sie weiter reiten." Und durch den Knick mir Bahn brechend (man erlangt in Schleswig-Holstein, wenn man dort jagt, viel Übung darin) stehe ich vor ihm. Wir sind alte Bekannte. Große Heiterkeit auf beiden Seiten. Ein tüchtiger Schluck, einige Worte, und jeder von uns setzt seinen Weg fort. Noch lange sehe ich die wellenförmige Bewegung des trabenden Offiziers. Das heißt: Mütze, Kopf und zuweilen die Spitzen des langen Schnurrbartes.

Nur noch wenige Schritte, und ich habe den Wald erreicht.

Waldeinsamkeit.

Eine köstliche Stille strömt mir entgegen. Alles schweigt: Ihre Majestät die Königin geruhen Höchstihren Mittagsschlaf zu halten.

Ein Schmetterling mit dunkelvioletten Sammetflügeln treibt mit unsäglichem Behagen über Klettenstauden weg. Auf dem weichen Grasweg, auf dem nur undeutlich die Spuren der Holzfuhrwerke zu erkennen sind, wandre ich weiter, bald rechts, bald links in die Hallen sehend. Ich komme auf einer Blöße an, und mich an einen Buchenstamm lehnend, versinke ich in Träumereien.

Ein großer Raubvogel fliegt mit hoheitsvollem Flügelschlage langsam über mich fort. Auf einer nicht fernen Eiche hakt er an. Ich gewahre deutlich, wie er die prächtigen Schwingen faltet. Seit Jahren mein alter Bekannter, habe ich strengen Befehl gegeben, ihn nicht zu schießen. Wie ich mich anschicke, weiterzugehen, bricht er, doch ohne Hast, aus den Ästen. Bald ist er über den Kronen, die in diesem Augenblick zu rauschen beginnen, verschwunden.

Ihre Majestät sind erwacht. Die ewig zankende Schwarzdrossel lärmt wieder. Wilde Tauben lachen. Eine jener so überaus schön gezeichneten Kreuzspinnen flickt, zwischen Brombeersträuchern, ihr Netz.

Weiter . . . und da bin ich auf meinem Stelldichein angekommen. Hans Tams und sein kleiner siebenjähriger Sohn Klaus, der inzwischen zu seinem Vater gestoßen ist, empfangen mich. Welch ein herrlicher Punkt zum Ausruhen. Schroff abfallend ein wohl hundert Fuß hoher Sandberg. Vor mir die Ostsee. Unbegrenzt. Sie liegt in der Nachmittagssonne und sendet mir, leise bewegt, ihre Götterkühle. Kein Schiff, kein Boot. Meereinsamkeit.

Zwischen zwei Buchen, die ich „den Doppelposten" nenne (sie sind ein seit Jahrhunderten bekanntes Zeichen für die Schiffe und für die Fischer), hat der Holzvogt ein weißes Tuch ausgebreitet. Hans Tams und sein Söhnchen müssen sich zu mir setzen, und wir nehmen unser Frühstück ein, das zumeist aus kalter Ente, kalten Eiern, Brot und Butter besteht. Am besten schmeckt es dem Kleinen. Erst scheu und mich von der Seite ansehend, faßt er Mut, sobald er gemerkt hat, daß ich ihn nicht beobachte. Leàne sitzt neben mir und erhält allerlei Schönes.

Das Frühstück ist beendet. Die beiden Tams haben sich zurückgezogen, und ich strecke mich, eine Zigarre rauchend, ins Gras. Vor mir das ernste Meer.

Wie kommt es, daß mir grade in diesem Augenblick eins jener herrlichen Sonette Konrads von Prittwitz in den Sinn fällt:

An einen guten Schützen.

Du hasts erreicht, erreicht mit Windes-Eile!
Wie einst Odysseus meisterst du den Bogen,
Am Ziel ist kein Geschoß vorbeigeflogen,
Ein Held wie du verschießt nur Todespfeile.

Du trafst mich gut und tief — noch kurze Weile,
Dann sind verströmt des Herzbluts Purpurwogen;
Und um die karge Spanne Zeit betrogen,
Wird frühe mir das schwarze Los zu Teile.

Nicht an des Daseins Überschätzung leid ich,
Mir ist der Abschied wie ein Wiedersehen,
Und nur von wenigem — ich weiß es — scheid ich.

Fahr wohl, o Nacht! die Morgenlüfte wehen!
Doch dich, beim ewigen Gotte, nicht beneid ich,
Wenn wir uns dort einst gegenüberstehen!

Kein Segel, nur „am fernen Horizonte" ein schwarzer Streifen sichtbar. Es ist der Qualm eines vorüberziehenden Dampfers.

Bin ich im Traum? Ich befinde mich am Bord des Schiffes. Große Ozeanwellen.

Newyork. Ein tropisch heißer nordamerikanischer Sommertag. Grammercy Place.

* * *

Ich glaube, es ist uns allen mehr als einmal im Leben begegnet, daß wir auf der Straße im Vorbeigehn, auf dem kurzen Halt einer Eisenbahnfahrt, oder wie und wo immer ein schnelles Vorüber uns weiter zieht, plötzlich ein Gesicht schauen, zu dem wir uns sofort in unerklärlicher Sehnsucht hinneigen. Es baut sich dann in wenigen Sekunden eine Welt von gedachtem Glücke auf.

Vielleicht hat Plato seinen tiefschönen Gedanken von der getrennten und sich wiedervereinigenden Seele in ähnlicher Weise gefunden.

Die Gräfin Hahn-Hahn nennt die Liebe eine vom Himmel gefallene Blume. Beim Jupiter, ganz hübsch, aber?

Grammercy Place ist ein vornehmer Platz. Eine fast brutal aristokratische Ruhe herrscht hier zu jeder Zeit. Inmitten des Vierecks liegt ein hübscher Park, verschlossen. Nur die Umwohner haben die Erlaubnis, ihn zu besuchen.

Heute, in der Mittagsglut, war Alles wie ausgestorben. Aus dem offnen Erdgeschoßfenster eines der Braunsteinpaläste leuchtete der Marmornacken unsrer lieben Frau von Melos; er war zart übergossen vom Widerschein der dicken roten Vorhänge.

Kein Ton. Das fortdauernde Geräusch der Straßenbahnwagen, die rechts und links vom Platz auf der zweiten und dritten Avenue vorbeifuhren, vermehrte die Stille. Wenn sie an den Straßeneinmündungen zum Platze vorüberkamen, rasselten sie; dann schwächer und schwächer, bis mählich und stärker der folgende nahte, um in gleicher Weise wieder schwächer und schwächer zu werden.

Heiß und heißer die Luft: sie stand. Wir würden in Deutschland sagen: heiß wie im Backofen.

Aus einem Fenster bog sich ein Negerschädel, ein Diener in kaffeebrauner Livree und weißer Halsbinde. Er drehte den Kopf nach oben, um in demselben Augenblick von einer dienenden Lady über ihm ein Glas Wasser voll in die Augen zu bekommen. Verschwunden war er.

In die Stille hinein stellt ein italienischer Orgeldreher den Leierkasten aufs Gestell: Ein irisches heimwehdurchschauertes Volkslied.

Ich gehe, den Hut in der Hand, den Schirm aufgespannt, um den Platz, und lasse diese mächtige Vornehmheit auf mich wirken. Unterdessen spielt die Straßenorgel, die ich stets so gerne höre, ruhig weiter. Sie weckt mir Erinnerungen, und in einer Straße durch den Lärm des Tages klingt sie mir: wie töricht Alles. Eine unerklärliche, angenehme Traurigkeit zieht dann in mein Herz.

Ein schlankes, knapp siebzehnjähriges Mädchen, biegsam

wie ein Bäumchen im Winde, lenkt aus der zweiten Avenue und geht rasch an mir vorüber.

Der Blitz hat mich getroffen.

Doch nur einen Augenblick betäubt er mich. Schon folge ich ihr. In der dritten Avenue steigt sie in einen vorbeifahrenden Straßenbahnwagen. Ich erreiche ihn gleichfalls.

Der Mann siegt immer, wenn er will und — die „Göttin" Gelegenheit ihm beisteht.

Schon nach drei Tagen haben wir eine behagliche Wohnung, 39, West, 26. Straße, bezogen. Unser Haushalt ist bald eingerichtet. Ein Chinese von ungewöhnlicher Größe, mit weißem Überwurf (wie die Sutane der Priester), auf dem Kopfe eine Art von dunkelblauem Turban, an den Füßen zollhohe Korksohlen, macht den Türhüter. Zu meinem aus Schleswig-Holstein mitgebrachten Kammerdiener Jürgen Naeve (der Amerika haßt und die Menschen in diesem Lande eine „verrückte Bande" nennt) gesellt sich eine junge Negerin als Jungfer für meine kleine Lady.

* * *

Wer auch nur wenige Wochen in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gewesen ist, wird ein Gefühl der bedingungslosen Freiheit mit in sein Vaterland zurücknehmen und bis an seinen Tod daran zurückdenken.

Frei! Mach und tue, was du willst. Das heißt: Stiehlst du einen Regenschirm, so wird dir unfehlbar eine Zuchthausstrafe von fünf Jahren zum mindesten zuerkannt. Stiehlst du eine Million: man vergöttert dich und setzt dir ein Denkmal.

Frei! Ich will ein Beispiel nehmen: Auf einer Fahrt mit der Eisenbahn gefällt es dir, um dein Ziel, das zwischen zwei Haltepunkten liegt, schneller zu erreichen, mit einem Sprung den in voller Fahrt befindlichen Zug zu verlassen. Gut. Es hindert dich kein Mensch. Es ist deine Sache.

Du springst und brichst vielleicht den Arm, ein Bein, den Hals — d e i n e Sache.

Frei!

Fünf Monate war ich schon unterwegs, und hatte diese Zeit benutzt, um von Newyork aus die „Umgegend" mir „anzusehen". In einigen, mir mit echt amerikanischer Gastfreundschaft entgegenkommenden Familien, an die ich Empfehlungsbriefe hatte, war ich aufs freundschaftlichste aufgenommen worden. Schon war ich bereit, nach San Francisco weiter zu reisen, als mich der Zufall über den Grammercy Place führte.

Frei! . . . und dann die verdammten Rücksichten, die wir im Leben zu nehmen haben! In meiner Lage von heute waren mir diese Rücksichten recht unangenehm, wenn ich an Begegnungen dachte, die ich mit Mitgliedern jener ebenerwähnten Familien haben könnte. Ich hatte meine Abschiedsbesuche gemacht und meine Freunde glaubten mich auf der Pacific-Bahn.

Frei? Doch zum Henker mit den ewigen Rücksichten! Ich will einmal das Leben in vollen Zügen genießen. Ich setze keinen Becher an die durstigen Lippen, sondern einen Humpen.

Unter Palmen und großblättrige amerikanische Gewächse war eine Chaiselongue geschoben; über diese das Prachtfell eines Grislybären gebreitet, auf dem Mylady ruhte. Die rechte Hand, die einen havanesischen Fächer hielt, hing schlaff nach unten; das erste Glied des kleinen Fingers der Linken war im halbgeöffneten Munde verschwunden. Das Köpfchen ein wenig nach der Seite geneigt, sahen, unter fast geschlossenen, langen, schwarzen Wimpern, zwei Augen, von der Farbe wie blaue Tinte (Verzeihung), auf mich: kalt, ruhig, etwas verwundert. Ich beugte mich und küßte den Rücken der graden Nase, auf dem, wie über den Hügel verstreute Lämmlein, Sommersprossen lagen. Dann kniete ich nieder und fragte:

„Wohin befiehlt mein süßes Täubchen heute?" (My sweet,

sweet little girl, sagte ich.) Den Kopf um einige Linien zu mir beugend, antwortete sie langsam, die Unterlippe mit dem kleinen Finger niederdrückend:

„Long Branch you know.“

Der Befehl war gegeben, und in kurzem waren wir auf dem Wege, um uns in dem „fashionablen“ Ozeanbade einige Tage von der unerträglichen Hitze zu erholen. Bisher waren wir, der Nähe halber, nur in Coney Island, dem „demokratischen“ Long Branch, gewesen.

Der Sommer ging zu Ende, und mit ihm meine stürmische Zuneigung. Ich hatte die Kleine überschüttet mit meiner Liebe, mit Geschenken und allen jenen tausend Zeichen einer grenzenlosen Leidenschaft, die uns ohne Rücksicht und Bedenken zwingt, uns selbst und alles für den Frauenwunsch Erreichbare vor die Füße der Geliebten zu legen. Sie gab mir dafür sich, aber nicht ihr Herz. Aus ärmlichen Verhältnissen plötzlich zu einer ihr früher nicht denkbaren Höhe emporgehoben, war sie zuerst fast erstarrt vor Bewunderung. Aber bei welcher Frau löst sich diese Erstarrung nicht bald in das Gegenteil, wenn sie sieht, wie unbedingt sie über einen Sklaven und seine reichen Mittel verfügen kann?

Und während ich mich in Gluten verzehrte, blieb sie kalt.

Der Sommer ging zu Ende, und mit ihm meine Liebe. Ehe der nordamerikanische Herbst seine volle, unbeschreiblich schöne, rot und goldne Farbenpracht zeigte (wir haben in Deutschland auch nicht annähernd einen Begriff von diesen Kupfertinten), hatte ich beschlossen, mich von ihr zu trennen. In mein Vaterland zurückkehren wollte ich nicht; und auch den Gedanken aufgebend, Japan und China zu sehen, hatte ich mir meinen Weg nach Frankreich, Italien und dem Orient in Gedanken vorgeschrieben. Ich redete mir ein, daß ich mir in keiner Weise Gewissensbisse zu machen hätte.

Mit jenem unmittelbaren, das Kommende scharf erkennenden Vorauswissen des Weibes, fühlte die Irländerin, daß meine Liebe zu ihr verronnen sei, und daß ich sie verlassen würde.

Auf einem langen Spaziergang, den ich allein im Zentral-Park unternahm, hatte ich den Entschluß gefaßt, noch denselben Abend sie von meiner Abreise nach Europa in Kenntnis zu setzen. Ein für ihre Verhältnisse fürstliches Abschiedsgeschenk würde sie, so dachte ich, über die Trennung für immer leicht hinwegführen. Außerdem konnte sie mit unsrer Einrichtung vornehmen, was in ihrem Belieben stand. Nur weg, der Zustand wurde mir unerträglich.

Als ich in unserer Wohnung angekommen war, fand ich Lizzie vor dem Kamin sitzen; sie starrte ins Feuer. Die kleinen Füße auf den Vorsetzer stemmend, ließ sie mit der linken Hand die Ringe am vierten Finger der Rechten auf und ab gleiten.

„Guten Abend, Lizzie." Sie gab mir keine Antwort, und ohne auch eine Antwort abzuwarten, ging ich an den Tisch und breitete die Anweisungen aus, während ich ruhig sagte:

„Ich habe dir hier, da ich übermorgen abzureisen gedenke, ein Geschenk von zwölftausend Dollars hingelegt; ich denke, es wird genügen, um —"

Keine Antwort. Ich ging nun zu ihr. Sie legte ihre Hände in die meinigen und lehnte den schmalen Kopf an meine Brust:

„Ich will dein Geld nicht, Henri, und — vergiß mich nicht." Dann schlug sie die Augen zu mir auf und sah mich klar und fest an — — — in ihren Augen aber lag eine Welt von Schönheit, von flehender Schönheit: lag die Welt der Liebe.

Hätte ich meine Arme um sie geschlungen, vielleicht . . . vielleicht . . .

Aber ich tat es nicht. Eine Pause, minutenlang, trat ein; dann erhob sie sich ruhig, und an den Tisch tretend, ließ sie sich von mir die Checks erklären, vollständig gelassen.

Am andern Morgen ging sie, um eine Besorgung in der Stadt zu machen, aus, und nachdem sie zurückgekehrt war,

sprachen wir, wie im Geschäftston, über unsre beiderseitige Zukunft. Sie dankte mir für die Güte, die ich ihr jederzeit bewiesen hätte, und bat mich schließlich, das ihr geschenkte Geld an arme Verwandte im Staate Ohio schicken zu dürfen. Ich konnte, nach einigen Widerreden, nichts dagegen zu erinnern finden. Einen letzten Liebesdienst noch möge ich ihr erweisen und die Banknoten für die ebengenannten Verwandten dem Bankier James B. Delano auf dem Broadway zur Auslieferung übermitteln.

Darauf sprachen wir von meiner Reise und von den Sachen, die ich mitnehmen wollte. Als es dämmerte, ging ich, um das Geschäft für sie zu besorgen.

Schon in der Tür, eilte Lizzie noch einmal zu mir, ergriff meine Hände und küßte sie mit einer Leidenschaft, die ich nicht bei ihr geahnt hatte.

Während meines Weges downtown (wie der Newyorker sagt) mußte ich fort und fort in die roten Abendwolken sehen, die über Castle Garden und Staten Island hingen. Eine unnennbare Sehnsucht nach Deutschland, nach den alten gewohnten Verhältnissen, überfiel mich. Zurück, zurück.

Es war Nacht geworden, als ich nach Hause kam. Der Chinese öffnete mir, wie gewöhnlich.

Als ich ins Zimmer trat, brannte eine kleine gefärbte Ampel und warf spärliches Licht. Es duftete schwer nach Ylang-Ylang, ihrem Lieblingsräucherwerk.

„Lizzie," sagte ich. Es kam keine Antwort. Ich trat nun ganz hinein, und sah sie schlafend auf der Chaiselongue ausgestreckt. Das schwache Licht gab geisterhaften Schein.

Ich trat zu ihr hin, ganz nahe. Ihre langen, wie Ebenholz dunklen Haare waren aufgelöst um Schulter und Nacken. Das schöne Haupt, ein bleicher Mond in schwarzen Wassern, lag in ihnen.

„Lizzie, Lizzie," schrie ich, an ihre Seite stürzend, und meine Tränen strömten über das süße Gesicht.

Sie war tot. Auf dem Tische sagte mir ein geleertes Glas, was geschehen. Auf einem Zettel stand, von ihrer ungeschickten Hand geschrieben:

Forget me not. Lizzie.

* * *

Hatte ich geschlafen? Ich sah nach dem Rauch des Dampfers. Er war nicht mehr zu entdecken.

Meereinsamkeit . . . Waldeinsamkeit . . .

Da hörte ich hinter mir schnarchen. Es waren Vater und Sohn Tams. Der eine sperrte das Maul auf, der andere das Mäulchen. Leáne, die zu meinen Füßen lag, sah mich, in ihrer Stellung verbleibend, von unten an, wedelte und schlief mit einem tiefen Atemzug wieder ein.

„He, Hans!" Der Alte erwachte. Bald waren wir auf dem Heimweg. Unterwegs zeigte mir Tams einen schwachen, niedergetretenen Streifen, der über den Grasweg führte. Hier wechselte das Dammwild.

Wir sprachen im Flüsterton, als wenn der Hirsch in unmittelbarer Nähe wäre.

Ich beschloß, am nächsten Morgen einen Schaufler zu schießen.

Auf meinem Gute angekommen, aß ich Rühreier und Schinken und einen Speckpfannkuchen, den meine alte Haushälterin, Wiebke Hinrichsen, so vortrefflich zuzubereiten versteht, und streckte mich dann rauchend in den Lehnstuhl. Neben mir auf dem Tische lagen die angekommenen Zeitungen, Zeitschriften und Briefe. Doch kam ich nicht zum Lesen; eine innere Unruhe ließ nicht von mir, und weit vor Tagesanbruch schon wanderte ich mit meiner Kugelbüchse auf den Anstand.

Bald stand ich regungslos auf meinem Platze. Noch rief der Waldkauz. Dann wurde es ganz still. Einmal im Gebüsch hinter mir raschelte es: vielleicht ein zu früh erwachtes Vögelchen. Ein kurzer Windstoß, der Verkünder

des jungen Tages, kam und starb. Dämmer. Heller und heller. Der Morgen.

Plötzlich leises, vorsichtiges Knacken im Unterholz, und wieder still. So schleicht der Feind an einen Posten, den er überfallen will.

Der Hirsch.

Ein Knall. Volle Flucht noch hundert Schritt, und der Recke des Waldes bricht verendet zusammen. Es war ein guter Blattschuß gewesen.

Das Muttermal.

Der dreißigjährige, unverheiratete, wohlhabende Herr Alfred Schlichthausen saß auf seinem Gute in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch und bog sich über seine Rechnungsbücher, in denen er eifrig blätterte. Er schien befriedigt zu sein.

Herr Alfred Schlichthausen las weder Kant noch Schopenhauer noch Nietzsche, las auch nicht Goethe, dessen Gedicht an den Mond er einmal in seinen Knabenjahren zwanzigmal hintereinander hatte abschreiben müssen, weil er es nicht hatte auswendig lernen können. Das war ihm für alle Zeit in Erinnerung geblieben, und deswegen hatte er einen solchen Schauder vor Goethe bekommen, daß er, so lange er lebte, niemals mehr in seine Werke hineingesehen hat. Auch andere Bücher und Zeitschriften las er nicht. Das einzige Blatt, das er hielt und las, war die Sportzeitung.

Aber Herr Alfred Schlichthausen hatte auch manche gute Seiten: Er war nüchtern, klar und wahr, verstand mit seinem Gelde zu rechnen und behandelte seine Knechte und Taglöhner gut; ja, wenn auch nicht oft, er mischte sich in ihre Privatangelegenheiten, aber immer nur dann, wenn er helfend beispringen konnte. Auch trank er selten über den Durst. Sonst ging er ruhig und bedächtig durch den Tag, hielt mit seinen Nachbarn zusammen, wie und wo es ging. In der Liebe hatte er wenig Erfahrungen gemacht. Nur einmal in seinem Leben hatte sein Herz stärkere Schläge gefühlt, und da er das Mädchen, das aus anderem Stande als er selbst war, aufs innigste liebte, so wollte er es auch heiraten: das lag in seinem einfachen, graden Sinn. Diese ganze Begebenheit war, sowohl bei ihrem Beginn wie bei ihrem Ende, in ein romantisches Halbdunkel gehüllt, das aber bei ihrem Ende ganz in Schwarz überging, sodaß er nur ein trübes Andenken behalten hatte, das sich allerdings mit den Jahren immer mehr verwischte. Trotzdem konnte er niemals einen Stachel, den ihm diese Zeit ins Herz ge-

drückt hatte, entfernen: Er hatte Stunden, auch heute noch, in denen er heftig an dieser Wunde litt.

Alfred Schlichthausen saß, in seine Rechnungsbücher vertieft, am Schreibtisch.

Der Diener war eingetreten und meldete: „Hans Scherenschleifer ist draußen und bittet, den Herrn sprechen zu dürfen."

„Wer? Der alte Hans Scherenschleifer?"

„Jawohl, Hans Scherenschleifer von der Ölkate."

„Aber, was will denn der? Na, laß ihn hereinkommen."

Hans Scherenschleifer trat ein und sah sich ungeschickt um.

„Was gibt es, Hans Scherenschleifer?"

Alfred Schlichthausen war im Sessel vor seinem Schreibtisch sitzen geblieben; er hatte nur eine kleine Wendung nach dem Eingetretenen gemacht, nachdem er die Feder zur Seite gelegt. Er rauchte ruhig weiter.

„Ich soll einen Zettel abgeben an den gnädigen Herrn." Und dabei rieb er ein in seinen ungeheuren Händen auf dem anderthalbstündigen Wege durch Schweiß und Schmutz fast unkenntlich gewordenes Stück Papier hin und her.

„Gib her." Alfred Schlichthausen streckte nachlässig die Rechte aus. Hans Scherenschleifer näherte sich und übergab das Briefchen. Darin stand geschrieben: „Du kennst diese Handschrift, Alfred. Komm, ich bitte Dich von Herzen. Der Überbringer sagt Dir, wo ich zu finden bin."

Alfred Schlichthausen kannte allerdings diese Handschrift. Er wurde ein wenig blasser. Aber ohne seine Erregung zu zeigen, sagte er freundlich zu Hans Scherenschleifer, während er sich erhob:

„Ist denn die Dame zu euch in die Kate gekommen? Wann kam sie an?"

Nun wollte sich der alte Kätner in einer langen Auseinandersetzung ausbreiten, aber der Gutsherr schnitt ihm seine umständliche Rede ab und sagte:

„Gut. Ich lasse einspannen. Nach zehn Minuten wollen wir abfahren. Setz dich auf den Bock zu Christian. Du fährst mit."

Und nach zehn Minuten fuhr der leichte Jagdwagen in den warmen Novembertag hinein.

Während der Wagen seinen Weg machte, fiel es Schlichthausen schwer auf die Seele, daß er so rasch seine Zusage zum Stelldichein in der Ölkate gegeben hatte. Er hätte doch überlegen müssen. Vielleicht wärs besser gewesen, wenn er garnicht weggefahren wäre. Aber nun wars einmal geschehen. Also die Sache durchführen! Er ließ den Wagen an einer Waldecke, ein paar Minuten von der Kate Hans Scherenschleifers, halten, stieg aus und ließ sein Gefährt bis zur Kate fahren. Hans Scherenschleifer möge der Dame sagen, sie solle an diese Stelle kommen. Und richtig, nach kurzer Zeit kam ihm eine Dame mit einem etwa sechsjährigen Knaben entgegen. Er erkannte sie sofort wieder, wenn auch fast sieben Jahre vergangen sein mochten. Sein Herz klopfte. Er kam etwas aus der Fassung. „Nun, Josefa?" fragte er sie, ihr in die Augen sehend. Aber sie antwortete, ohne ihn weiter zu begrüßen: „Ich bin erschienen, um dir deinen Sohn zu zeigen." Und dann geschah etwas, was Herrn Alfred Schlichthausen zurückprallen ließ. Frau Josefa riß mit einer leidenschaftlichen Bewegung ihrem Kinde den Halskragen weg und riß ihm das Kittelchen oben auseinander, daß die linke Schulter bloß wurde. Da zeigte sich auf der linken Schulter ein Muttermal, das beinahe wie ein Epaulett aussah und auch die Größe eines solchen (für den Knaben passend) zeigte.

„Nun?" rief sie wild und empört; „siehst du nun, daß es dein Sohn ist! Dasselbe Muttermal hast du auf deiner linken Schulter" . . .

Das Kind fing an zu weinen, und sie zog ihm rasch wieder den Kittel zurecht und knöpfte ihm den Kragen an.

Alfred Schlichthausen stand da, wie man zu sagen pflegt, wie vom Donner gerührt. Endlich sammelte er sich und

fragte: „Wie kommst du hierher? Gerade hierher an die Kate von Hans Scherenschleifer. Wäre es nicht besser gewesen —"

Aber sie unterbrach ihn: „Was sollte ich dir erst Unannehmlichkeiten machen in deinem Hause. Ich stieg beim vorletzten Haltepunkt aus und ging die kleine Strecke hierher und ließ dich bitten."

Alfred Schlichthausen wollte auf sie und den Knaben zugehen. Aber sie breitete theatralisch die Arme um ihr Kind und sagte ihm mit strengen, harten Worten: „Das ist jetzt nicht d e i n Kind mehr. Als du mich verstoßen hattest, nahm mich, die ich sonst verloren gewesen wäre, eine edle alte Frau auf. Dann heiratete ich meinen jetzigen Mann und lebe mit ihm in glücklichster Ehe. Er nahm deinen und meinen Sohn an Kindesstatt an."

Ehe Alfred Schlichthausen weiter sprechen konnte, waren Mutter und Kind verschwunden. Er fuhr erschüttert nach Hause, trank gegen seine Gewohnheit eine Flasche Rauenthaler leer und verreiste noch denselben Abend nach Hamburg. Hier tobte und wüstete er acht Tage und Nächte hindurch, um sich zu beruhigen. Und scheinbar gelang es ihm. Er nahm auf seinem Gute wieder die alten Arbeiten auf. Und nach einiger Zeit schrieb er, als wenn er einen Trost darin hätte finden können, für sich selbst die Geschichte seiner Liebe nieder. Er las sie dann noch einmal durch und verbrannte sie. Dies Selbstbekenntnis hatte ihm tatsächlich wohlgetan. Denn nach und nach wurde es wieder ruhig und glatt in ihm. Seine kleine Geschichte, die er in der dritten Person gehalten hatte, lautete:

Im August und im September war der Gutsbesitzer Alfred Schlichthausen zu einer zweiundvierzigtägigen Übung als Reserveleutnant beim siebenunddreißigsten Dragonerregiment in Hannover eingezogen. Die Manöver hatten ihren Anfang genommen.

Nach einem heißen Felddiensttage ritt Alfred Schlichthausen mit seiner Schwadron in ein Städtchen ein, das ihr

zum Quartier bis zum andern Morgen angewiesen war. Die Offiziere wohnten im ersten Wirtshaus. Vor diesem, es war just Jahrmarkt in dem kleinen Nest, stand eine Wagenburg aufgefahren, um die und in der es von allerlei Menschen wimmelte: Frauen in Unterröcken und mit ungeordneten Haaren wuschen Kochgeschirre aus, hingen Wäsche auf, zankten sich, Kinder in großer Anzahl spielten im Hemde auf dem Platze, schrieen, lachten, übten sich in Purzelbäumen, alte und junge „Künstler" trugen Bretter, gewaltige Eisenstangen, spannten ein großes Zeltdach in der Sonne zum Trocknen aus. Ein grauer, breitschultriger, finster blickender Herr mit unechter Busennadel und vielen Ringen stand in schmutzigen Hemdärmeln auf dem Trittbrett, das zur Tür eines Wagens führte, und dampfte eine lange Milano. Zwei Doggen, ein Bastardneufundländer und ein ewig mit der Zunge hechelnder, lebhafter Spitz tummelten sich in diesem Wirrwarr umher. Heute Abend sollte die erste Vorstellung sein. Zu dieser kamen der Truppe die Offiziere wie gerufen. Das sind doch Pferdekenner und Kenner halbasiatischer Schönheiten, überlegte sich der Direktor.

Als Alfred vor dem Gasthof hielt, warf er seiner Stute die Zügel über den Kopf. Der Bursche hielt den Bügel. Doch ehe er abstieg, nahm er den Helm mit der Linken ab und wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn, die in ihrer Weiße hübsch abstach vom sonnverbrannten Gesicht.

In diesem Augenblick trat aus dem Tor eines Nebengebäudes, in das das Zirkuspersonal hinein- und herausschwirrte wie ein Bienenschwarm am Eingang des Korbes, ein wohl siebzehnjähriges Mädchen in wunderlichem, phantastischem Anzug. Sie mochte einer Probe in der Bahn beigewohnt haben. Was sie vorgestellt hatte, weshalb sie so gekleidet ging, war nicht zu erfahren. Der langaufgeschossene Körper steckte bis an die Stiefel in einer verblichenen dunkelroten Tunika, die unten mit breitem Flittergold verbrämt war, und aus der nur die beiden mageren Ärmchen verschränkt

heraussahen. Breites, langes, hellblondes Haar fiel, als sollte es nach dem Bade getrocknet werden, aufgelöst über den Rücken. Zwei schwarze Augen sahen düster vor sich hin, entflammten sich aber wie ein hochauflodernndes Feuer, als sie den schmucken Reiteroffizier trafen. Und nun geschah etwas Absonderliches: das schnell herbeigekommene Mädchen küßte dem eben aus dem Sattel Gesprungenen den Saum seines Waffenrockes. Die Tunika hatte sich dabei verschoben. Mit tiefem Erröten nestelte sie an den Halsschleifen. Die eckigen Schultern gaben dabei kein vorteilhaftes Bild.

Dann stand sie wie eine Säule, das Haupt gesenkt wie eine Dulderin, die den Nackenschlag mit dem Schwert erwartet.

„Josefa, Josefa!" kreischte aus einem der Wagen, aus einer aufgerissenen Tür, eine helle Frauenstimme. Das Mädchen fuhr erschrocken zusammen und ging mit trotzigen kleinen Schritten der Ruferin zu, um von dieser, einer alten häßlichen Dame, in Empfang genommen, heftig gescholten zu werden. „Mei' Gott, mei' Gott," schrie diese alte Hexe; „de Josefa verderbt uns noch de ganze Sach'."

Inzwischen war Schlichthausen in seinem Zimmer angekommen. Schon während des Ablegens von Säbel, Kartusche und Schärpe dachte er nicht mehr an das kleine Intermezzo. Er erinnerte sich flüchtig, gehört zu haben, daß in Polen der vornehme Herr oft in der Weise begrüßt werde, wie ihm eben geschehen war. Ein Zigeunermädchen vielleicht, ein hübsches Kind von den Kunstreitern . . . und dann lag er in festem Schlaf, ohne Traum; ja selbst die junge, entzückende Baroneß Anna, die er gestern zu Tisch geführt, in deren Schwalbenaugen er sich verliebt hatte, selbst Baroneß Anna gaukelte nicht an ihm vorüber.

Um fünf Uhr hatten die Offiziere das Diner bestellt. Alfred wurde von seinem Burschen geweckt. Während ihm dieser beim Ankleiden behilflich war, fiel ihm die Szene bei seiner Ankunft wieder ein. Er ließ sich von seinem Burschen erzählen, wie die Kunstreitergesellschaft heiße, daß heute Abend

große Galavorstellung sei. In dem auf seinem Tische liegenden Zettel fand er: „Miß Josefa, in ihren großartigen Exerzitien mit vierundzwanzig lebenden Tauben." Miß Josefa? Hatte nicht eine Stimme aus einem Wagen Josefa gerufen?

Während des Essens herrschte eine heitere Stimmung. Durch das Fenster, vom Tisch aus, war das Treiben der Zirkusgesellschaft zu beobachten. Ja, beim Nachtisch erschienen, freilich ungerufen, einige mehr oder minder junge „Künstlerinnen", die die ihnen lachend von den Offizieren angebotene Chartreuse teils zimperlich, teils ohne Erröten gern tranken. Josefa zeigte sich nicht unter ihnen. Auch der Direktor trat ein und erlaubte sich, die Herren Rittmeister und Leutenante zu der Vorstellung einzuladen.

Ein spärliches Publikum saß auf den Bänken. Die Offiziere gingen in den Stall und standen am Eingang zur Bahn. Das „Auftreten der vorzüglichsten Künstlerinnen und Künstler" in ihren „unglaublichen" Leistungen war beendet; nur die Taubenkönigin Miß Josefa, für die geschäftige Clowns und armselig gekleidete Stallknechte einen Teppich hingelegt hatten, stand noch aus. Nun erschien auch sie. Nicht wie am Morgen trug sie das lange Faltengewand, sondern zeigte sich in seidenem Trikot. Nicht zu ihrem Vorteil. Bald begann das Spiel. Aber auch hier entwickelte Josefa wenig Grazie. Die zierlichen Vögel gehorchten nicht immer, verflogen sich zum großen Ergötzen der grausamen Zuschauer. Zwei von ihnen blieben sogar hartnäckig auf einer wagrecht gelegten Fahnenstange sitzen.

Unausgesetzt, schon wurde es bemerkt, hatte Josefa die Augen des Leutnants gesucht.

Am Tage seiner beendeten Dienstleistung, als er zum letztenmal die Uniform angezogen hatte, um sich bei seinen Vorgesetzten abzumelden, sagte ihm der Kellner des Hotels, daß eine junge Dame bäte, den Herrn Leutnant sprechen zu dürfen.

„Ich lasse bitten." Und gleich darauf stand in ausgesucht einfacher Toilette Josefa vor dem erstaunten Offizier, dessen

Verwunderung wuchs, als sich das Mädchen seiner Hände bemächtigte und diese stürmisch küßte.

„Fräulein Josefa, Sie hier?"

„Ich bin weggelaufen," schluchzte die Kunstreiterin, „ich hielt es nicht mehr aus." Und ohne seine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Ach, Herr Leutnant, Sie denken schlecht von mir, ich sehs Ihnen an. Aber ich wollte nicht ärmlich, wie ein Bettelmädchen, vor Ihnen erscheinen. Für das wenige Geld, das ich erspart mit mir trug, kaufte ich mir diesen Anzug."

Der Leutnant lächelte.

Josefa bemerkte es. Ihn scheu von der Seite anblickend, bat sie demütig, sie auf- und mitzunehmen, sie wolle seine Sklavin sein; sie könne nicht mehr von ihm lassen.

Der Leutnant schaute vor sich hin; er sann nach. Plötzlich lachte er gutmütig, lustig. „Carpe diem!" rief er. Und er küßte das fremdartige Geschöpf vor ihm, daß sie ihm zitternd um den Hals fiel.

Auf sein Gut konnte Alfred das Mädchen nicht mitnehmen. Er bewohnte es zwar allein, aber — die Nachbarn. Wohin also. Es fiel ihm Hamburg ein, die große Stadt, wo kein Mensch nach dem andern fragt. Er hatte dort wenige oder gar keine Bekannte. Von seinem Hofe aus konnte er es in zwei Stunden mit der Bahn erreichen.

Bald fand sich durch die Zeitung eine geeignete Wohnung in einer guten Gegend. Die Witwe eines dänischen Etatsrates vermietete an junge Damen, die durch irgendwelche Verhältnisse gezwungen waren, allein in der Weltstadt leben zu müssen.

Die kleine Etatsrätin Skeel schien eine muntere Dame zu sein, die bald hier, bald dort in den besichtigten Zimmern umhersprang, geradezu gummiballartig. Die Bilder, die Nippes, die Möbel, kurz Alles wurde mit geschäftiger Eile erklärt. Sie konnte nicht genug hervorheben, wie sittsam es in ihrem Hause hergehe. „Aber den Verlobten meiner Damen kann ich nicht den Eingang verwehren," erzählte sie wie mit

Bedauern und Entrüstung. Hätte Alfred Schlichthausen den kurzen begleitenden Blick auf ihn gesehen, unter den dicken, fleischigen Lidern her, die fast ganz das Auge bedeckten, ihn hätte ein widerwärtiges Gefühl durchschauert. So aber war ihm das schnelle Wort nicht uneben gekommen. Fräulein Josefa war bald eingezogen und schrieb ihm lange Briefe. Von allem und jedem stand darin, oft ohne Komma und Erkennungszeichen. Die Wörter, die hervorgehoben werden sollten, gleichviel ob Hauptwort, Nebenwort, Zeitwort, hatten große Anfangsbuchstaben. Jeder Brief fing mit „Mein Innigstgeliebter Alfred" an. Es fiel ihm zuerst nicht auf, daß seine schöne Geliebte sich aus der Wohnung, aus Hamburg hinauswünschte. Seit einigen Tagen aber kamen von Josefa Briefe, in denen sie lebhaft zu verstehen gab, daß sie nicht mehr bei der Etatsrätin wohnen möchte und könnte. Der Grund war nicht angegeben. Doch ein Schreiben von ihr, mehr als je erregt, belehrte ihn, daß die Etatsrätin Skeel jungen Herren Gelegenheit gäbe, mit ihren Mieterinnen zu verkehren. Bachanalien seien vorgekommen; die Etatsrätin tränke oft mehr, als ihr bekäme . . .

Unverzüglich schrieb Alfred an Frau Skeel, daß er kündige. An Josefa sandte er ein Telegramm, er werde in drei Tagen zu ihr eilen, um ihr eine andere Wohnung zu besorgen; sie möge die paar Stunden noch aushalten.

Am zweiten Tage öffnete Alfred einen eben eingetroffenen Brief der Etatsrätin, den er, als er ihn gelesen hatte, zitternd vor sich hinlegte. Dann schloß er die Augen mit der Hand.

Der Brief lautete:

Sehr geehrter Herr Schlichthausen!

Sie haben gekündigt, und ich habe deshalb keinen Grund mehr, Ihnen Dinge zu verschweigen, die nur zu offen am Tage liegen, um je wieder einer Undankbaren Ihre Verzeihung zukommen lassen zu können.

Fräulein Josefa, die Ihnen wahrscheinlich geschrieben hat, sie von hier wegzunehmen, hat es nicht nur in der kurzen Zeit verstanden, sich einen Kreis von Verehrern zu bilden, sondern hat zum Überfluß ein intimes Verhältnis wieder angeknüpft mit einem Steuermann, von dem sie selbst offen gesteht, daß er ihre erste Liebe gewesen ist. Dieser junge Seemann, vor einigen Wochen aus China wieder hierher zurückgekehrt, hat ihr seine Zuneigung durch zahlreiche Geschenke aus überseeischen Ländern bezeigt, die zur Stunde noch ihr Zimmer in allen Ecken und auf allen Möbeln zieren.

Wollen Sie Fräulein Josefa noch retten, so dürfte es die höchste Zeit sein.

Mit aller Hochachtung ergebenst

Etatsrätin Skeel.

Erst als sein Diener die Lampe brachte, fuhr Alfred empor. Er sagte zu diesem ruhig: „Ich fahre morgen mit dem ersten Zuge nach Hamburg."

Am andern Morgen ging er in Hamburg vom Bahnhof sofort zur Etatsrätin. Er fand die Dame aufgeregter als gewöhnlich. Sie hatte augenscheinlich seinen Besuch erwartet. Wie stets sprang sie wie ein Gummiball vor ihm umher. Hätte er nur den abscheulichen Blick der Frau erkennen können, er hätte sie, trotzdem sie eine Dame und „hilflose Witwe" war, zu Boden geschlagen. Aber er war kein Menschenkenner. Er hatte sich nie im Leben die Gemeinheit an und für sich, die Bosheit als Person denken können.

„Bitte, wollen Sie näher treten, Herr Schlichthausen. Fräulein ist ausgegangen. Wir können in meiner Stube das Weitere besprechen."

Und nun wiederholte die Witwe, in abscheuliche Einzelheiten eingehend, was sie ihm geschrieben hatte.

„Kommen Sie nun, bitte, in Fräuleins Zimmer." Alfred folgte wie willenlos; und, ah, da standen wirklich „in allen

Ecken und auf allen Möbeln" zahlreiche chinesische und japanische kleine Schränke, Nippes, Teebüchsen, Schachbretter, Pagoden. Die Frau hopste wie ein kleiner Teufel umher. „Nun, nun, hab ichs nicht gesagt?"

„Ich danke Ihnen, Frau Etatsrätin, daß Sie mich, wenn auch zuguterletzt, noch aufmerksam gemacht haben. Aber nun lassen Sie mich allein, ich will Fräulein Josefa erwarten."

„Sie werden — Sie werden doch nicht, Herr Schlichthausen? Sie müssen mir schwören, meinen Namen nicht zu nennen."

„Beruhigen Sie sich, ich werde Sie nicht verraten. Und nun lassen Sie mich ungestört."

Die Etatsrätin ging. Alfred war allein.

Was alles stürmte nun durch seine Seele. Verraten! Gott weiß, wer hier gesessen, mit ihr gelacht, gescherzt, getrunken hatte.

Ein widerwärtiges Gefühl überlief ihn. Und doch, es ist alles erlogen, alles nicht wahr. Schmutziger Neid. Aber die Sachen, die Geschenke . . . Ich will dich nicht mehr sehen . . . Und schon hatte er seinen Hut ergriffen, um auf immer Abschied zu nehmen, als Josefa ins Zimmer trat. Sie war reizender als je. Ihre bleichen Wangen röteten sich, dann fiel sie ihm mit einem Freudenschrei um den Hals: „O mein Gott, daß du kommst, Lieber, Liebster. Ich wußte, du würdest, du mußtest kommen."

Alfred wehrte sie unsanft ab. Sie sah ihm klar und fragend ins Auge. Dann setzte sie sich auf einen Stuhl.

Alfred trat vor sie hin, und ihr tief ins große, verwunderte Auge blickend, küßte er sie, ihr Haupt zwischen seine Hände nehmend, auf die Stirn.

Dann verließ er wortlos seine schöne Geliebte auf Nimmerwiedersehen.

Nun saß er wieder vor seinem Schreibtisch und schrieb seinen Abschiedsbrief an Josefa. Schon wollte er die Bogen falten, als er die Nachschrift setzte: „Schreib mir noch einmal, Josefa."

Es waren zwei qualvolle Tage, ehe die Antwort Josefas kam. Alfred verlebte sie in seinen Wäldern, in tiefer Einsamkeit. Ein Fernblick, eine Abendstimmung mit gelbem blassen Himmel, ein erster mattfunkelnder Stern — alles das gab ihm wohl auf Minuten die Ruhe zurück; aber dann fing es umso heftiger wieder an, in ihm zu toben. Er aß und trank nicht. Endlich kam ihr Brief. Er schloß sich auf seinem Zimmer ein und öffnete ihn.

Josefa schrieb:

Mein Innigstgeliebter Alfred!

Deinen Brief habe ich Empfangen und lange bin ich in einer Ohnmacht gewesen, ja gewesen, ehe ich Ihn noch mal lesen konnte. Aber ich bin zu Stolz, ja zu Stolz, als daß ich dich im Leben wieder Sehe. Du hast Andern Leuten geglaubt und schreibst, daß Du mich von einem Geheimpolizisten hast Beobachten, ja Beobachten lassen, der hätte Dir Alles gesagt.

Wenn Du Andern Leuten glauben Schenkst, nun gut, ich bin ja mit Allem zufrieden, wenn es Dir Gut Dünkt.

Ach, mein Alfred, wie schwer, wie Schwer ist mein Herz. Was Tu ich denn wohl nun auf der Welt, da ich nicht mehr bei Dir sein kann. Noch heute werde ich weg gehn, Wohin, ich weiß es nicht. Ach mein Lieber, ja mein Lieber, wenn ich das Kind Geboren habe, das Dein, ja Dein Kind ist, dann hat es keinen Vater.

Du schreibst mir, daß ich meine Erste Liebe, einen Seemann, wieder gesehn habe, der mir viele Geschenke Gebracht, und der bei mir, ja bei mir gewohnt hat. Ach mein Lieber, Süßer Alfred, ich habe nur Einen Mann Geliebt, Einem nur bin ich Treu gewesen, nur Dir, ja Dir.

Der Seemann, das ist Recht, war bei mir. Wir sind in Einem Hause Geboren und Erzogen bis zum zehnten Jahr in Amsterdam. Dann sah ich Ihn nicht mehr. Nun hat Er meine Wohnung, als Er nach Hamburg kam, ge-

funden. Und wir haben uns wie Kinder Gefreut und uns erzählt von alten Bekannten. Und Er hat mich gefragt, daß ich Ihn heiraten solle. Nein, habe Ich gesagt, das tue Ich nicht, Dierk, denn ich Liebe einen Mann Treu, und werde Ihm Treu Bleiben. Da ist Er Gegangen und hat mich nur noch Gebeten, die kleinen Geschenke, ja Geschenke als Andenken zu Behalten. Und das habe ich ja gern Getan, weil, damit ich Ihn nicht Kränken tue.

Nun muß ich Abschied nehmen, ja Abschied nehmen, und mein Herz ist mir so schwer. Und soll Dich nicht wiedersehn. Aber Du hast Andern Leuten, die aus Neid die Unwahrheit sagten, mehr Geglaubt als Mir.

Dein Kind soll seines Vaters Namen nie hören, Ich aber will es einsingen, daß Ich Einen so Treuen, Lieben, Einzigen Mann gehabt habe, der Mich Verlassen, ja Verlassen konnte, weil Andre Leute Ihm die Unwahrheit gesagt haben.

Ach, mein Lieber, Süßer Alfred, leb Wohl, es Muß Sein, leb Wohl.

Ich war Dir Immer Treu!

Alfred verließ auf einige Zeit seine nordische Provinz und ließ sich in Italien und im Orient treiben, bis ers müde wurde.

Als er zurückkehrte, war alles vergessen von den lieben Nachbarn, die denn doch manches erfahren hatten. Selbst die boshafte alte Gräfin Swyhn nannte ihn wieder den unsern. „Eine kleine Affäre," pflegte sie zu sagen; „nun nun, so sind alle Männer. Ich versichere Ihnen" . . .

H. W. Jantzen Wwe.

Heinrich Wilhelm Jantzen, Großhändler und gewesenes Mitglied des Hohen Senats der Freien und Hansestadt Hamburg, war gestorben.

Als der schwere Eichensarg aus der Vorhalle der Jantzenschen Villa in Pöseldorf bei Hamburg hinausgetragen wurde, war es ein herrlicher Maimorgen; ein Morgen, wie wir ihn in Norddeutschland alle zwanzig bis dreißig Jahre einmal in diesem Monat erleben dürfen. Überall war jenes erste frische Grün auf Baum und Strauch, das, acht bis vierzehn Tage unverändert bleibend, unserm Herzen — je älter wir werden, je mehr — eine so wohltuende Freude gibt. Selbst die vielhundertjährigen Eichen, die an der Landstraße, die den großen Garten der Villa an der südlichen Seite begrenzte, standen, unter denen schon die Cistercienserinnen des Klosters Harvestehude gesessen und manch weltlichen Wunsch nach einem plötzlich erscheinenden Ritter gehabt haben mochten, hatten sich nicht länger gesträubt, die krausen Blätter zu zeigen.

Ein köstlicher, stiller Frühlingsmorgen in der Tat. Vom Hügel aus, wo der Jantzensche Herrensitz lag, sah man lautlos die Uhlenhorster Fähre herüberdampfen. Deutlich klangen von dort die Töne einer italienischen Orgel; deutlich auch wurde der Italiener selbst sichtbar, wie er mit der Rechten die Mütze vor die Übergesetztwerdenden hielt und so, die Orgel mit dem linken Knie hebend, spielend und Geld einsammelnd zugleich, langsam von Fahrgast zu Fahrgast ging. Brachen die Töne des Leierkastens ab, so klangen schwach, aber deutlich, die Lieder einer Nachtigall vom andern Ufer herüber. „Flußüberwärts singt eine Nachtigall." Dazwischen gellten die unaufhörlichen Triller des Kanarienvogels aus dem Kutscherhause hinter der Villa; und endlich pumperte in der Ferne, zwischen Bäumen, die den Ton verschlangen, versteckt Takttrommelschlag, in den sich zwei Querpfeifen mischten. Heller wurde der Ton, als die von

einer Felddienstübung zurückkehrende Kompagnie über die kleine Alsterbrücke marschierte. Die Helme und Gewehre blinkerten wie Fensterscheiben in der Abendsonne.

In all diese Musik hinein wurde der Sarg aus der Halle durch den Garten getragen, um auf den auf der Straße stehenden Leichenwagen gestellt zu werden. Als die große schmiedeeiserne Pforte, eine gelungene Nachahmung Augsburger Kunst aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, geschlossen wurde, und sich die Leidtragenden in ihre Wagen gesetzt hatten, und als sich dann der Zug in Bewegung setzte, wurde hinter einem Fenster, es war das Arbeitszimmer des verstorbenen Senators, eine Frau sichtbar.

Sie hielt ein Taschentuch an den Augen und schien in großer Erregung den Kopf hin und her zu wiegen. Doch als der letzte Wagen verschwunden war, machte sie eine rasche Wendung nach dem Zimmer zu und schleuderte, im wahrsten Sinne des Wortes, das Tuch auf einen Sessel, prüfte, ob die Türen verschlossen waren, und ging dann, hochaufgerichtet, mit rastlosen Schritten auf und nieder. Und grade mochte der Sarg auf dem Sankt Katharinen-Kirchhof langsam an den Seilen in die Familiengruft gesenkt werden und der Prediger die letzten Worte sprechen für den „geliebten Dahingeschiedenen“, als die Witwe in ihrem Hin- und Widergehen anhielt, einen Schlüssel aus der Tasche zog und sich an den Schreibtisch ihres verstorbnen Ehemannes setzte, um sich in die nachgelassenen Papiere zu vertiefen. Die Urkunden und Briefe, in denen sie rasch hin und her blätterte, waren gleichsam ein Kissen für der Witwe kluge Augen, die sich wie Stecknadeln hineinbohrten. Wenn sich die Stirn der zweiundsiebzigjährigen Frau tiefer auf den Tisch beugte, berührten die zwei falschen schwarzen Löckchen, die zu beiden Seiten der Schläfen eingesteckt waren, fast die Schrift. Ihre grauweißen Haare waren durch eine tiefschwarze Krepphaube bedeckt.

Endlich schien sie von der Einsicht befriedigt zu sein und ging, die Augen nach unten gerichtet, mit auf dem Rücken

verschränkten Armen, nicht so schnell wie vorhin, wieder auf dem mehrere Zoll dicken Teppich hin und her. Für eine alte Frau, wie sie es war, waren die Schritte merkwürdig straff. Um die schmalen, eingekniffnen Lippen spielte fortwährend ein kaltes, herbes Lächeln.

Geiz und Hochmut, vielleicht wäre hier der bessere Ausdruck: Repräsentationswut, so selten in einer Menschenseele vereint, stritten bei ihr unaufhörlich um den Vorrang.

Und während sie die Reise auf dem Teppich fortsetzte, war es still in dem großen Hause. Keine Nachtigall, keine Trommel, kein Leierkasten ließ sich hören; nur der Kanarienvogel im Kutscherhause sandte auch hierher seine lärmenden Tirilis, doch klang es so gedämpft, als hätte der Ton erst hundert Zimmer durchzogen.

* * *

Der verstorbne Senator war der einzige Sohn des reichen Handelsherrn Johannes Jantzen. Ohne den Kampf um den täglichen Bissen Brot kennen zu lernen, hatte er sich frühzeitig auf den Wunsch seines Vaters, und das lag ja in der Natur der Verhältnisse, dem Kaufmannstande gewidmet, um dereinst das Geschäft selbständig fortzuführen. In seinen Jugendjahren hatte er sich in London, Paris, Lyon aufgehalten, war zwei Jahre in Mexiko gewesen, und darauf in die Firma des Vaters eingetreten. Im Jahre 1820 hatte der zweiundzwanzigjährige die neunzehn Sommer zählende Tochter eines schlesischen Geschäftsfreundes kennen gelernt, das einzige Mal in seinem Leben „Liebe gefühlt" und sie geheiratet trotz des Einspruches seines Vaters, der sie nicht zu den „Gebildeten" (wie man in Hamburg, mit bezeichnender Reibebewegung des zweiten Fingers am Daumen, sagt) zählte, da sie nach den genauest von ihm angestellten Forschungen nur zweihundertzwanzigtausend Taler preußisch Kurant höchstens erben würde, soweit überhaupt ein sichres Abwägen ihres Vermögens möglich war. Dennoch fand Herr Johannes, als die junge Frau an der Seite seines Sohnes

in Hamburg einzog, Gefallen an der ruhigen, kalten Schönheit.

Bald darauf starb der Vater und hinterließ sein unermeßliches Vermögen, das selbst in Hamburg Achtung erzwungen hatte, dem Sohne.

„Passionen" oder ein Steckenpferd für irgend etwas auf der Welt, außer seinen kaufmännischen Spekulationen, hatte Heinrich Wilhelm nicht. In den vierziger Jahren allerdings bildete er sich einmal ein, Kenner guter Gemälde zu sein, und hatte zu einem ihm bekannten Maler aus Süddeutschland die Äußerung getan, daß er achthunderttausend Mark Banko „daran wenden" wolle, wenn jener „eine kleine Gallerie berühmter Meister anzulegen" ihm helfen würde. Das ließ sich der Maler nicht von neuem sagen, und „legte" sie ihm wirklich „an", aber sehr zu Gunsten des eignen Geldbeutels. Die Leidenschaft für seine „Bilder" erkaltete aber rasch.

In den fünfziger Jahren glaubte er plötzlich eine ungemeine Vorliebe für das Hühnergeschlecht zu haben. Grade waren die cochinchinesischen Hühner in Mode. Und so wimmelte bald ein großer, mit Luxus ausgestatteter Stall und Hof von allererdenklichsten Arten jener Vögel. Drei Tage fütterte sie Herr Jantzen selbst, dann war auch diese Freude vorbei. Und nun war er nur das, was er stets gewesen war: Kaufmann.

Sein Leben war regelmäßig. In allen Jahreszeiten stand er gleichmäßig um sechs Uhr auf und machte, mochte das Wetter sein, wie es wollte, bis sieben Uhr einen Spaziergang im großen Park. Zu Herbst- und Winterzeiten waren nachts zahlreiche Arbeiter beschäftigt, die Wege von gefallnen Blättern, von Schmutz und Schnee zu säubern, sodaß er, soweit es denn überhaupt in jenen Tagen durch Menschenkraft ermöglicht werden kann, glatte und reine Wege vorfand.

Um neun Uhr fuhr Herr Jantzen, unterwegs die „Hamburger Nachrichten" lesend, in neunzehn Minuten nach seinem Kontor in der alten Gröninger Straße und arbeitete hier

in seiner kleinen ungemütlichen Stube bis Mittag. Ein Diener brachte ihm dann ein Spitzglas Portwein und zwei belegte Butterbrote. Es kam die Börsenzeit, wo der allmählich alt werdende Herr, an seinen Pfeiler gelehnt, die erwartete, die mit ihm zu tun hatten. Auf seinem klugen Gesicht, das sonst so kalt und verschleiert wie eine Landschaft im Nebel war, blitzte es, wenn er ein Opfer sah, das im Gedränge auf ihn zusteuerte. Wie viele dumme Fliegen hatte die kluge Spinne schon an jenem Pfeiler gefangen und ausgesogen.

Hatte er nichts zu tun in den Gemeindeangelegenheiten seiner Vaterstadt, so war er Punkt sechs Uhr zu Hause und nahm hier hastig das Diner ein. In Theater, Konzerte und fremde Gesellschaften zu gehen, war er nicht zu bewegen, namentlich seitdem er grau geworden. Nur das noch machte ihm Vergnügen, einige Male im Jahre nach New-York mit den großen Schiffen der „Hamburg-Amerika-Linie" zu fahren. Er blieb dann drei bis vier Tage dort, sah nach dem „Rechten", sein Geschäft anbelangend, und fuhr wieder zurück.

Endlich war er nach kurzer Krankheit, im vierundsiebzigsten Lebensjahre, gestorben.

Mit seiner Frau hatte er, nachdem sie ihm, wie auf Befehl, zwei Söhne geschenkt, kalt und fremd gelebt. Ein Versuch ihrerseits, die Zügel der Regierung an sich zu reißen, war kläglich ausgefallen. Anders stellte sich sofort die Lage, als sie ihm Unterwürfigkeit und Gehorsam zeigte. Nun regierte sie ihn willenlos — inbezug auf die Privatangelegenheiten des Hauses. Wenn auch kein Hotel Rambouillet, so nahm doch die Villa Jantzen eine besondre Stellung in Hamburg ein. Die bei der erlauchten Republik beglaubigten Gesandten, fremde und einheimische Künstler und Gelehrte, und überhaupt alles das, was man Vertreter der guten Gesellschaft nennt, gingen zahlreich ein und aus. Die Diners waren berühmt, wie denn das nordische Venedig zu allen Zeiten seinen Ruf hatte und haben wird als Quelle aller jener guten Sachen, die das materielle Leben so angenehm machen.

An den Söhnen hatten die Eltern, nach ihrer Weise, keine Freude. Beide zeigten keine Spur von dem Wesen des Vaters oder der Mutter. Sie waren weichherzig, wachsartig, und vor allem mangelte ihnen jene rasche Auffassungsgabe und Klugheit, durch die sich die Eltern auszeichneten.

Der ältere mußte, gegen seine Natur, Kaufmann werden, und war, da er durchaus kein Geschick zeigte und sich nicht um das Geschäft kümmerte, nach wenig Jahren „fertig". Der alte Jantzen mußte ein selbst bei seinem Vermögen fühlbares Stück Geld hergeben, um Namen und Firma zu retten. Bald darauf starb dieser Sohn.

Mit dem zweiten, der, wie sein Großvater, Johannes hieß, hatte es eine andere Bewandtnis. Während die Mutter den Ältesten in jeder Weise verzogen hatte, behandelte sie den zweiten wie ein Stiefkind. Von seiner Geburt an war sie hart gegen ihn gewesen.

Ebenso weichherzig und gutmütig wie sein älterer Bruder, hatte Johannes eine große Vorliebe für allerlei Getier, für Schmetterlinge und Käfer. Als er herangewachsen war, erlaubte ihm der Vater, in Preußen die höhere Forstkarriere zu ergreifen. Aber dies schlug fehl, weil Johannes die Examina zu machen nicht imstande war. Darauf hatte er Kollegia auf der landwirtschaftlichen Akademie in Poppelsdorf gehört. Am besten gefiel ihm dort das Studentenleben. Aber auch hier haperte es mit dem Examen. Endlich kaufte ihm der Vater ein großes Gut in Schleswig-Holstein. Hier ging zuerst alles gut. Als er sich aber mit einem seiner Meiereimädchen näher eingelassen hatte und ehrlich genug war, sie später zu ehelichen, war der letzte Faden zwischen Mutter und Sohn zerschnitten. Von diesem Augenblick an haßte sie ihn. Nie hatte sie „das infame Frauenzimmer" vor sich gelassen.

Die Ehe war nicht glücklich. Als die im Arbeiterstande Geborne erst „Madame" war, wußte sie ihren schwachen Mann so zu nehmen, daß er ihr in seiner großen Gutmütigkeit Alles gewährte. Bald kamen Schulden, das Gut mußte verkauft werden. Ein kleineres wurde gekauft. Der Vater half ein

paarmal mit großen Summen nach; dann aber, als sich immer von neuem Schulden über Schulden häuften, enterbte der Senator (der ältere Bruder war noch nicht gestorben), hauptsächlich auf den Wunsch der Mutter, seinen unglücklichen Sohn Johannes. Gänzlich nun heruntergekommen, verließ er Weib und Kinder, erhielt vom Vater noch einmal eine große Summe zur Reise nach Nordamerika und war seitdem verschollen. Fünfzehn Jahre ungefähr waren am Todestage des Vaters dahingegangen, seit Johannes Abschied von Europa genommen hatte.

* * *

Zwei Jahre hatte der Sarg des verstorbenen Senators in unveränderter Lage im Erbbegräbnis auf dem Sankt Katharinen-Kirchhof gestanden, als an einem heißen Junitage ein Mann, grau, elend, in abgeschlissenen Kleidern, durch das offenstehende Gartentor der Villa Jantzen einbog. Ein mit Grasmähen beschäftigter Gärtner schrie ihm auf plattdeutsch zu, daß er sich zum Teufel scheren solle. Aber der Fremde beachtete es nicht, sondern ging, so schnell es die magern, kraftlosen Beine erlaubten, auf das Herrenhaus zu und verschwand in der Halle.

. . . Und der Sohn stand vor seiner Mutter. Scheu, den Blick nach unten; scheu und trotzig zugleich. Nur einen Augenblick war die Witwe überrascht, dann übersah sie rasch die Sachlage und sagte ihm mit trockner Kehle, kalt:

„Sprich, was du von mir willst!"

„Deine Liebe, Mutter, deine Verzeihung. Viele Jahre bin ich in der Welt umhergeirrt ohne Glück, ohne Ruh. Alles, was ich unternahm, scheiterte. Vor einigen Monaten hörte ich in der Kapstadt, daß mein Vater gestorben sei. Eine unbezwingbare Sehnsucht nach meiner Heimat überfiel mich, nach meiner Frau, nach meinen Kindern, nach dir, Mutter, nach dir."

Er hatte das alles schnell, redselig, mit fremdem Accent gesprochen; spanische, holländische, englische Worte waren eingeschoben.

. . . Und nun hob er das Auge, aber nur, um es wieder zu Boden zu schlagen. Seine Mutter sah ihn an wie einen Niegesehnen, Ungekannten. Wie eine Säule stand sie minutenlang, dann ging sie rasch und energisch an den Schreibtisch, schrieb ein Billet an ihren Anwalt und überreichte es ihrem Sohne. Es war eine Anweisung auf dreitausend Mark. Als sie ihm das gesagt hatte, war sie im Nebenzimmer verschwunden, und befahl bald darauf, daß die im Garten spazierenden Pfauen sofort abgeschafft werden sollten, weil sie nicht mehr das „widerliche, unausstehliche" Geschrei ertragen könne.

Einige Tage nach diesem Vorfall schickte sie einen Brief an ihren Sohn in die kleine holsteinische Hafenstadt, wohin Johannes zur größten Verwunderung seiner in den dürftigsten Verhältnissen lebenden Frau und seiner Kinder den Weg gefunden hatte. In dem Briefe verbat sie sich jegliche „fernere Bettelei".

Darauf war es Jahre hindurch still; sie hörte und merkte nichts von ihrem Sohne und seiner Familie, bis eines Tages ein Schreiben eines Verwandten ihrer Schwiegertochter, eines uralten ausgedienten Dorflehrers, ankam, das, mit zitternder Hand geschrieben, schloß: „. . . und sollte sich dennoch nicht das steinerne Herz der Frau Senator erweichen, jetzt wo die Not am größesten, so wird eine ewige Gerechtigkeit" (die beiden letzten Worte waren dreimal, mit Hilfe eines Lineals, unterstrichen) „die Mittel und Wege zeigen, Ihrem unglückseligen Sohne dasjenige des großen Vermögens zukommen zu lassen, das ihm von Rechtenswegen zusteht."

Die Witwe ließ ungesäumt anspannen und fuhr, unterwegs immer wieder den Paragraphen 253 des Strafgesetzbuches wiederholend, mit dem Briefe zum Staatsanwalt. Nur dem feinen Takt und der gewinnenden Herzlichkeit dieses hohen Beamten gelang es, daß nicht wirklich der alte Emeritus wegen Drohung oder Erpressungsversuch angeklagt wurde.

* * *

Am achtundsiebzigsten Geburtstag der Witwe hatte die Kammerjungfer das Unglück, ihr über die linke Hand eine Tasse heißen Kaffees zu gießen. Sie wurde deshalb auf der Stelle entlassen. Ehe sie aber aus dem Hause ging, trat sie noch einmal zu der alten Dame ins Zimmer, und sich für viele kleine Härten und unliebsame Äußerungen, die sie während ihrer Dienstzeit hatte ertragen müssen, rächend, rief sie der vom Sofa erstarrt Aufspringenden laut und höhnisch zu, daß sie eine grausame und harte Person sei, und geizig, und daß sie ihren Sohn auf Lumpen sterben lasse, wie alle Menschen sprächen, und, und, und . . .

Es war der alten Frau zum ersten Mal im Leben begegnet, daß ein Mensch es gewagt hatte, ihr Frechheiten ins Gesicht zu sagen. Ehe sie sich ganz von dieser unerhörten Tatsache erholt hatte, war eine Kammerfrau gekommen, um ihr beim Auskleiden behilflich zu sein. Sie schickte sie mit einem unartigen Wort wieder weg.

Nun war sie allein. Als sie sich zur Ruhe gelegt hatte, konnte sie nicht schlafen. Immer und immer wieder hörte sie die Worte des schreienden Mädchens. Und so furchtbar waren ihr diese, daß es ihr vorkam, als würden sie ihr von allen Seiten zugerufen. Sie wollte sich zwingen, zu schlafen. Es gelang nicht. Nachdem sie Licht gemacht hatte, stand sie auf, kleidete sich vollständig an und ging rastlos auf und nieder. Immer rief es ihr von allen Seiten zu: Dein Sohn stirbt im Elend.

Schneller und schneller wurde der Schritt; sie kämpfte augenscheinlich mit einem Entschluß. Nun war er gefaßt. Sie riß am Klingelzug. Als nach einigen Minuten die Kammerfrau ganz verstört hereintrat, rief die Witwe ihr entgegen:

„Den Wagen. Sofort. Ohne Lakai."

Als das Coupé, zum höchsten Unbehagen des fetten Kutschers, der es grenzenlos unpassend fand, so früh am Tage (es war noch nicht vier Uhr) aufstehn zu müssen, vor der

Halle hielt, befahl die Frau Senator, die einen prächtigen braunen Pelz umgeworfen hatte, im Einsteigen:

„Nach dem Kieler Bahnhof. Schnell."

Schon nach einer kleinen halben Stunde waren sie in Altona am Bahnhof angekommen. Der Kutscher mußte zurückfahren, und Frau Jantzen trat in die kalte, spärlich erhellte Vorhalle. Eine rauhe, ungemütliche Novembernacht wälzte sich schwer von den Dächern und verschwand mürrisch in einen ebenso ungemütlichen Novembertag.

Um sechs Uhr dreiundvierzig Minuten ging der erste Zug nach dem Norden. Welche lange Zeit bis dahin. Kein Mensch war noch zu sehn. Die alte, ach, jetzt so alte hilflose Frau versuchte die Türen zu öffnen. Nirgends gelang es. Plötzlich wurde sie heftig angeredet. Es war ein Zollbeamter, der in ihr eine Schmugglerin vermutete. Sie setzte ihm ruhig auseinander, daß sie sich verfrüht habe, und nannte ihren Namen. Der Beamte bot ihr sofort höflich den Arm und führte sie in den Wartesaal. Wie öde es hier war. Wie trostlos sah die Flamme in die englischen Jagdbilder, die an den Wänden hingen, hinein. Der Kellner erschien langsam gähnend, sich streckend, und wurde erst munter, als ihn Frau Jantzen anredete.

Nach und nach füllten sich die Säle. Die Witwe war froh, unter den Ankommenden keine Bekannten zu treffen. Endlich öffnete der Pförtner die Türen und rief: „Einsteigen nach Norden."

In ihrem Coupé standen, wohl durch ein Versehn, die Fenster an beiden Seiten offen. Sie merkte es nicht.

Auf einem der nächsten Haltepunkte stieg ein General mit einem jungen Generalstabsoffizier ein. Der General wandte sich sofort, in der Meinung, daß es der Dame zu schwer gefallen wäre, die Fenster zu schließen, an Frau Jantzen:

„Gnädige Frau gestatten, daß ich Ihnen behilflich bin."

Sie merkte es nicht.

In Neumünster mußte sie die Bahn verlassen und nahm

Extrapost, um nach langer Fahrt endlich die kleine Stadt zu erreichen, wo ihr Sohn wohnte.

Und nun war sie angekommen.

Zu den vielen Scheußlichkeiten einer kleinen Stadt gehört nicht nur, daß jeder weiß, mit wie viel Schlucken jeder seinen Morgenkaffee zu nehmen pflegt; sondern die uns Menschen angebornen Eigenschaften des Neides und der Bosheit, des Mißgönnens und der Verleumdung wuchern hier in größern, üppigern Blumen als anderswo. Und wo durchaus nichts entdeckt werden kann, wird erfunden. Und was wurde alles erfunden, als nachmittags gegen drei Uhr Frau Jantzen, halbtot vor Aufregung, beim Gasthause vorfuhr.

Die Fahrt war trostlos gewesen. Kalt, nebelig, zwischen Tau- und Frostwetter. Auf der Brache, auf den Mooren und Haiden lag der Schnee wie Streuzucker auf einem braun gebratnen Pfannkuchen. Die bald ferner, bald näher bei der Landstraße liegenden Wälder sahen öde, müde, leer aus.

Frau Jantzen wollte den Besuch bei ihrem Sohne auf den Morgen verlegen; ihre Unruhe aber steigerte sich von Minute zu Minute. Deshalb ging sie in Begleitung eines Führers, nach kurzer Erholung, der Wohnung ihres Sohnes zu.

Vor einem kleinen, doch nicht verfallnen Hause, in einer schmutzigen, nach dem Hafen führenden Straße machte der Führer Halt und sagte: „Hier, Madame, wohnt Jantzen" (er sagte nicht: Herr Jantzen). Als die Witwe die Haustür öffnen wollte, wobei ihr zu helfen der einfache Hausknecht zu wenig Lebensart hatte, trat ihr eine etwa fünfzigjährige, kräftige, gemein aussehende Frau entgegen. Die roten Backen schienen mit Ziegelsteinen abgerieben zu sein. In einer Schüssel trug sie einige die letzte Lebensanstrengung machende Butte, und warf einen wahrscheinlich zu klein befundnen Fisch aufs Straßenpflaster.

„Ist Herr Jantzen zu Hause?" fragte die Witwe, der eine Ahnung kam, daß es die Schwiegertochter sei, mit der sie sprach.

„Watt, min Mann? Jau. Watt wüllt Se vun em? De licht inn Starwen.“ (Der liegt im Sterben.)

Die Witwe machte eine Bewegung, wie wir sie selten im wirklichen Leben, umso öfter aber auf der Bühne sehen: sie streckte gegen ihre Schwiegertochter den rechten Arm aus und schüchterte sie mit ihren Augen dermaßen ein, daß sie sich zurückzog. Dann öffnete sie die ihr nächstliegende Tür auf dem Flur und trat in ein ärmlich möbliertes Zimmer. Eine Tasse ohne Untersatz, die bis zur Hälfte mit Kaffee gefüllt war, stand auf einem Tische, den eine mit vielen Fettflecken betupfte Decke überzog.

Durch eine offenstehende Tür in ein Nebengemach tretend, sah sie ihren Sohn. Er lag, wenn auch nicht buchstäblich auf Lumpen, so doch auf zerrissenen oder schlecht geflickten Laken. Das gelbe, längst vor der Zeit gealterte Gesicht mit den grauen Haaren lag stumpf und teilnahmlos der Wand zugekehrt. Die magern Hände, ein wenig nach innen gebogen, ruhten auf der Decke.

Ohne Schrei, ohne ein Wort näherte sich die Witwe dem Bette. Als der Kranke merkte, daß jemand im Zimmer sei, wandte er langsam den Kopf. Nicht sofort erkannte er seine Mutter; aber als die matten Augen endlich über den Menschen klar wurden, der bei ihm stand, als ihm bewußt wurde, wer ihn ansah — kehrte er mit einem traurigen, abwehrenden Blick das Haupt wieder der Wand zu.

Das war zuviel auch für die eisernste Seele. Frau Jantzen stürzte mit dem Schrei: „Johannes, mein Johannes!“ zu ihrem Sohne. Heiße Tränen strömten unaufhaltsam auf die abgezehrten Hände, die sie umschlossen hielt.

In diesem Augenblick fühlte sich der Todkranke merkwürdig leicht. Und wunderbar! Es klang ihm, aber wie aus unermeßlicher Ferne, das alte Studentenlied ins Ohr, das er so oft in der glücklichsten Zeit seines Lebens gehört und gesungen hatte:

O alte Burschenherrlichkeit,
Wohin bist du verschwunden;
Nie kehrst du wieder, goldne Zeit,
So froh, so ungebunden.

Langsam und bleischwer bog er noch einmal das Haupt nach vorn, und auf die tieferschütterte Frau neben sich sehend, breitete er mit letzter Kraftanstrengung die Arme aus und legte sie um den Hals der Witwe. Dann fielen sie schlaff zurück; ein hörbares Rasseln in der Luftröhre, ein letzter tiefer Atemzug, und er war verschieden.

Mutter und Sohn waren in Frieden von einander gegangen.

Der Buchenwald.

Folgende Angaben befanden sich in dem vom statistischen Bureau herausgegebenen „Handbuch des Grundbesitzes im deutschen Reiche. 1. Das Königreich Preußen. Die Provinz Pommern. 1901": Acker und Wiesen 578 Hektare, Wald 98, Wasser 2. Summe: 678 Hektare. Name des Gutes: Restin. Name des Besitzers: Heinrich Baron von Restin, Rittmeister a. D. Grundsteuer-Reinertrag: 15 345 Mark.

Das war eigentlich Alles, was man über den Besitz und die Vermögensverhältnisse des Barons wußte. Auszüge aus dem Schuld- und Pfand-Protokoll waren nicht zu erlangen. Die Protokollata lagen verschlossen auf dem Amtsgericht. So mußte sich die nachbarliche Teilnahme (Teilnahme ist fast in allen Fällen Neugierde) damit begnügen, vielerlei Gerüchte über die Finanzen des alten Herrn zu hören und zu verbreiten. Das wußte man sicher: So einfach der Alte wirtschaftete, so verschwenderisch mußte, nach den großen Summen, die er verbrauchte, zu urteilen, sein einziger Sohn, der als Oberleutnant im 6. Garde-Regiment zu Fuß in Berlin stand, leben.

Der Rittmeister Heinrich Hasso Baron von Restin war der Sohn eines preußischen Majors. Der früh Verwaiste stand dann unter der Obhut einer energischen und praktischen Mutter. Durch das Andenken an seinen Vater bewogen und einer Familien-Überlieferung folgend, trat Heinrich Hasso, nachdem er eine gute Prüfung bestanden hatte, in das Regiment seines verstorbenen Vaters. Die lange Friedensperiode jedoch und das langweilige Leben in einer mausefallenkleinen Garnisonstadt veranlaßten ihn, um seinen Abschied zu bitten. Ehe er den Steigbügeltrunk an die Lippen setzte und mit Tränen von seinen Kameraden und seiner Schwadron Abschied nahm, hatte er geheiratet.

Wir haben ein hübsches Wort in unsrer Alltagsprache: „Er trägt seine Frau auf Händen." Mit vollem Rechte

konnten dies die Menschen von dem Rittmeister behaupten, der in denkbar glücklichster Ehe lebte. Ziemlich heruntergekommen durch das jahrelange Einerlei in der kleinen Landstadt, taute er nun erst, er stand bereits in den Vierzigen, an der Seite seiner klugen und gebildeten, kaum zwanzigjährigen Frau auf. Neigungen, Bevorzugung einzelner Fächer menschlicher Tätigkeit und menschlicher Gedankenarbeit in ihren Resultaten, kleine Liebhabereien für dieses oder jenes Lebensnützliche oder Angenehme, traten, von seiner Frau gewissermaßen in ihm entdeckt und in stiller Weise gehegt und gepflegt, hell zu Tage.

Gleich im ersten Jahr ihrer Ehe waren sie nach Italien gegangen und hatten in Rom und den nördlichen Städten sechs Monate, bis in Deutschland der Frühling ganz eingezogen war, gelebt. Eine Fülle neuer Eindrücke war ihnen hier auf allen Wegen entgegengetreten.

In einer warmen Juninacht, einer Nacht, wie sie uns Eichendorff in seinen Liedern mit so vollendeter Meisterschaft gezeichnet hat, trafen sie wieder auf Schloß Restin ein. Nachdem der Tee genommen war, standen sie am offnen Fenster im Arbeitszimmer des Rittmeisters, das nach der Rückseite lag, und sahen in die Gartenruhe hinaus. Hinter dem Park, im Halbkreis, wie eine feste Mauer den Park stark begrenzend (in Wirklichkeit liefen Garten und Wald ineinander), dunkelte ein herrlicher Buchenforst. Nicht nur im Kreise, sondern in der ganzen Provinz war er wegen seiner Schönheit bekannt.

Mit seiner ganzen Seele hatte von jeher der Baron ihn geliebt und ihm die erdenklichste Sorgfalt gewidmet. Täglich, wenn er in Restin war, ging er dorthin. Man behauptete in der Umgegend, daß er jeden Baum kenne. Einzelnen von ihnen hatte er Namen gegeben wie: Heili Book, Domsäule, Kratzbürste, der Philosoph. Zahlreiche Vögel nisteten ungestört im Walde, und vor allen schien es dem prächtigen, schwarz und gelb gefiederten Pirol, dem sonst so scheuen, hier zu gefallen. Im Juli und August sah es

überaus reizend aus, wenn diese Vögel in den Kronen, sonnenüberflutet, gaukelten.

Wie oft hatte der alte Herr in den Sommertagen seiner Kinderzeit hier gespielt; hatte in spätern Jahren, wenn er auf Ferien in Restin war, sich scheu in den Schatten zurückgezogen und jenen Träumen und Träumereien nachgehangen, die unsre Seele und unser Herz umspinnen, wenn wir in die Jünglingsglutenzeiten unbewußt hinübergehen. Und so sehr war ihm sein Wald ans Herz gewachsen, daß er eine tiefe Sehnsucht empfand, wenn er ihn nicht wenigstens aus den Fenstern seines Schlosses erblicken konnte. Auch in Italien hatte er überall jene Sehnsucht empfunden, und die Vergleiche, die er zwischen den Pinien, Zypressen, Orangenhainen und seinen nordischen Stämmen anstellte, fielen durchaus nicht zugunsten der Pinien und Zypressen aus.

Es war schon Mitternacht vorüber, als der Baron seiner Frau vorschlug, mit ihm in Garten und Wald zu gehen. Sie tat es mit Freuden, und bald waren sie auf dem Wege. Im Park brach er einen weißen Syringenzweig und steckte ihn der Baronin ins braune Haar. Seinen Arm um ihre Schulter legend, gingen er und sie wie Brautleute. Die Nacht war still. Sie lag wie versteint im Licht des Mondes. Bald traten sie in die Buchen. Nichts regte sich. Ohne zu sprechen, gingen sie langsam die gewohnten Wege. Beim „Kiekut" blieben sie stehen und sahen über die stummen Felder hinaus. Wie glücklich sie waren. Gibt es im Leben, wie man sagt, kurze Stunden eines wirklichen, weltabgewandten Glückes, so wurde es jetzt empfunden. Ein tiefer Friede küßte im Vorbeiziehen die beiden guten Menschen.

* * *

Nach vier Jahren genügsamen Lebens wurde ihnen ein Sohn geboren, der mit großen schwarzen Augen in die Welt sah. Wie sonderbar! Der Rittmeister hatte wasserblaue, und von denen seiner Frau hatte er oft scherzend gesagt:

„Luischen, deine Augen haben ja die Farbe meiner Dragoner-Uniform."

Der Arzt hatte sich am siebenten Tage nach der Geburt des Knaben vom Rittmeister verabschiedet, da er nicht mehr nötig sei; und am folgenden Tage lag die junge Frau tot neben ihrem schreienden Söhnchen.

Zwischen dem Sterbe- und Begräbnistage hatte die Dienerschaft ein Grauen überlaufen, wenn sie den Baron sahen oder hörten. Neben dem Zimmer, wo sein totes Weib lag, hatte er sich eingerichtet. Die Zwischentür war geöffnet. Hier aß und trank er, stark wie gewöhnlich. Kam ein Diener oder die Wärterin herein, so sagte er: „hsch, hsch." Ja, er pfiff, in der Stube auf und ab gehend, Kavallerie-Signale. Charles, der Kammerdiener, hatte, wie er in der Küche erzählte, etwas „Schreckliches" gesehen. Wie er abends zu seinem Herrn gegangen, hätte der Baron die Tote auf den Armen getragen. Er, Charles, sei schnell wieder hinausgetreten. Und dann war die Dienerschaft leise hinaufgeschlichen und hatte gehorcht und durchs Schlüsselloch gesehen. Aber die Lampe drinnen war ausgelöscht. Ein leises Wimmern nur ließ sich hören.

Am Beerdigungstag war die Gruft der kleinen Kirche in einen Wald verwandelt. Als der Sarg hinabgesenkt war und die Leidtragenden sich entfernt hatten, ging der Baron ans Bett der Verstorbenen. Er kniete und preßte das Haupt in die Kissen. Die linke Hand lag unter der Stirn, mit der rechten tastete er auf dem Platze neben sich.

Die Menschen sterben nicht an gebrochnem Herzen. Es gibt darin keine Ausnahme. Auch der Baron starb nicht. Der Junge hat die Augen des „Italieners", sagte sich der Rittmeister, wenn er die Augen seines Sohnes, der wie alle aus seinem Geschlechte Hasso hieß, anschaute. Und er hatte nicht nur die Augen des Italieners. Es sprach sich schon jetzt im ganzen Gesicht des zehnjährigen Knaben eine schlagende Ähnlichkeit aus.

„Der Italiener“ wurde im Schlosse das Bild eines der Vorfahren des Rittmeisters genannt, das mit andern Ahnenbildern im Speisesaal hing. Man nannte ihn so, weil er tiefschwarze, stechende, kleine Augen hatte. Die Baronin, die täglich beim Diner diesem Bilde gegenübergesessen, hatte behauptet, der Italiener mache Augen, so rachebefriedigt, wie wenn er gerade seinen Todfeind vor sich auf dem Scheiterhaufen sähe.

„Der Italiener“ hatte zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts gelebt. Es war damals nichts Auffallendes, daß er in vier Staaten gedient hatte. Das lag im Charakter der Zeit. Es ging von ihm die Sage, daß er rachsüchtig und grausam gewesen sei. Auf der einen Seite von ungeheurer Habsucht, hatte er zugleich die Leidenschaft des Spiels in so hohem Grade, daß er Alles, bis auf das Gut Restin, verspielte. Durch einen Sturz mit dem Pferde war er gestorben. Das Gut Restin war von Vater auf Sohn bis zum heutigen Tage vererbt. Meistens auf tüchtige Menschen, die ihren Königen und dem Vaterlande ihre Kräfte geweiht hatten, oder auf solche, die in der bekannten norddeutschen Gedankennüchternheit auf dem Hofe geblieben waren, auf fast gleicher Bildungsstufe stehend wie ihre „Untertanen“.

* * *

Eine Verwandte des Rittmeisters, ein altes Fräulein, hatte in den ersten zehn Jahren die Erziehung Hassos geleitet. Von hellem Verstande und leichtester Auffassungsgabe, hatte sich der Knabe wie spielend die ersten Steine gelegt zum späteren Aufbau seines Wissens. Der Hauslehrer und später die Lehrer auf dem Gymnasium blieben in einem Erstaunen über die außerordentlichen Fähigkeiten des jungen Menschen. Andererseits aber hatte er einen so „bösen“, schadenfrohen, grausamen Charakter, daß er von keinem geliebt wurde. Seine Hauptwissenschaft war die Mathematik. Er wäre ein Rechenmeister ersten Ranges geworden. Als Knabe

wollte er Kaufmann werden; Geld zu verdienen schien ihm schon damals die Hauptsache im Leben. Später ließ er sich überreden, nachdem er ein glänzendes Examen auf der Universität abgelegt hatte, Offizier zu werden. Er trat in ein Garde-Infanterie-Regiment ein, wo man bald seine Fähigkeiten und seinen Fleiß erkannte. Schon nach den ersten drei Leutnantsjahren machte er das Examen zur Kriegsakademie in unerhört glänzender Weise. Bald wurde er, nach Beendigung der drei nötigen Jahre, zu trigonometrischen Vermessungen verwandt und hatte später Kommando auf Kommando. In einem Jahre, so durfte der 29jährige Ober-Leutnant hoffen, würde er als Hauptmann in den großen Generalstab versetzt werden.

Aber, wie als Knabe auf der Schule, als Student auf der Universität, so auch in seiner militärischen Laufbahn: Keiner liebte ihn. Selten war er mit den Kameraden zusammen. Nie hatte man gehört, daß er einen dummen Streich verübte. Er hatte „keine Lust am Weibe", er trank nicht, er verschwendete nicht, im Gegenteil, er war geizig. Dagegen hatte er eine Leidenschaft: er spielte. Er spielte, wo es sich machen ließ, wo es sich traf. Dann funkelten die kleinen schwarzen Augen unheimlich. Dann vergaß er Alles. Schon blieb er nicht im Rahmen seiner Standesgenossen; er spielte, wo sich ihm Gelegenheit bot, und kam dadurch in schlechte Gesellschaft. Mehr als einmal war er schon aus diesem Grunde in unliebsame Affären verwickelt gewesen, aus denen er mit genauer Not entkommen war. Mehr als einmal hatte er vor seinen Vorgesetzten deshalb gestanden. Sein alter Oberst meinte, daß zwar ein „kleines Jeu" zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehöre, doch wo die Grenzen nicht innegehalten würden, sei die Ehre leicht verpfändet.

Es half nichts. Hasso spielte nur umso toller. Er kam endlich in bedeutende Geldverlegenheiten. Zwar hatte der Vater bis jetzt alle die „unbegreiflichen" Schulden seines Sohnes bezahlt. Aber nun war ein Ende. Mit Schrecken

gewahrte eines Tages der alte Herr, daß sein Gut verpfändet und ihm nur der Wald noch übrig geblieben sei.

* * *

Es waren nur wenige Wochen seit jener traurigen Entdeckung vergangen, als ein Brief Hassos eintraf. Er enthielt die gewöhnliche Bitte um Geld. Die Summe, um welche Hasso bat, war, im Vergleich zu dem früher Gewünschten, ungewöhnlich groß. Am Schlusse stand eine Nachricht, die den alten Herrn aufs heftigste erschütterte:

„. . . ist es klar, daß, wenn Du diesmal nicht die ebenerwähnte Summe beschaffen kannst, ich untergehen muß. Kurz vor meinem Avancement zum ‚Hauptmann'. Ich halte mich nicht länger. Auf diesen Brief unmittelbar wird ein Bekannter von mir aus Berlin bei Dir eintreffen, den ich freundlich aufzunehmen bitte. Er kennt meine Verhältnisse und Geldangelegenheiten genau. Komme ihm mit Vertrauen entgegen, dann wird er Rat wissen; gehe darauf ein, was er Dir vorschlägt — sonst ist Alles verloren" . . .

Der Alte hatte kaum mit dem Lesen geendet, als der Diener die Karte eines Herrn überbrachte:

Alfred Lächmeyer.
Dr. jur.

Und ohne, daß es dem Rittmeister noch gelungen war, den tiefen Kummer und Schrecken aus seinem Gesicht zu verscheuchen, stand schon ein elegant gekleideter Herr vor ihm. Im Augenblick des Eintretens hatte dieser Herr sein Monocle fallen lassen, mit der linken Hand leicht über einen fein gekräuselten schwarzen Schnurrbart gestrichen und, eine schnelle tiefe Verbeugung machend, sich mit den Worten eingeführt:

„Ich komme, Herr Baron, um mit Ihnen, wenn Sie es gestatten, über eine Geldangelegenheit, die Ihren Herrn Sohn betrifft, zu sprechen. Ihr Herr Sohn beehrte mich mit seinem Vertrauen. Ich begehe die Indiskretion, Ihnen zu sagen, daß ich von dem Herrn Leutnant durchaus eingeweiht bin in Ihre augenblickliche finanzielle Lage, und daß —"

Der Baron unterbrach ihn:

„Ich möchte, daß dies lieber zwischen Vater und Sohn verhandelt würde. Eine Mittelperson ist mir nicht genehm."

„Dann werde ich mich zurückziehen. Nur muß ich erwähnen, daß ich selbst bedeutend in dieser Angelegenheit interessiert bin und es mir deshalb erwünscht wäre, dennoch, ehe ich mich beurlaube, noch einige Worte sagen zu dürfen."

Der Baron nickte zustimmend. Der Doktor fuhr fort:

„Lassen Sie mich kurz sein, Herr Baron. Die Sache ist folgende: Ihr Herr Sohn führt einen musterhaften Lebenswandel, er berechtigt durch seinen Fleiß und seine Talente zu den größten Hoffnungen. Nur eine Leidenschaft besitzt er: das Spiel. Das hat ihm unendlich viel Geld bis jetzt gekostet. Sie selbst werden das am besten wissen. Viele der Herren Offiziere kommen, um nicht Wucherern in die Hände zu fallen, zu mir." (Herr Lächmeyer wickelte das Band seines Monocle auf und ab um den Zeigefinger.) „Ich bin ihr Vertrauensmann. Ich schaffe ihnen Geld zu billigen Zinsen. Ich ordne die Sache mit den Eltern." (Herr Lächmeyer machte eine Pause.) „Der Herr Leutnant war vor einigen Tagen bei mir. Er kam sofort zur Sache und setzte mir mit großer Klarheit auseinander, wie die Angelegenheit stünde. Ich war, was ich sonst bei den Herren oft nicht bin, mit einem Schlage bekannt mit Allem. Und ich will mich nun kurz fassen, Herr Baron: die Schulden Ihres Herrn Sohns sind enorm." (Er nannte die Summe.) „Sie, Herr Rittmeister, können sie nicht mehr aufbringen, wenn Sie sich nicht entschließen, Ihren Wald zu verkauf —"

Der Baron fuhr, wie vor plötzlichem wütendem Schmerz

außer sich, in die Höhe. Doktor Lächmeyer blieb ruhig sitzen, klemmte sein Monocle ins Auge und betrachtete sein Opfer „mit Gefühl". Der Schuft war auf diese Szene von Hasso vorbereitet. Er hatte längst ausgekundschaftet, daß ihm der Buchenwald, das Geschäft mit dem Abnehmer war schon fertig, das Doppelte einbringen mußte wie die Schulden des Sohnes, die er in der Hand hatte.

Noch immer stand der Baron, starr und blaß. Der Doktor fuhr fort, fast in klagendem Tone: „Sehen Sie, bester Baron" (das ‚Herr' fiel schon weg), „man muß sich in so vieles im Leben schicken, zumal wenn es sich um das Sein oder Nichtsein des einzigen Kindes handelt. Die Schulden des Leutnants sind, soweit ich sie übersehe, ja, ich weiß es gewiß, nicht ganz ‚reinlich'." Der Baron zuckte zusammen. „Es handelt sich darum, daß Ihrem Sohne der Abschied —"

Der Rittmeister fiel ihm in die Rede: „Mag er gehen; ich kann mich auf weiteres nicht einlassen, und ich glaube, daß hiermit, Herr Doktor, unsre Unterredung ein Ende haben dürfte."

Es trat eine Pause ein. Der Doktor erhob sich, und ein wenig aus der Nähe des alten Herrn tretend, sagte er (der Ton klang süß): „Noch eins, Herr Baron. Ihr Sohn hat schlechte Schulden gemacht; er würde infam kassiert, wenn —"

Nun war es zu Ende mit dem Rittmeister. Er schrie: „Ins Zuchthaus mit ihm" . . .

Doktor Lächmeyer hatte sich entfernt; der Baron lag regungslos im Lehnstuhl, lange, lange.

Am Nachmittag brachte ein Bote einen Brief von der nahen Bahnstation:

Geehrter Herr Baron!

Bis heute Abend 9 Uhr 51 Minuten bin ich auf der Station Frissow. Vielleicht läßt sich noch bis dahin ein Arrangement treffen.

Euer Hochwohlgeboren ergebenster
A. Lächmeyer. Dr.

* * *

Es war spät am Nachmittag geworden. Die Oktobersonne war schon untergegangen. Der Baron ging mit hastigen Schritten in seinem Kabinett auf und ab, wohl eine Stunde schon. Die Uhr hatte er aus der Tasche genommen und sie auf den Schreibtisch gelegt. Oft beugte er sich, um die Zeit zu erkennen. Tiefe Qualen hatte er in diesen wenigen Stunden durchgekämpft.

Welch ein Unterschied zwischen Vater und Sohn. Der Alte: ein schwärmerischer Naturfreund, voll echter wahrer Liebe zu Mensch und Tier, zu Feld und Baum, den tausend schlimme Erfahrungen nicht von seinem Standpunkt vertreiben konnten. Dabei mit ziemlich schwerer Auffassungsgabe, einfachem Gedankengang — eine Mittelnatur. Sein Herz war rein und fleckenlos wie seine Ehre. Dagegen der Sohn: Glänzend begabt, fleißig, aber grausam. Auf der Jagd ein Mörder, kein Jäger. Im Walde berechnete er die Blätter eines Baumes ohne jedes Verständnis für das, was man „innige Freude an der Natur" nennt. Aber auch körperlich: welcher Unterschied. Der Vater: ein norddeutsches gutmütiges Gutsbesitzer- und Soldatengesicht mit roten vollen Wangen und langem Flachsschnurrbart. Hasso dagegen wurde mit jedem Jahre dem „Italiener" ähnlicher. Ihm fehlte nur der spanische Zwickelbart, wie jener ihn trug. Stechende schwarze kleine Augen, gelb-blasser Wachsteint, schwarze Haare. Die weißen Zähne spitz, wie bei einer Maus.

Zwischen den beiden hatte es niemals eine Annäherung gegeben. Sie sahen sich so selten wie angängig. Ihr Briefwechsel war aufs notwendigste beschränkt. Ohne gegenseitiges Verständnis und Interesse waren sie im Leben nebeneinander hergegangen.

* * *

Es war neun Uhr geworden. Der Rittmeister ging noch immer auf und ab. Tiefster Seelenschmerz zeigte sich auf dem alten guten Gesicht. Zuweilen streiften seine Augen ein

kleines Bild, das über seinem Schreibtisch hing. Es war ein auf Elfenbein gemaltes Pastellbildchen in Medaillonform: ein stilles Frauengesichtchen, mit blauen Augen, die klug und fröhlich in die Welt schauten. Endlich sah er fest und lange auf das Porträt: „Deinetwegen" sagte er leise.

Nun war der Entschluß gefaßt. Es war die höchste Zeit. Er bestellte den Jagdwagen und führte, bald unterwegs, die Zügel selbst. Die Station Frissow war in gewöhnlichem schlanken Trab in einer guten halben Stunde zu erreichen. Die Uhr zeigte fünf Minuten nach halb zehn. Um neun Uhr neunundvierzig Minuten kam der Zug auf der Station an. Zwei Minuten waren nur Aufenthalt. So war die größte Eile geboten. Der Rittmeister, der sonst seine Pferde schonte, wo und wie er nur konnte, peitschte heute auf die Tiere, daß sie in rasender Eile den gewohnten Weg dahinflogen. Der Kutscher sah entsetzt auf seinen Herrn. Die letzte Strecke vor der Station lief die Landstraße neben den Schienen. Als der Wagen hier angekommen war, brauste der Zug heran. Nun galt es! Von seinem Sitz aufspringend, schrie und schlug er auf die Pferde. Der Hut flog ihm vom Kopfe. Es war wie im alten Rom beim Wagenrennen. Die Pferde taten das Äußerste. Sie kamen mit dem Zuge zugleich bei dem Haltepunkt an. Der Baron war schon vom Wagen. Barhaupt, in tödlicher Angst stürzte er auf den Perron. Der grauköpfige An- und Abläuter auf dem Bahnhof dachte bei sich: De ol Herr vun Restin is wull dull worn. Nur ein Reisender hatte auf den Zug gewartet, Herr Lächmeyer. Er war schon eingestiegen und lehnte aus einem Coupéfenster erster Klasse. Wie er den Rittmeister kommen sah, warf er die „Scherbe" ins Auge.

„Nun," sagte er tonlos, als der Atemlose bei ihm angekommen war, „so erregt, Herr Baron?"

„Nehmen Sie den Wald!" keuchte der Unglückliche.

„Ah, nun . . . Ihr Wort in Ehren; Ihr Herr Sohn ist gerettet. Ich komme in den nächsten Tagen, um Alles zu ordnen."

Der Zug setzte sich in Bewegung.

Erst spät in der Nacht kam der so tief Geschlagne in Restin wieder an. Er hatte Abschied genommen von seinem lieben Walde.

* * *

Ein milder, weicher Novembertag. Stiller, melancholischer Regen, wie im Frühling. Der Südwind drang in die offenstehenden Fenster des Arbeitszimmers des Rittmeisters.

Vom Walde herüber drang ein eigentümliches Geräusch: Axthiebe, das Zischen und Pfeifen einer kleinen Dampfmaschine, Schreien und Fluchen der Fuhrknechte, Sägelärm. Es mußte wüst dort aussehen.

Der Baron hörte es, jeden Ton. Zuweilen griff er an sein Herz, die Axtschläge trafen es unbarmherzig. Mit dem Bilde seiner Frau in der Hand ging er in diesen für ihn schwersten Tagen im Zimmer auf und ab. Er streichelte das Porträt; es war ihm dann, als wenn er ihre Hand auf der seinigen fühlte, und wenn er es küßte, schloß er die Augen.

Zuweilen versuchte er, die gewohnte Pfeife zu stopfen; aber der Tabak lief über, oder der Finger blieb minutenlang im Kopfe stehen.

* * *

Mit knapper Not war der Baron dem Konkurs entgangen. Durch einen Zufall begünstigt, hatte er sein Gut verkauft und war nach dem freundlichen Görlitz gezogen. Kurz nachdem er sich dort niedergelassen, hatte ihm der Regimentskommandeur Hassos in schonendster Weise den plötzlichen Tod seines Sohnes angezeigt. Der alte Herr erfuhr niemals, daß sich sein Sohn, in äußerste Bedrängnis geraten durch neue und nicht sehr „reinliche" Schulden, das Leben genommen hatte.

Am Todestage hatte im „Militär-Wochenblatt" gestanden:

Baron von Restin, Oberleutnant vom 6. Garde-Regiment zu Fuß und kommandiert zur Dienstleistung bei dem großen Generalstabe, unter Beförderung zum Hauptmann und Überweisung zum großen Generalstabe, in den Generalstab der Armee versetzt.

Ick hev di leev.

Mein Freund Eggert und ich, Regimentskameraden, waren bald innig verbunden. Aber schon nach zwei Jahren wurden wir durch Versetzung weit getrennt. Während ich am Rhein und in Westfalen Dienst tat, exerzierte Eggert Rekruten in Pommern; stand er in Posen und Schlesien, war ich an die dänische Grenze befohlen. Im französischen Kriege hatten wir uns nach zehn Jahren ganz kurz vor Metz gesehen, während unsere Regimenter einander vorbeimarschierten. Und nun waren es wieder mehrere Jahre des Weitauseinanderseins gewesen, bis mir vor einigen Tagen die freudige Nachricht wurde, daß Eggert mich besuchen wolle.

Bald saß er vor mir und erzählte:

„Als wir damals versetzt wurden, du nach Berlin, ich in das kleine Nest bei Stettin, war es mein Erstes, mir in der Nähe des Städtchens eine Jagd zu pachten. Du kennst meine Leidenschaft. Du weißt, wie es für mich Lebensbedingung ist, Gesellschaft und Menschen zu Zeiten zu verlassen und allein mit Hund und Gewehr durch die Haide zu ziehn und unterm Busch mein Frühstück zu verzehren.

Mitten in meinem Revier stand ein kleiner Krug. Eine sandige Straße führte vorbei; er lag einsam und abseits. Gleich beim ersten Durchschreiten meiner Jagdgründe kehrte ich dort ein. Ich fand eine Gesellschaft, wie man sie oft in solchen Kneipen findet: Hausierer, Viehhändler, Holzknechte. Alles schrie durcheinander; Betrunkne lagen mit den Köpfen auf dem Tisch. Der Jäger im Jagdrock, und wenn er auch der Vornehmste ist, nimmt ruhig darin Platz. Und dann auch freute es mich, einmal einen Blick in solches Treiben zu werfen. Während mein Hund gierig in einem Wassereimer schlappte und ich meinen Hut an den Nagel hing, musterte ich rasch das Innere. Als ich mich gesetzt hatte, bemerkte ich am Schenktisch ein junges Weib, das, ohne auf mich zu achten, mit niedergeschlagnen Wimpern

an einem wollnen Jäckchen mit zwei hellbraunen hölzernen Stöcken strickte. Erst als ich ein Glas Bier bestellte, öffneten sich die Lider; sie sah mich von der Seite an und brachte mir dann das Gewünschte.

In der Kneipe war es bei meinem Eintreten stiller geworden. Die Leute tuschelten, wer ich sei. Aber bald wurde es wieder lebhafter. Das Weib hinter dem Schenktisch ging stumm und ohne zu lächeln zwischen den Gästen umher, wenn sie um Getränk gerufen wurde. Alle, selbst der Roheste, begegneten ihr höflich. Kein plumper Scherz gegen sie wurde lautbar. Ja, eine gewisse väterliche Zärtlichkeit, die allerdings oft ungeschickt herauskam, war mir auffallend.

Ich bestellte mir ein Jägeressen und folgte, als es bereit war, ihrem Wunsche, in die Nebenstube einzutreten. Hier war alles sauber und reinlich.

Es war die Kammer des ältlichen Wirts, der heute in die Stadt gegangen war.

Das stille Wesen, das ich gebeten hatte, sich einen Augenblick neben mich zu setzen, erzählte mir nun auf mein Befragen, daß sie Witwe sei, einen Knaben von drei Jahren habe und hier beim Wirte, der ein Verwandter von ihr sei, die Haushaltung führe; sie habe es gut bei ihm.

Und während sie so neben mir auf der Kante eines Stuhles saß, mit gesenkten Augen knappe Antworten gab in leisem Tone ohne Erhebung der Silben, kam mir plötzlich ein reges Mitleid. Ich betrachtete sie genauer. Welch ein feines, blasses Gesichtchen, welch schlanker, biegsamer Wuchs; und über dem allen lag eine Ruhe, eine geheimnisvolle Stille in ihrem Wesen.

„Wie heißen Sie, schöne Frau?"

Sie schlug die Augen groß zu mir auf: „Maria."

Wie das klang! In der Sprachweise der Gegend umso seltsamer, anziehender. Sie hatte sich dann gleich wieder auf ihre Arbeit geneigt. Drinnen wurde sie mehrfach verlangt; aber sie kehrte wieder zu mir zurück, den alten Platz

einnehmend. Einmal sah ich, wie sie von der Seite meine Hände beobachtete. Sie fragte mich, ob ich Offizier sei. „Weshalb meinen Sie das, Maria?" „Weil Sie so weiße Hände haben." Ich lachte.

Als ich mit dem Essen fertig war, nahm ich Hut, Tasche und Gewehr, und durch die Schankstube schreitend, sagte ich den dort Sitzenden Lebewohl. Ein allgemeines „Addis, Herr Leitnant," war die Antwort.

Ich bat die junge Frau, mich an die Haustür zu begleiten und mich über die Umgegend zu unterrichten. Sie tat es. Nicht schnell, nicht zögernd; aber gleichmäßig ruhig. Es lag in ihren Bewegungen, wenn sie gerufen wurde, etwas unbeschreiblich Anziehendes. Wie eine Sklavin, die gehorchen muß, folgte sie; und dennoch lag in ihrer Ruhe etwas Gebietendes.

Sie nannte mir die Namen der Dörfer und Wälder, die vor uns in der Nachmittagsonne lagen. Die Richtung gab sie mit dem Kopfe an, unaufhörlich an ihrer Arbeit strickend.

Leichte, lose, verzeihliche Leutnantswünsche wurden in mir rege: Ich dachte mir, wie hübsch es sei, hier nach der Jagd auszuruhn.

Um ihre Hüften schlug ich den Arm. Sie ließ es geschehen; aber dennoch stand sie gleich wieder frei neben mir.

Und dann geschah etwas, was ich mir noch heute nicht erklären kann. Ich fühlte, wie weiland Herr Oluf, plötzlich einen Schlag, der mein Herz getroffen hatte; ich fühlte ihn körperlich, denn ich knickte in demselben Augenblick ein wenig mit dem Oberkörper nach vorn. Die Witwe konnte mich nicht mit der Hand berührt haben. Sie stand, strickend, neben mir. Aber ihre Augen waren auf mich gerichtet mit einem so traurigen, rettungsuchenden, liebevollen, liebeleeren Blick.

Und von Stund an liebte ich sie.

* * *

Die Station Granzow, wohin ich von meiner Garnison aus fuhr, wenn ich in meinem Revier jagen wollte, lag zwanzig Minuten von dieser entfernt. Von Granzow aus brauchte ich, immer auf meinem eignen Gebiet gehend, eine halbe Stunde, um den einsamen Haidkrug zu erreichen.

Wenn es irgend meine freie Zeit zuließ, war ich auf meiner Jagd. Das fiel nicht auf. Jeder kannte meine Leidenschaft, mit Hund und Gewehr allein umherzuschweifen. Ich war jedesmal in der kleinen Schenke; auch das konnte nicht befremden. Mit der jungen Frau kam ich nicht weiter. Ich hatte kaum Gelegenheit, mit ihr allein zu sein.

Unter den Gästen fiel mir oft ein junger Mensch auf, der meistens eine halbe Stunde nach meiner Ankunft im Haidkrug eintraf. Ich hörte bald, daß Paulsen ein Eisenbahnarbeiter von Granzow sei. Er saß fast immer allein, still vor sich hinsehend; wenn er lachte, so schienen in dem dunklen Gesicht prächtige Zähne. Ich merkte bald, daß er, wenn er sich unbeobachtet glaubte, die junge Frau mit seinen Augen verfolgte, und auch daß Maria ihn mehr als Andre mit ihren braunen Augen festhielt. In der Umgegend, im Dorfe, wurde mir erzählt, daß sie und Paulsen als Verlobte galten. Über den guten Ruf der Witwe gab es nur eine Stimme. Sie lebte nur für ihr Kind.

* * *

Einige Wochen waren vergangen. Die Junisonne segnete das Feld. Mit der Witwe stand ich auf dem alten Fuß. Ich liebte sie, aber niemals gelang es mir, die Entdeckung zu machen, daß ich von ihr wiedergeliebt werde. Sie sah mich still an, wie sie die andern Menschen ansah. Kleine Geschenke von mir nahm sie, fast verdrossen, ohne Dank; aber sie wäre kein Weib gewesen, wenn sie diese verweigert hätte.

Es war ein glühend heißer Sommertag. Ich kam ermattet im Kruge an. Maria saß wie immer bei der Arbeit.

Die Stube war leer. Ich bat um ein kühles Getränk. Dann setzte sie sich auf ihren Stuhl, ich ins Sofa. Ich wurde unruhig; ging auf und nieder. Wir sprachen kein Wort. Endlich trat ich vor sie hin, beugte mich zu ihr und küßte sie. Sie ließ es geschehen, wie eine demütige Sklavin.

Ich ging wieder auf und ab, um schließlich mitten im Zimmer stehn zu bleiben: ich bat sie, zu mir zu kommen, um mir über ein Gehöft, das von hier aus zu sehn war, Auskunft zu geben. Sie legte die Arbeit neben sich und trat an meine Seite.

Ich legte meinen Arm um ihr Gürtelband. Wir schauten in die Landschaft, schweigend. Wie war es dann gekommen, daß ich ihre zarten Ärmchen, zwei weiße, heiße Schlangen, um meinen Nacken gelegt fühlte. Sie preßte mich an sich; sie küßte mich. Und dann, in überhastender Weise, flüsterte ich ihr tausend Liebesworte. Sie erwiderte nichts.

Niemals kann ich die kurze Stunde vergessen: wie sie, von mir gehalten, träumend, schauernd, durch die Scheiben, ohne zu sprechen, ins Land sah, ein kindliches, stilles, oft wie ungläubiges Lächeln auf den Lippen.

Plötzlich wurde sie unruhig; sie horchte. Und ehe sie sich noch meinen Armen entzogen hatte, sagte sie im pommerschen Platt: „He kummt, he hett't sehn."

Und der junge Eisenbahnarbeiter, der in diesem Augenblick an den niedrig gelegnen Fenstern vorbeiging, konnte uns in der Tat entdeckt haben. Er erschien gleich darauf in der Schenkstube. Ich behielt meine Geistesgegenwart. Maria machte sich an der Schenkbank zu schaffen.

Aber kein Blick von ihm verriet, was wir argwöhnten. Ich sprach mit ihm von der heutigen Jagd, von der Hitze draußen, und was man sonst redet. Dann bezahlte ich meine Zeche und ging aus dem Kruge meiner Station zu.

* * *

Am vierundzwanzigsten August war in diesem Jahr die Hühnerjagd eröffnet. Als ich mich am ersten Tage satt geschossen hatte, ging ich abends müde auf das kleine Wirtshaus zu.

In die Haustür tretend, kam mir Paulsen entgegen. Er zeigte mir einen Paß, auf ein Jahr nach den Vereinigten Staaten geltend, und fragte mich in bescheidener Weise inbetreff seiner Militärverhältnisse. Ich gab ihm Auskunft und fragte dann meinerseits verwundert, ob er an eine Reise nach Amerika schon lange gedacht habe. Er hätte sie erst vor acht Tagen geplant, und morgen schon wolle er nach Hamburg; übermorgen schwimme er auf der Elbe.

Ich sagte ihm Lebewohl und wünschte ihm eine glückliche Reise.

Dann schieden wir. Auffälliges entdeckte ich in seinem Wesen nicht.

Als ich in die Gaststube trat, spielte darin der kleine Sohn der Witwe mit Sand und Bausteinen. Sie war sonst leer. Niemals hatte ich ein so schönes Kind gesehn; wie ein in Fleisch und Blut übergegangener Raphaelscher Engelbengel.

In dieser Minute trat die Mutter ein und blieb in der Tür stehn. Sie hatte mich nicht kommen sehn. „Gib mir so einen kleinen Leutnant, Maria," sagte ich harmlos zu ihr. Sie aber, die sonst wohl, was sie als Witwe durfte, in ihrer stillen Weise darauf erwiderte, blieb diesmal stumm, errötete tief und machte sich an den Gläsern zu schaffen. Als ich sie fragte, Paulsen wäre wohl hier gewesen, um Abschied zu nehmen, hörte ich ein leises „Ja". Dann verließ sie das Zimmer.

Es war kein Mensch im Hause. Der Alte und das Dienstmädchen machten Einkäufe in der Stadt. Sie sollten erst am andern Morgen wiederkommen.

Die Abendsonne lag in den Scheiben. Maria hatte den Kleinen zu Bette gebracht; sie saß, arbeitend, neben mir.

„War Paulsen heute lange hier?" fragte ich etwas ungeschickt. Sie legte das Strickzeug nieder und sah mich an,

ohne zu antworten. Still stand sie auf, ging ans Fenster und biß sich auf den Knöchel des rechten Daumens. Dann sich wendend, kam sie auf mich zu, langsam, schwebend, und tief errötend fiel sie mir um den Hals und sagte leise: „Ick hev di leev."

Am andern Morgen, früh vier Uhr, war ich auf dem Weg zur Station vom Wirtshaus aus. Um mir den Gang zu kürzen, ging ich meistens durch einen kleinen Tannenbusch, durch den ein schmaler, fußbreiter Steig führte. Gleich nachdem ich ihn betreten hatte, stand Paulsen vor mir. Er hatte die Hände in den Hosentaschen und starrte mich an. „Herr Leutnant wollen wohl zum Bahnhof?" sagte er höflich. „Ja, aber woher kommen Sie denn so früh, Paulsen?" Statt der Antwort sprang er wie ein Tier auf mich zu und riß mich zu Boden. Ich fiel hart auf den Hinterkopf und stieß mir am Hahn meines Lefaucheur schmerzlich den Wirbelknochen. Er setzte ein Knie auf meine Brust, und mir mit seinen Händen meine Arme rechts und links (sie lagen, als wäre ich gekreuzigt) festschraubend, fühlte ich seinen heißen Atem, sah ich in seine weitaufgerissenen Augen.

Ruckweise stöhnte er: „Wo — wärst du — düsse Nacht? Sprick oder ick slag di dod. Wärst du in de Krog? . . . Wärst du in de Krog?" wiederholte er mit heiserer, ächzender Stimme und würgte mich. „Ick — ick — ick wär — den ganzen — Dag — bi ehr" glühte er.

In diesem Augenblick gab mir eine wahnsinnige Eifersucht die Kraft einer Welt. Ich riß mich los und kniete im Umsehen auf Paulsen. Mit der rechten Hand griff ich in seinen Hemdkragen und umkrallte seinen Hals: „Hund . . . ich . . . ich . . . ich" . . . (und das „ch" stieß ich in Gutturaltönen aus, es wie die Schweizer aussprechend). Aber Paulsen zerrte aus seiner Hosentasche ein breites Brotmesser und grub es mir bis ans Heft in die linke Schulter, daß ich wie von einem heimtückischen Blei getroffen zur Erde fiel — — —

Gigliaglio, Gúliaio, Gúlio, Gigliaglio . . . aber der Pirol nistet doch nicht im Nadelwald . . . Der Pirol? Der Pirol? . . . der muß ja schon weg sein . . . Gigliaglio, Gúlio, Gúliaio . . . Wie das milde regnet . . . ein sanfter, leiser, ruhiger Frühlingsregen . . . Augen auf . . . rot? . . . Augen zu . . . Es regnet noch immer leise fort . . . mein Hemd ist durchnaß . . . ja so . . . so? . . . Gúliaio, Gúlio . . . Nun schwimme ich . . . ein warmes Bad . . . köstlich . . . Maria? . . . Maria küßt mir die Stirn: Ick hev di leev . . . Gigliaglio, Gigliaio, Gúlio . . . Gú . . . li . . . o . . .

* * *

Die alte, gute Brotfrau Anna Schweims hatte mich nach zwei Stunden in einer Blutlache gefunden und sofort Anzeige auf dem Bahnhof gemacht.

Es vergingen drei Wochen, ehe ich zur Besinnung kam, ehe ich vernommen werden konnte. Ich erhorchte aus den Gesprächen meiner Umgebung, daß allgemein die Meinung vertreten wäre, ich sei von einem Wilddieb angefallen worden. Ich machte es mir zu Nutze.

Noch während meiner Rekonvalescenz wurde ich, veranlaßt durch andere Umstände, nach Trier versetzt.

Auf meiner Jagd bin ich nicht wieder gewesen.

Erst im nächsten Sommer erkundigte ich mich unter der Hand nach der Witwe. Ich hörte, daß sie im Frühling einem Knaben das Leben gegeben habe, bei der Entbindung aber gestorben sei. Und von Stund an kam eine Unrast über mich.

Endlich nun, nach elf Jahren, hielt es mich nicht länger. War der Junge noch am Leben, so war er so alt, daß aus seinem Gesicht die Ähnlichkeit erkennbar sein mußte.

Ich reiste an Ort und Stelle und erfuhr, daß der Knabe im Dienst eines reichen Bauern sei. Ihm war der Name nach dem Dorf gegeben, wo er geboren war. Die Mutter

hatte sich bis zum Tode geweigert, den Vater zu nennen. Gnutz hieß das Dorf.

Vor einem großen Hofe an einer Scheune stand ein mit Torf beladner Wagen. Ein halberwachsener Junge strängte die Pferde an. Ich konnte nur seinen Rücken sehn. Eine helle Knabenstimme sang dabei:

Eine Schwalbe macht kein' Sommer,
Wenn sie auch die erste ist . . .

Er mochte das Lied von den Knechten, die Soldaten gewesen, gehört haben.

„He, du! Bist du Hans Gnutz?" rief ich; und als er sich umsah, stand mein Herz still.

„Ja, Herr, der bin ich."

Ich ging rasch auf ihn zu, nahm seinen Kopf zwischen die Hände und sah ihm tief, tief in die Augen. Ich forschte in seinen Zügen nach dem, was mein Herz bewegte, was mich hierher getrieben hatte. In diesem Augenblick stand Paulsen vor meinem inneren Auge . . . Aber nichts von ihm fand ich im Gesicht des Knaben. Nur sie sah ich, nur ihre Gestalt, nur der Mutter große, braune, wunderbare Augen, nur ihren stummen Blick . . .

* * *

Ich hatte noch am Nachmittag desselben Tages eine Summe auf dem Amtsgericht der kleinen Stadt für den Knaben Hans Gnutz niedergelegt. Die Unruhe verließ mich nicht; ich schlief schlecht.

Als ich im Hotel am andern Morgen das Lokalblättchen las, fiel mir bald unter „Gnutz" die kurze Notiz auf:

„Gestern Mittag fiel der Dienstjunge Hans Gnutz von einem mit Torf beladnen Wagen und blieb auf der Stelle tot. Er war mit den vorn liegenden Soden, auf denen er saß, auf die Deichsel geglitten. Ein Rad hatte ihm den Hals zerdrückt."

Der Dichter.

Vor einigen Jahren verkehrte ich in Hamburg viel in einem Weinhaus, das mir aus dem Grunde so unterhaltend war, weil dort Menschen aus allen Erdteilen ein- und ausgingen, wenn auch nicht wie in südlicher gelegenen Städten der Fez oder eine auffallende Nationaltracht auftauchten.

Ich hatte das behagliche Gefühl, völlig vereinzelt und unbeachtet in dem großen Fremdenmischmasch verweilen zu können.

Nicht zum wenigsten war mir dies Wirtshaus besonders noch dadurch lieb geworden, daß sich allabendlich in einem der Säle auf einer bühnenartigen Erhöhung eine Streichmusik einrichtete, die, über den Geschmack ist nicht zu streiten, mein Herz erfreute und mich oft mitten in dem Wirrwarr in Träume wiegte; nirgends ist man einsamer als in Weltstädten — und bei zarter Streichmusik.

Seit einigen Abenden war mir ein Herr aufgefallen, der entweder in tiefen Gedanken, oder dachte er an nichts? vor sich hin starrte oder zahlreiche kleine aus einem Notizbuch ausgerissene weiße Blätter beschrieb. Die ihn Umsitzenden, wie das in einer Großstadt zu sein pflegt, hatten kein Auge für ihren nachdenkenden oder schreibenden Nachbar. Vielleicht ein flüchtiger Blick, ohne irgend welche Neugierde; dann ließ man ihn sitzen.

Aus einer entfernten Ecke beobachtete ich meinen Interessanten. Schrieb er nicht, so schob er mit Daumen und Zeigefinger der Linken seinen kurzgehaltenen, sorgfältig beschnittenen schwarzgrauen Schnurrbart auseinander, stier vor sich hinblickend; oder er legte, den rechten Arm mit der linken Hand stützend, das Haupt in die Rechte. Zuweilen fuhr er aus dieser Lage auf und starrte, wie abwesend, in seine Umgebung. Er schien nichts zu sehen, sondern war augenscheinlich mit innern Bildern beschäftigt. Wie von der Tarantel gestochen, begann er emsig zu schreiben, sich tief mit kurzsichtigen Augen auf seinen Zettel neigend. Un-

glaublich schnell kritzelte er; dann plötzlich hielt er wieder inne, um das, was er geschrieben, meistens auszustreichen. Schien ihm eine Wendung, ein Satz, ein Gedanke zu gefallen, so nahm er das Zettelchen dicht ans linke Auge und las oft drei, vier Minuten an den Worten.

Spielte die Musik, so wurden seine Bewegungen schneller, heftiger. Er wiegte den Kopf, zog die Stirn in drohende Falten, legte, als wenn er pst-pst sagen wollte, den Finger an den Mund, oder sprach gar einige leise Worte vor sich hin. Dann wandte er auch wohl schnell den Kopf nach einer Seite, als ob er eben gerufen wäre.

Meine Neugier war rege geworden: ein harmloser Geisteskranker, dachte ich. Der Kellner antwortete mir auf mein Befragen, ob er jenen Herrn kenne: „Der macht hier jeden Abend von neun bis zehn Uhr Reimverse." So. Also „Reimverse". Ein Dichter folglich; ein Dichter in seiner Arbeit, in den Augenblicken der „göttlichen Eingebung", in tiefster, innerster Erregung, und, wie mir schien, in oft augenscheinlicher Bedrängnis, das ihn Bestürmende in rechte Worte zu fassen und rasch zu Papier zu bringen. Oder war der Mann ein Charlatan, ein Wichtigmacher, einer, der durchaus der Welt interessant erscheinen möchte?

Meine Neugier, auch Teilnahme, wenn ich das blasse, abgehärmte Gesicht betrachtete, wuchs. Kurz und gut, ich benutzte den Augenblick, als sein Nachbar bezahlte und wegging, um mich auf dessen Platz zu setzen. Auf jeden Fall wollte ich versuchen, die Bekanntschaft des Sonderlings zu machen.

Als ich, an seinem Tisch angekommen, mich neben ihm niedergelassen hatte, las er die vor einigen Sekunden weggelegte Zeitung meines Vorgängers. Er schien eifrig den Feuilletonquark zu verfolgen.

Ich hatte Zeit, ihn in der Nähe zu betrachten. Just so stellte ich mir von jeher einen deutschen Dichter vor: Den Hals umgab ein Klappkragen von zweifelhafter Weiße, der Rock war abgetragen, der ganze Mann sah verhungert aus.

Natürlich würde er im vierten Stockwerk wohnen; seine Haare „wallten“ öldurchtränkt in langen Strähnen über den Rockkragen.

Ein tiefes Mitgefühl für den Unglücklichen faßte mich. Denn unglücklich mußte er sein, das las ich aus seinen kummervollen Zügen. Wenn ich ihm behilflich sein könnte! fiel mir ein, seis auch nur im Erträglichermachen seiner äußern Lage.

Noch heute Abend mußte ich seine Bekanntschaft machen. Ich sann über die Worte nach, wie ich ihn anreden wollte. Vielleicht, wenn er die Zeitung wegschob: „Erlauben Sie, mein Herr?“ Oder auch: „Wie voll es heute wieder ist!“ Oder: „Die Bedienung fängt an, recht mangelhaft zu werden.“

Und während ich einen einigermaßen vernünftigen Anfang überdachte, ließ er die Zeitung aus der Hand gleiten und sah in die Menge.

Ich platzte sofort los: „Mein Herr, Sie scheinen ein Dichter zu sein.“ Du lieber Himmel, wie unsinnig! Das Wort war aber einmal gefallen und nicht wieder rückgängig zu machen. Er hatte auch vollkommen verstanden und antwortete: „Ja, das bin ich! Ich bin der Dichter Franz Mäurer.“ Er hatte die Augen groß auf mich gerichtet und schien von mir zu erwarten, daß ich anbetend zu seinen Füßen sinken würde, eins seiner Sonette oder sonst etwas von ihm herzusagen. In der Tat war es mir in diesem Augenblick peinlich, den Dichter Franz Mäurer nicht zu kennen. Der Dichter schien enttäuscht zu sein und sah gleichgültig in den Saal, als ich, statt der von ihm sicher erwarteten Antwort, sagte: „Meine Name ist Martens.“

„Aber Sie sind auch ein Dichter?“

„Keineswegs! Ich bin Besitzer einer Nagelfabrik.“

„So interessieren Sie sich für die Literatur?“

„Gewiß tue ich das, und mit ganzer Seele.“

„Ah,“ seufzte Herr Mäurer, „ah, allerdings ein seltner Fall . . . in Deutschland . . . allerdings“ . . .

Wir waren bald in ein lebhaftes Gespräch über die literarischen Größen unsrer Zeit vertieft. Herr Mäurer ließ mich kaum zu Worte kommen. Sein hartes Urteil über wirklich anerkannte Novellisten und Romandichter, sowie sein unglaublicher Ungeschmack, machte, daß ich an dem Manne ganz irre wurde.

Als ich nach längerer Zeit gewissermaßen Erlaubnis von ihm erhielt, zu sprechen, bat ich ihn, neugierig geworden durch seine sonderbaren Kritiken, mir einen Einblick in seine Dichtungen zu vergönnen. Herr Mäurer machte eine triumphierende Miene, stand auf und zog mich aus dem Saal mit den Worten: „Kommen Sie, kommen Sie, Herr Martens! Sie sollen von mir lesen und hören."

Die ganze Szene hatte natürlich kein Mensch bemerkt. Eine von den zahllosen Annehmlichkeiten der Großstadt.

„Sie gehen mit, Herr Martens; keine Widerrede! Ich bitte, trotz der vorgerückten Stunde mich in meine Wohnung zu begleiten." Dann ging er wieder auf literarische Fragen über. An einem Laternenpfahl blieb er stehen und sagte gedehnt: „Wissen Sie, daß ich Homer langweilig finde, namentlich in der Voßschen Übersetzung, und die ist immer doch noch die beste. Sehen Sie sich, beim Himmel, den Achill an! Ein Schlächterbursche. Nein, Achill ist mir eine widerwärtige Figur."

Er sagte wirklich „Figur".

Ich war im Begriff, ihm heftig zu erwidern, aber er ließ mir keine Zeit; plötzlich sprang er von Achill zu „Hermann und Dorothea" über. „Erlauben Sie, wenn mir Homer langweilig ist, so ist es mir ‚Hermann und Dorothea' erst recht. Mags an den Hexametern liegen, oder woran immer: es ist mir langweilig. Ich begreife nicht, wie Goethe ein solches Philistergedicht schreiben konnte."

Ich war nahe daran, Herrn Mäurer einen Faustschlag ins Gesicht zu geben, besann mich aber und sagte:

„Meine Zeit erlaubt es mir leider nicht, länger Ihren

Gesprächen zu folgen; außerdem ist es bald Mitternacht, und morgen früh muß ich —"

„O, ich bitte, Sie kommen nicht weg," erwiderte er hastig, und dann klang es wie flehend: „Sehen Sie, nun eben, ach, seit wie langer Zeit höre ich ein freundliches Wort, fühle ich Teilnahme. Mein Gott, ja, ich schwatze Ihnen zu viel; aber wenn man, wie ich, gezwungen ist, die göttlichsten Gedanken" (er warf einen Blick in die Sterne) „stets bei sich behalten zu müssen, da tut es so wohl, wenn —"

Herr Mäurer schwieg, und schweigend gingen wir eine gute Strecke. Plötzlich blieb er stehen und sah mich an: „Ich merke, Sie sind neugierig, weshalb Sie mich im Saal so nachdenklich gesehen haben. Dort dichte ich!" Die letzten Worte sprach er mit gehobner Stimme. Dann fuhr er fort: „Ich muß Ihnen sagen, daß ich zwar in recht angenehmen Verhältnissen lebe; jedoch um diese meiner Frau und Tochter und mir selbst zu erhalten, muß ich arbeiten, und diese Arbeit besteht im Romanschreiben für kleine Blätter. Dies Geschäft bringt mir ein recht gutes Stück Geld ein. Ich betreibe es täglich von acht Uhr morgens bis in den Spätnachmittag. Vollständig wie im Schlafe. Doch ich erzähle Ihnen später davon" . . .

„Aber, Herr Mäurer, weshalb ruhen Sie dann nicht von Ihrer Arbeit aus, statt abends mit und in der Welt zu leben, zu dichten" . . .

„Aber das ist ja meine Erholung; da kommen mir die göttlichsten Gedanken."

Wir waren an einem hohen Hause, einer sogenannten Mietskaserne, in einer engen, abgelegnen Straße stehen geblieben. Die Gegend gehörte nicht zu den besten.

Herr Mäurer sagte: „Wenn ich nicht so glücklich wäre, einmal einen Menschen gefunden zu haben, mit dem ich mich aussprechen kann, würde ich Sie sicher nicht gebeten haben, Herr Martens, mit mir drei Treppen hoch zu steigen."

Es war dunkel im Hause. Ein unangenehmer Kohl- und Fettgeruch, in so später Stunde, machte sich bemerkbar. Auf

der zweiten Treppe stolperten wir über einen Betrunknen. Irgendwoher klang Klaviermusik. Der Fledermauswalzer wurde ziemlich gut gespielt. Dazwischen klang es wie Gläserklingen und Gelächter. Wir waren in seiner Etage angekommen. Er zog leise an der Türklingel. Es kam niemand. Er zog stärker. Ein weibliches Wesen öffnete und sprach laut: „Na endlich, Franz; wo bleibst du denn so lange?"

Die Stimme verstummte, als ich als Begleiter erkannt wurde. Noch immer standen wir im Dunkeln. Ich hörte hin- und hertrippeln. Die Musik verstummte plötzlich, ebenso das Gläserklingen und das Gelächter.

Eine Tür wurde geöffnet, und wir traten in ein großes Zimmer, aus dem die letzten Reste eines Abendessens rasch weggetragen wurden. Ich sah, daß eine Zwischentür klaffte, hinter der wir durch den Spalt beobachtet wurden. Eine fette Stimme sagte ziemlich laut: „Herrgott, wen hat er denn da wieder aufgegabelt!"

Ich hatte wenig Zeit, mich im Zimmer umzusehen, denn Herr Mäurer begann sofort, nachdem wir an einem großen Tische Platz genommen, mich mit seinen „Dichtungen" bekannt zu machen. Es war mittelmäßiges Zeug, ohne jede Ursprünglichkeit. Die berühmten Dichterworte „wallen" und „kosen" wiederholten sich beständig. Es kos„e"ten nicht nur die Tauben, die Spatzen, die Menschen, sondern auch einmal die Kaninchen. Es „wallten" nicht nur die Haare, die Nebel, die Tannen, die Lüfte, sondern auch die Gefühle. Ich hörte schon lange nicht mehr auf die mit vielem falschen Pathos vorgetragnen Gedichte, sondern sah mich in dem Raume um. Alles schien wie besät mit Papierschnitzeln, auf denen wahrscheinlich die „göttlichsten Gedanken" gekritzelt waren. Die „göttlichsten Gedanken" war sein Lieblingsausdruck.

Vor einem öden Schreibtisch stand ein harter schäbiger Stuhl. Hier war die Fabrik der „spannenden" Romane, der „sinnigen" Novellen. Hier sklavte der arme Herr Mäurer

täglich viele Stunden lang, um Frau und Tochter zu ernähren und in „recht angenehmen Verhältnissen“ zu erhalten.

Plötzlich wurde der Versedrechsler im Lesen unterbrochen. Dieselbe Stimme von vorhin rief aus der Türspalte: „Franz!“

Franz sprang sofort auf und eilte, sich bei mir entschuldigend, ins Nebenzimmer, dessen Tür aus Versehen angelehnt blieb. Ich hörte, wenn auch im Flüsterton gesprochen wurde, deutlich: „Warst du bei Baron Meier? Hast du die dreißig Mark von ihm erhalten?“

„Nein, ich war nicht da, Agnes, ich war n i ch t da. Ich ertrage es nicht mehr, diese ewige Bettelei; ich ertrage es nicht mehr! Ihr könntet wohl auskommen mit dem, was ich für euch verdiene.“

Ich räusperte mich, es wurde nicht bemerkt. Die Frauenstimme fuhr leidenschaftlich fort: „O, du Feigling! Verhungern läßt du uns! Verhungern!“

Dann sagte sie leise, aber in scharfem, befehlendem Ton: „Wen hast du da mitgebracht? Er ist gut angezogen; forsche ihn aus. Wenn er wohlhabend ist —“

Jetzt wurde mir die Sache denn doch zu arg. Ich sprang auf und schloß mit Geräusch die Tür.

Gleich darauf erschien Herr Mäurer. Er sah blaß aus, und sich in den Stuhl zurücklehnend, sagte er tonlos:

„Ach, Sie glauben nicht, wie schrecklich das ist, Tag um Tag acht bis zehn Stunden gedankenlos Romane schreiben zu müssen. Und sehen Sie hier“ — er zeigte mir eine Masse Briefe und Papiere, die er einer Schieblade entnahm —: „Siebzehn Blätter bestellen zum Geburtstag Seiner Majestät Gedichte. Und immer kommt darin vor: Heldenkaiser — Lorbeerreiser. O, wie ich mich schäme, unsern Kaiser stets so anzuleiern! Aber es fehlt mir in der Tat die Zeit, mich ernstlich zusammenzunehmen. Bedenken Sie: Siebzehn Blätter! Und die Gedichte dürfen doch nicht alle gleichlauten. Freilich, freilich, da hab ich so mein Methodchen . . . Für morgen ist ein Polterabendscherz bestellt, für über-

morgen zwei Grabgedichte, für Donnerstag Ansingung des Bureaupersonals an den jubiläumfeiernden Chef; und so fort und so fort. Aber es bringt Geld. Die Masse tuts ... Hier, nehmen Sie mit: da können Sie einmal zu Hause lesen, was die Redaktionen von mir verlangen" ...

Unglaublich! ... Ich nahm diese Briefe mit nach meiner Wohnung.

Einige mögen hier folgen:

Sehr geehrter Herr!

Wir teilen Ihnen mit, daß wir Ihren Roman für den Abdruck in unserem Blatte akzeptieren, jedoch mit dem Vorbehalt einiger unerläßlicher Änderungen: Louise darf nicht sterben, werter Herr; sie kann sich vielmehr mit Eduard sehr wohl versöhnen und ihn heiraten. Auf den guten Schluß kommt immer sehr viel an; das Publikum will sich nicht verstimmen lassen. Wir haben erfahrungsmäßig jedesmal, wenn der Roman ohne Hochzeit endete, eine Anzahl Abonnenten verloren. Ferner der Titel! Der muß uns ganz überlassen bleiben. Sie haben „Streiflichter" gewählt, aber diese Bezeichnung ist völlig unmöglich, viel zu kurz und den weniger Gebildeten verdächtig. Wir nennen den Roman: „Das Geheimnis des Polizisten" oder: „Ein Opfer des Zeitgeistes". Auch vermissen wir die Namen „Werner" und „Walter". An diese hat sich das deutsche Lesepublikum nun einmal gewöhnt. Sie dürfen in keinem Roman, in keiner Novelle fehlen. Wollen Sie ferner den „Maler" nie vergessen.

Ihrer gefälligen Rückäußerung entgegensehend usw.

Ein anderer lautete:

Keinerlei Tendenz, werter Herr, das ist die erste Bedingung. Unser Blatt soll möglichst in jedem Hause seine Stätte haben; es darf also das Gebiet der politischen und sozialen, insbesondere aber der religiösen Fragen absolut niemals berührt werden. Sensationell, das ist die Hauptsache, spannend, wühlend. Wir pflegen pro Tag 326 Zeilen Roman zu geben. Sie würden uns also sehr verpflichten, wenn Sie Ihre Arbeit so einrichten wollten, daß dieses Quantum jedesmal mit einer Frage oder dergleichen schließt, z. B.: „Die Tür öffnete sich! Wilhelmine fuhr mit einem Schrei zurück, sie war leichenblaß geworden. Adolar stieß sich das Messer in den Busen!"

Das veranlaßt diejenigen, welche Einzelnummern kaufen, nun auch die folgende zu nehmen. Usw.

Ein dritter:

Werter Herr!

Remittieren anbei dankend Ihre Sendung. Druckten wir das, so würde man uns steinigen. Der verlobte Rittmeister scherzt abends um elf Uhr mit der Gouvernante im Garten, während gegen den Schluß des Romans sogar herauskommt, daß Komtesse Ida die illegitime Tochter der Geheimrätin ist. Das geht durchaus nicht — unsere Zeitung wird von Backfischen gelesen, da hat man Rücksichten zu nehmen. Usw.

Ein vierter:

Werter Herr!

Besten Dank für Ihre willkommene Einsendung. Der Roman gefällt uns so sehr, daß wir eine andere Arbeit zurückstellen, um mit der Ihrigen den neuen Jahrgang zu beginnen. Nur eine kleine Bitte möchten wir Ihnen ergebenst vorlegen: Das mittlere Kapitel, das erste des zweiten Bandes Ihrer Erzählung, spricht am meisten an. Wir bestimmen es daher zum Anfang und ersuchen Sie, die dadurch nötig werdenden kleinen Änderungen schleunigst vornehmen zu wollen, da das erste Stück schon gesetzt wird. Haben Material für dreizehn Nummern, alsdann bitten höflichst um gefällige Fortsetzung usw.

Ein fünfter:

Geehrter Herr Mäurer!

Wir danken bestens für das uns übersandte Manuskript, obwohl wir leider den Druck desselben ablehnen müssen. Reflexionen, geschichtliche oder gar politische Rückblicke, überhaupt Betrachtungen irgend welcher Art, Gedanken insbesondere, sind vollständig ausgeschlossen. Das Publikum will unterhalten, aber nicht belehrt sein; es ist daher auch ganz unstatthaft, die Werke unserer großen Tondichter in den Rahmen der Erzählung hineinzuziehen, indem man einfach sagt: Chopins Sonate, Opus soundsoviel, oder dergleichen. Wer das nicht versteht, ärgert sich, und das müssen wir strengstens vermeiden. Bedarf es einer poetischen Reminiszenz, so bleibt man bei den Volksliedern, wie: „Steh ich in finstrer Mitternacht", „Mädel, ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite" oder dergleichen. Das kennen alle. Usw.

Ein sechster:

Ihre Novelle, geehrter Herr, hat uns sehr gefallen, sodaß wir dieselbe nicht gern ausschlagen möchten. Siebenunddreißig Romane und Erzählungen müssen kontraktmäßig der Ihrigen vorangehen, sodaß der Druck erst in drei Jahren stattfinden kann. An Honorar zahlen wir per Druckbogen fünf Mark; für diesen Preis überlassen uns die Verleger von Romanen den Stoff, ehe er als Buch erscheint. Wir brauchen daher nicht teuer zu kaufen usw.

Ein siebenter:

Aber Geehrtester!

Bedenken Sie doch, daß unsere Zeitung nur in frommen Familien gelesen wird; sie wird streng von den Pastoren überwacht. Ihre Erzählung gefällt uns sonst recht gut; wollen Sie also die natürliche Tochter des Barons Felseck von Sternenstein herausnehmen, so akzeptieren wir.

Ein achter:

Wir senden hiermit, werter Herr, Ihre Erzählung mit dem Bemerken ergebenst zurück, daß wir gerne gesonnen sind, sie zu akzeptieren, wenn Sie sich entschließen können, noch stärker aufzutragen. Sie können bis an die äußerste Grenze des Erlaubten gehen, jedoch so, daß wir nicht mit der Staatsanwaltschaft in Konflikt kommen. Wenn Sie übrigens schreiben im dritten Kapitel: „Der junge Schneidersſohn in seiner ausschweifenden Sinnlichkeit begehrte die blonde Komtesse Aurelie" — so ist das vielleicht doch zu starker Tabak. Das müssen Sie mildern oder poetischer fassen. Usw. usw.

Sommermittagsspuk.

Es ereignete sich, so wurde mir erzählt, in einem fremden, fernen Lande, in einer Hauptstadt. Ich war dort unsrer Botschaft als Sekretär beigegeben. Wie es meine amtliche Stellung mit sich brachte, verkehrte ich fast ausschließlich in der Gesellschaft. Die „Gesellschaft" ist in allen Ländern sich gleich. Sie besteht, selbstverständlich mit vielen Ausnahmen, aus herzensrohen, kühldenkenden Menschen, deren Geschrächsstoffe, deren Leben zu bekannt sind, als daß ich es weiter zu erörtern brauche. Doch auch brauche ich andererseits nicht hinzuzufügen, daß ich in der „Gesellschaft", wie in jedem Stande auf Erden, kluge und dumme, vornehm und niedrig denkende Leute gefunden habe. Wie dem sei: immer fast habe ich bei diesen in ihrer Lebensstellung bevorzugten, vielfach reichen oder wohlhabenden Menschen, wie ich schon erwähnte, Herzensroheit bemerkt: jenes sich, wenn auch oft klug verdeckte, stark erhaben Dünken über ihre nicht auf gleicher Rangstufe oder in gleichen Vermögensumständen stehenden Mitbrüder und Mitschwestern.

Es war an einem glühend heißen Sommertage. Bedauerlicherweise kann ich nur den Vergleich aufstellen: als wenn wir ihn auf Lichtbildern tropischer Städte sehen, mit jenem grellsten Sonnenlichte, mit den zahlreichen, alle Fenster beschattenden Markisen. Trotz der ungemeinen Hitze zeigte sich das lebhafteste Leben in den Straßen. Irgend einer, irgend etwas wurde erwartet: eine Prozession, ein Schnellläufer, siegreich zurückkehrende Truppen, ein deutscher Professor mit seinen Werken unterm Arm, ein gefangner Aschanti-Häuptling, ein Verbrecher auf seinem letzten Gange, ein ausländischer König, eine deutsche Schützengilde mit ihren Fahnen und Saufhörnern und Bierkantaten. Was weiß ich. Genug, Alles war Erwartung.

Ich stand im Fenster einer, wenn ich es in unsre Sprache übersetzen will, Konditorei. Zuckerbäckerei klänge viel besser; aber der Ausdruck paßt hier nicht. Die Konditorei war

um die Mittagszeit der unbeabsichtigte Sammelplatz der „Gesellschaft“. Die Damen aßen Eis, die Herren Pasteten. Ich unterhielt mich mit einer sehr lustigen, bildhübschen spanischen Herzogin. Sie erzählte mir unter klingendem Gelächter, daß sie einmal mit Verwandten von Hamburg nach Kiel in einem Wagen gereist wäre, um die Buchenwälder Ostholsteins, von denen sie viel Rühmens gehört, zu sehen. Unterwegs wäre, genau wie das in Romanen beliebt wird, ein Rad gebrochen. Ein Gutsbesitzer habe sie gastfreundlich aufgenommen. Als sie mit diesem im Laufe des Gespräches auch die spanische Literatur berührt, ihm von Calderon gesprochen habe, hätte sie von dem Gutsbesitzer nur die Worte Wauwau vernommen, überhaupt immer nur Wauwau, selbst dann, als sie auf die deutsche Schönwissenschaft gekommen sei und ihm besonders seinen großen Landsmann Theodor Storm erwähnt habe. Vollkommen sei ihr schließlich dieser Gutsbesitzer wie der dumme Galomir in Grillparzers „Weh dem, der lügt“ vorgekommen. Neulich habe sie sich dieses Gutsbesitzers erinnern müssen, als sie in der Zeitung gelesen: „Berlin. Auf der Mastvieh-Ausstellung hat die Provinz Schleswig-Holstein einen großen Erfolg erzielt. Es fielen ihr in den Abteilungen für Rindvieh und Schweine zwei Ehrenpreise, fünf erste Preise und sechs zweite Preise zu.“ Ja, Wauwauwau . . .

Auf der Straße stand Alles dichtgedrängt wie eine Mauer. Einige versuchten nach vorne zu drängen, vergebens. Auf dem freigelassenen Hauptwege gings seinen Gang wie immer. Die Schloßwache mit einem allerliebsten, dunkelgebräunten Leutnant, der, zu uns heraufblickend, den Degen senkte, stampfte mit schallendem Spiele vorüber. Voran der sich bei allen Weibern der Welt für unüberwindlich haltende Tambour-Major. Die linke Hand fest in die Seite stemmend, warf er mit der rechten den blitzenden Stock wie ein Gaukler in die Luft. Schusterjungen, wie überall, begleiteten im Taktschritt die Musik.

Droschken fuhren langsam durch. Die Kutscher wandten

sich oft zu den darinsitzenden Fremden, die unfehlbar ein rotes Buch in Händen und ein Opernglas umgehangen hatten. Sie machten da und dort mit der Peitsche auf ein Denkmal, auf einen hervorragenden Bau aufmerksam.

Einmal kam ein schöngezeichneter, schlanker Hühnerhund, der seinen Herrn verloren hatte, angelaufen. Er blieb vor uns stehen, bog den Kopf in den Nacken und heulte. Es tat mir sehr wohl, daß unten das „Volk" nicht darüber lachte. Ich konnte es herausfühlen, daß es Mitleid hatte mit dem bedauernswerten Tiere.

Am Ende der breiten, durch Plätze unterbrochenen Zeile sah ich, gleichsam wie einen flüssigen Bogen, den gewaltigen Strahl der Pflasterbesprengung einen Abschluß machen.

Plötzlich hatte ich durch einen Umstand einen merkwürdigen Gedankengang. Dieser Gedankengang währte nur eine Sekunde:

Unten zog ein etwa sechzehnjähriges Mädchen einen Karren vorüber. Sie hatte den Quergriff der Deichsel mit den Händen gefaßt. Sie bog sich nach vorne. Die Arme strafften sich. Durch die zurückgedrängten Schultern kam die herbe Fülle ihrer Frühlingsbrust zum Ausdruck. Um den gelbbraunen Hals lag lose ein feuerrotes Tuch. Unter dem schwarzen Haar, das ihr etwas zerzaust in die Stirne fiel, sahen feurige, wilde, dunkle Augen begehrlich zu uns herauf. Und da kam mir jener Gedankengang, der blitzschnell wieder verflog:

Wir alle, die wir jetzt im Laden hier sind, was sind wir doch gegen jenes kräftige junge Ding da unten. Welches dumme, alberne Gewäsch ist unser Gespräch. Wie herzlos sind unsre Ansichten über alle die, von denen wir der sichersten Überzeugung sind, daß sie tief unter uns stehen. Was kennen wir denn von der Schönheit! Was haben wir denn für Freude an der Schönheit!

Ich rief, mich vergessend, wo ich mich befand — nein, ich wills sagen: mit vollstem, köstlichem Bewußtsein — der Karrenzieherin in ihrer Landessprache zu: „Halt, Mädchen."

Sofort ließ sie das Gefährt stehen. Ich merkte an ihrem Gesicht, daß sie sehr erschrocken gewesen sein mußte. Sie mochte wähnen, daß sie eine polizeiliche Vorschrift nicht inne gehalten habe. „Komm herauf," rief ich ihr dann zu. Und sie kam; willig ließ die Menschenmauer, so gut es ging, sie durch. Nun stand sie unter uns. Sie hatte den kleinen Finger der Rechten in den Mund geschoben wie ein Kind. Alles um sie schwieg, Alle sahen sie an; die Herren klemmten ihre Scherben ein, die Damen nahmen ihre langgestielten Gläser vor die Augen. Ich half dem Mädel sofort aus der Verlegenheit, indem ich freundlich mit ihr sprach. Ich sagte ihr, sie solle sich unter den Kuchen auswählen, was sie wolle. Und da ihr das schwer zu werden schien, sagte ich, den Ton unerhörten Hochmutes annehmend, zu einer der Bedienenden, die spöttisch und erstaunt die Kleine und mich beobachtete: „Packen Sie das und das und das ein." Ein teuflischer Hochmut faßte mich, ich hatte in dem Augenblick eine unsägliche, jubelnde Freude: Ich nahm das Geschöpfchen bei der Hand und führte sie einem Platze zu, wo ein mir widerwärtiger geckenhafter alter Freiherr saß. „Sie erlauben, Baron!" Und das Einglas fallen lassend, erhob sich dieser Herr, wie um einer Königin zu weichen. Und das Mädchen setzte sich. Ich brachte ihr dann Gebäck und einen kühlen Trunk. Sie aß und trank, uns ab und zu scheu musternd. Noch immer schwieg Alles. Nur die leise Stimme einer uralten, aufgedonnerten Gräfin hörte ich: „C'est une extravagance; c'est intolérable, indigne, incroyable." Ich wandte mich ihr eisig zu. Sie erblich.

„So, Marianina, nun geh wieder zu deinem Wägelchen," sagte ich liebevoll zu ihr. Dann wieder mich herrisch zu einer Kellnerin wendend: „Tragen Sie die Düten dem Mädchen in ihren Karren." Sie gehorchte augenblicklich.

Nun waren wir wieder „unter uns". Ich tat, als wenn nichts geschehen sei; und die Übrigen waren klug genug, mit keinem Worte, mit keiner Miene mich an meine „Extravagance" zu erinnern.

Da ertönte ein unermeßliches Gelächter von weitem her: Ah, nun kommt das Erwartete . . . Und immer mehr näherte sich dies Gelächter; immer lauter, brausender setzte es sich zu uns fort. Nun hörte ich Rufe: Evviva, evviva! Il poeta prussiano! Und da kam er an, der Unglückselige, der „teutsche Tichter". Alle Köpfe beugten sich vor, alle Hälse streckten sich. Das Pflaster der Straße war nun ganz leer. Und da kam er langsam an, der deutsche Dichter! Sein Vaterland hatte ihn, als den gänzlich Überflüssigen („voll und ganz", wie das i n f a m s t e deutsche Zeitungsgeschmierwort meiner Zeit heißt), mit Fußtritten und unter Spott und wüstem Hohngelächter über die Alpen gesandt. „Wie bin ich satt von meinem Vaterlande", hat Platen einst gesagt in ähnlicher Lage.

Ja, da kam er nun, und ging langsam, gesenkten Hauptes bei uns vorüber. Und in das stürmische Gelächter fiel auch ich ein.

Ein langer, dürrer Mensch wars. Seine zähe Natur hatte, unglaublich, die ihm von seinem Volke streng befohlne Hungerkur ausgehalten. Auf seinem Barett saß eine Gänsefeder. An seinem verschossenen Samtwams hing, am Gürtel, wie ein Dolch, eine Tintenkugel. Seine Haare „wallten" (ohne dies Wort gibt es kein deutsches Gedicht) ihm strähnenartig um das magere Gesicht in den Nacken. Sein Volk hatte ihm beim Stoßen über die Alpen die Hände vorne gefesselt. Auf seinen Rücken hatte es ein Spottbild aufgeklebt: Auf einem grellgemalten Vollmond saß ein Vögelchen, das wahrscheinlich die berühmte deutsche Dichternachtigall vorstellen sollte.

Und Alles lachte, lachte, lachte; und ich lachte mit, unbändig roh, aber es war zu erschütternd komisch. Und dann entschwand unsern Augen der langsam gehende, finster vor sich hinblickende „deutsche Dichter". Er war heimatlos geworden.

Der Töpfer.

Berlin, 1. November.

Mein geliebtes Herz.

Nun bin ich zwei Tage hier. Du wirst meinen kurzen Gruß, der Dir meine Ankunft meldete, erhalten haben. Ich wohne im Kaiserhof. Zweimal hatte ich schon versucht, Wymann zu sprechen. Beim dritten Betreten seines Hauses, in der Tiergartenstraße, fand ich ihn. Er nahm eine hochmütige Miene an, begläselte mich durch sein Lorgnon und sagte im näselnden Tone, langsam:

„Ah, Sie sind zu mir gekommen, Herr vom Damme, um mir Ihre Zeichnungen vorzulegen."

Ich antwortete dem Lümmel, mich in einen Stuhl werfend, da er mir keinen angeboten hatte, und ihn dann, als wär ich der Hausherr, mit einer Handbewegung einladend, Platz zu nehmen, ich antwortete ihm: „Ich bin hier, um Ihnen meine Zeichnungen, die Sie schon kennen, noch einmal vorzulegen und sie Ihnen zum Kauf anzubieten."

„Und der Preis?"

„Zehntausend Mark."

Nun geschah etwas Seltsames: Er wollte mir hastig antworten, mäßigte sich aber sofort, ließ sein Augenglas fallen und sagte dann schläfrig:

„Tausend Mark."

Ich erhob mich, steckte meine Zeichnungen wieder ein und empfahl mich ihm. Er machte mir eine äußerst höfliche Verbeugung und sagte, mir die Hand entgegenstreckend, die ich nicht annahm:

„Sie werden wiederkommen."

Und nun sitze ich auf meinem Zimmer und will Dir einen langen Brief schreiben.

Gibt mir Wymann nicht zehntausend Mark, so nehme ich die mir angebotenen tausend. Dann, es muß sich morgen früh entscheiden, fahre ich zu Dir zurück: Wir bezahlen unsere

Klipperschulden — vergiß doch die alte Krause nicht, die noch vierzig Pfennig für Suppenkraut erhält, — leben noch einmal vierzehn Tage in unsrer glücklichen Liebe, schreiben letzte Briefe, verbrennen, was sich an Schriften, an meinen Entwürfen und Arbeiten angehäuft hat, und gehen dann, wie wirs schon so lange verabredet haben, gemeinsam in den Tod. Wir wollen nicht mehr hungern, nicht länger das unerträgliche Leben weiter führen.

Mein süßes Weib, Du, meine Lisi: Ich liege Dir zu Füßen, und Deine sanften Hände auf meinem Haupte, will ich Dir zum letzten Mal heiße Liebes- und Dankesworte geben. In wie unbeschreiblicher Güte hast Du meinen Lebensweg begleitet. Nur Trost und wieder Trost hast Du mir geflüstert, wenn immer und immer wieder jedes fern auftauchende Hoffnungsland in Nebel versank. Nur Du hattest Verständnis, o Du liebe, liebe Heuchlerin, von meinen Plänen, von meinen Zeichnungen. Ohne je zu murren, hast Du mit mir gehungert und gefroren.

Grausamer ist die Natur niemals gewesen, als da sie mir jene unverlöschbare, unausrottbare Leidenschaft zur Töpferkunst in die Wiege legte.

Ich muß Dir meinen gestrigen Tag erzählen:

Es war kalt, die Pflastersteine sahen so weiß aus, der Wind wirbelte die auf der Straße vertrocknete, in Staub zerteilte Spreu den Menschen in die Augen.

Ganz früh war ich schon in der keramischen Abteilung des Museums für Kunst und Gewerbe. Es war ein Henri deux-Gefäß ausgestellt (Preis 320 000 Mark). Ich sah im Leben zuerst ein solches. Nicht satt sehen konnte ich mich an der wunderlichen Schönheit. Wir kennen den Künstler nicht. Vielleicht hatte er dasselbe Schicksal wie ich. Dann war ich im Saale der deutschen Steinkrüge, wanderte weiter zu den Abteilungen für Majolika und Fayence, aus der ich mich mit schwerster Mühe losreißen mußte. Namentlich eine Zusammenstellung französischer Fayenceöfen fesselte mich. Endlich, vieles überschlagen müssend, machte ich Schluß vor einer

wundervollen Sammlung von Meißner Porzellan . . . Doch ich will Dich nicht weiter langweilen; wie oft, wie oft hast Du mit Engelsgeduld derartigen begeisterten Schilderungen zugehört.

Im Café Bauer traf ich unsern dicken Bernhard. Er ist noch immer derselbe aus Fett und Selbstbewußtsein zusammengesetzte Mensch.

Abends war ich im Deutschen Theater. Es wurde Calderons „Das Leben ein Traum" gegeben. Du glaubst nicht, wie mir das Stück ins Herz griff. Es ist mir stets unbegreiflich geblieben, wie der urkatholische Calderon uns zuweilen solches innerstes Menschenleben schenkt. Sein Genie brach sich immer wieder Bahn. Du erinnerst Dich aus dem Drama der herrlichen Verse:

Was ist das Leben? Raserei.
Was ist das Leben? Hohler Schaum,
Ein täuschend Bild, ein Schatten kaum.
Spottwenig kann das Glück uns geben,
Denn nur ein Traum ist alles Leben,
Und selbst die Träume sind ein Traum.
Und weils das ist, so laßt von Wonne jetzt
Uns träumen, die doch einst in Leid sich wandelt . . .
In Leid sich wandelt . . .

Nun will ich schlafen.

Gute Nacht.

* * *

Berlin, 2. November.

Liebes Herz.

Unser Todesurteil ist gesprochen. Nun lehne Dich einmal ruhig zurück und decke die Hände vor Dein süßes Gesicht . . . Ich will Dich nicht rauh und roh in diesem Briefe mit Einzelheiten quälen. Das wollen wir alles zu Hause besprechen . . .

Und so verlief mein heutiger Tag:

Ich traf Wymann um zwölf Uhr. Ich mußte einige Augen-

blicke warten. Dann trat er herein. Er kaute noch etwas und arbeitete mit der Zunge in seiner rechten Backe. Das war mir so widerlich.

„Ah, Herr vom Damme, Sie haben sich entschlossen?"

„Und Sie bieten?"

„Tausend Mark. Doch eins noch: Ich gebe Ihnen fünfhundert Mark mehr, wenn Sie mir alle in Ihrem Besitz befindlichen, von Ihnen verfertigten Tonformen, Modelle, alles das, was von Ihrer Hand geknetet und in diesem Augenblick in Ihrer Wohnung und nicht von Ihnen anderweitig etwa schon verschenkt oder verkauft ist, ausliefern" — antwortete mir Herr Wymann.

. . . Liebe Lisi! Ich sah ein Beil von weitem blitzen, das uns beiden das Haupt abschlug . . .

Ich erwiderte Herrn Wymann, daß ich bereit sei. Aber dann konnte ich mich nicht länger beherrschen: „Sie wissen genau, daß Sie das Hundertfache wieder bekommen. Statt fünfzehnhundert Mark haben Sie vielleicht in zehn Jahren hundertundfünfzigtausend Mark verdient" . . .

Und darauf Wymann: „Wollen Sie doch bedenken, Herr vom Damme: Ist es denn nicht überhaupt unerhört, daß ein Mensch nur für Zeichnungen fünfzehnhundert —"

„Und für die Modelle und Tonformen —" fiel ich ihm ins Wort.

„Nun gut, wenn Sie wünschen, auch für Modelle und Tonformen: fünfzehnhundert Mark anbietet? Wer sagt Ihnen denn, Herr vom Damme, ob Ihre von Ihnen vertretene Richtung je —"

Ich hatte genug, liebe Lisi. Ich verließ den Menschen. Ich weiß genau, daß er meine Entwürfe und Knetungen verschließen wird, wie der Landesverräter die Risse heimlich gezeichneter Festungslinien, bis er sie eines Tages mit großem Vorteil verkauft.

Also morgen Abend acht Uhr achtzehn Minuten erwarte mich auf dem Haltepunkt. Dann schicken wir mein Gepäck mit der Post voraus und gehen, zärtlich wie Brautleute,

langsam nach unsrer Villa. Aber es muß ein so warmer Novemberabend sein wie heute.

Lisi, Lisi, hast Du Furcht? Die weißen Pülverchen schmecken wie Zucker . . . und keine Qual . . . so lange Zeit nur, um das Glas wieder auf den Tisch zu setzen . . . und dann sind wir frei . . . Kein Hungern mehr, kein Frieren . . . Und das Lachen der Menschen hören wir nicht mehr, das grausige . . .

Aber volle vierzehn Tage wollen wir noch leben, leben wie die andern Menschen: essen und trinken. Dann wird das Geld nicht mehr reichen, und . . . der Rest sind zwei weiße Pülverchen.

Dein Enewold.

* * *

Vor der kleinen Stadt Heikendorf liegt ein verfallnes Haus im blätterüberdeckten Garten. Keine Hand hat an der Villa in den letzten Jahren die Kelle gebraucht, hat in den Steigen und Beeten die Harke in Bewegung gesetzt. Die beiden Lärchen haben ihre Nadeln abgeworfen. So reizend dieser Baum im Frühling, im Sommer ziert, so trübetümpelig und nackt trauert er im Winter. An den Kastanien hängen noch viele braune, feuchte, oft durchlöcherte und zerrissene Blätter. Über den Bach, an ihm, hängen, stehen die Weide schon kahl, die Esche und die Erle noch im Schmuck. Alles ist in liebelosen, todstillen Nebel gehüllt.

Ein Zimmer drinnen ist bewohnt, die andern sind leer. Die Gläubiger, die Gerichte haben ihnen Alles genommen. In dem einen Zimmer stehen ein Tisch, zwei Stühle, zwei Betten. Auf dem Tisch, der mit Papier bedeckt ist, schläft im Glase ein dürftig Blumensträußchen: was der November noch schenkt: rote Berberitzen, Efeu, Immergrün, weiße Knallerbsen, ein Zweiglein einer Edeltanne, Strohblumen, schmelzlose Stiefmütterchen.

An den Wänden liegen, geordnet, Bücher und Briefe und aufeinandergestapelte Familienbilder.

Eine lebenbringende Wärme durchzieht den trostlosen Raum. In ihm wandelt langsam auf und ab ein junges, hochgewachsenes Ehepaar. Der Mann hat seinen rechten Arm um die Schulter seiner Frau gelegt; in seiner Linken hält er ihre Rechte.

Der letzte Gang vorm Tode. Heute Abend sollen die Briefe und Bilder verbrannt, die letzten Abschiedsschreiben geschrieben werden. Die kleinen Schulden — die großen verzeiht selbst der liebe Gott im Himmel, aber die kleinen, die kleinen, das sind die Lebensversüßer — sind alle berichtigt; kein Hökerweib, kein Handwerker, kein Krämer ist vergessen. Für die größeren Summen werden nach dem Ereignis die reichen Verwandten sorgen. Sie werden, aber nicht eher, die Schmach und die Schande der ewigen Geldnot verstehn . . .

Und plötzlich heult ein Sturm bei den Fenstern vorbei: es ist die wilde Jagd: und brausend ist sie verflogen, nur in weiter Ferne jauchzt es fröhlich: Halali, Halali . . .

Vor seinem Weibe kniet Enewold. Sie hat ihre Hände auf sein Haupt gelegt. Er schaut leuchtend zu ihr empor: Dank, Dank, letzten, heißen Dank für deine Liebe.

* * *

Was ist da weiter zu berichten. Die Zeitungen brachten eine Mordsgeschichte. Widerlich. Die lieben Menschen sprachen drei Tage in der bekannten Weise von dem „schauervollen“ Ereignis. Noch widerlicher. Die Verwandten schrieen: Den „Affront“ hätten sie uns auch ersparen können. Einer von ihnen, ein reich gewordner Kesselflicker aus Hamburg, sagte: „Das finde ich aber höchst unmoralisch. Da hätte ich anders gehandelt, sicher. Ich hätte mich anständig zu Tode gehungert, und schließlich auf einem Zettel hinterlassen: Am Magenkrebs gestorben. Das hätte i ch getan.“

Ein andrer Vetter, ein sehr wohlhabender Viehhändler aus der Nähe von Breslau, meinte: „Mein Gott, ich habe ihm mehr als einmal eine Agentur für Bunzlauer Kaffeekannen

zu verschaffen gewußt. Das war doch sein Geschäft. Aber er wollte sie nicht annehmen. Was soll man da machen. Man muß eben zugreifen im Leben. Arbeiten muß man, arbeiten, arbeiten. Ja, ich!" . . .

Am Grabe war Keiner. Natürlich. Und das darf uns Menschen auch nicht verargt werden. Wir leben einmal, und im Leben müssen wir vorsichtig und weltklug sein. Was würden auch die Nachbarn sagen.

Daß ich nicht lüge: es stand doch, außer den Sargversenkern, Einer am offnen Schlund. Die Erde verzerrt sich jedesmal zu einem breiten Grinsen, wenn sie die Kiefer für einen Toten aufreißt. Dieser Eine war ein alter Baron, der, ein früherer dänischer Oberst, in der Stadt sein Ruhegehalt verzehrte. Er sprach in seiner drolligen, geziert klingenden deutsch-dänischen Ausdrucksweise, nachdem er die berühmten drei Handvoll ins gähnende Loch geworfen hatte: „Sso ssollen, mein Sseel, der beiden ikke (nicht) ohne der Gefolge ssu Grabe gehen. Die Mensch sein ein Plebs, das ihm ikke folgt. Sso ssei die Frieden mit ssie" . . .

Dann wandte er sich an die Kuhlengräber und gab jedem ein Zweimarkstück: „Trinken Ihnen ein Snaps for das."

Der alte Oberst war längst gegangen. In der engen Gaststube bei Hinrich Ohrt saßen die beiden Maulwurfsverwandten. Sie spielten Karten. Der eine sagte zwischendurch einmal, lachend: „Dats doch n ganz verrückten Kierl, de ol Oberst."

Auf der Austernfischerjagd.

Mein Freund, der Deichhauptmann, erzählte mir:

Unser Haushahn und der Erpel im Winterkleid sind mir die liebsten Vögel. Dann aber folgt für mich der Austernfischer: In den frischesten Farben des neuen deutschen Reiches lärmt er, sein „Kaditt, kaditt, kaditt" unzählige Male im Liebestaumel ausstoßend, Tag und Nacht am Strand umher. Daß er so schwer zu schießen ist, macht ihn mir noch begehrenswerter.

Selten haben wir auf den Nordseeinseln einen ganz stillen Tag im Frühling. An einem solchen gehe ich nicht ins Büreau, sondern nehme meinen Lefaucheur aus dem Schrank und bin von morgens bis abends unterwegs.

Ich komme in den Krug an der Nordermühle, um mir bei der hübschen Sieck, dem Töchterchen der Wirtin, ein Mittagessen zu bestellen. Wie frisch das Mädel aussieht, wie sie lacht! Wir sprechen friesisch miteinander. Nachdem der Speisezettel, Bohnensuppe und gekochtes Rindfleisch, festgestellt ist, begleitet mich Sieck vor die Haustür. Ich verspreche ihr, einen „Kaditt" für sie mitzubringen.

Mitten auf dem Deich bleib ich stehn, nehme meinen Krimstecher und lasse die Augen längs des Strandes laufen. Ah, nun gilt es, vorsichtig zu sein. Genau, oder so gut es gehen will, merke ich mir die Telegraphenstange, in deren Nähe am Ufer einige Austernfischer herumzanken und gehe dann innerhalb des Deiches vorwärts, bis ich die gemerkte Stange habe. Nun heißt es behutsam die Krone erklimmen. Meine Hündin folgt mir fast trübsinnig; Vorsicht, Vorsicht! Langsam, langsam den Kopf über den Deich. Aber die Hundeblume (Löwenzahn) steht schon in ungeheurer Zahl und versperrt mir die Aussicht. Höher muß ich den Kopf heben, und — klatsch! nimmt sich der Flug auf, um sich bald vor meinen Augen einige Hundert Schritte zurück, woher ich kam, wieder niederzulassen und ihr Gezänk von neuem zu beginnen.

Aber was ist das? Menschen kommen mir, sich lebhaft unterhaltend, entgegen. Ein großer Arbeitsmann geht direkt auf mich zu und redet mich plattdeutsch an: „Rickmer Slachter is't." „Nu, wat is mit Rickmer Slachter?" (er heißt eigentlich Rickmer und ist Schlachter). „He is in de Pütten" (zum Deichbau ausgehobne Erde) „verdrunken; wie hemm em vör'n Stunn fun'n."

Ich gehe mit den Leuten zur Stelle, wo Rickmer, hart am Strande des Wassers, das nicht zwei Fuß tief ist, liegt. Stroh bedeckt seinen Körper; nur die großen, mit Schilf und Schlamm beschmutzten Wasserstiefel gucken hervor. „Ist der Distriktskommissär schon benachrichtigt?" frage ich. Und ehe ich Antwort habe, sehe ich einen unendlich langen Herrn heranstürzen. Auf dem rechten Arm trägt er noch den Büreauärmel; hinter ihm folgt der Schreiber, ebenso lang wie der Kommissär. Beide haben unterwegs in Gedanken schon zwölfbogenlange Berichte über den „Mord" an die Staatsanwaltschaft geschrieben. Nun sind sie bei uns und der Leiche. Das Stroh wird entfernt. Rickmer Slachter sieht aus, wie alle Ertrunkenen aussehn: widerlich. Der Kommissär wühlt an dem Toten herum, um „Merkmale" für den Mord zu finden. Umsonst. Ich wage, dem hohen Herrn die Bemerkung zu machen, daß hier kein Mord oder Totschlag vorliegen dürfte. Die fast ganz geleerte Branntweinflasche liege als Beweis am Ufer. Rickmer, vom Schilfschneiden gekommen, sei betrunken gewesen und infolgedessen beim Ufer-Erklimmen zurückgefallen, oder ihn habe der Schlag gerührt. Er habe keinen Feind gehabt, wie jeder der Umstehenden wisse.

„Ich bitte nunmehr" (o du süßes Büreauwort) „mich nicht zu stören," sagt ärgerlich der Polizeiherr.

„Guten Morgen, Herr Kommissär."

Ich schlendere wieder auf dem Deich, um mich nach Austernfischern umzusehn. Statt diese zu erblicken, bemerke ich, zufällig in die Insel schauend, daß nicht weit von mir aus einem Bauernhause eine ganz feine Rauchwolke steigt,

die plötzlich dick und schwarz wird. Herr Gott! Das ist ja Feuer!

Hin!

Als ich ankomme, steht das ganze Haus in Flammen. Die nächsten Nachbarn sind schon mit Eimern und Haken zur Stelle. Alles geht schweigsam, ruhig und anständig zu. Der Friese verleugnet sich nie.

Der Besitzer steht im Garten wie versteinert. Fort und fort murmelt er: „Wo kan't angohn, wo kan't angohn."

Wir retten, was zu retten ist. Einen helfenden Greis sehe ich in der tüchtig brennenden Stube. Er hat ein Paar alte, verschlissene Morgenschuhe in der Hand, die er hin und her wendet, ob es auch der Mühe wert sei; er vertieft sich immer mehr in seine Betrachtungen. „Na, nu man rut, Jan," rufe ich ihm zu.

Ein kleiner, rotbackiger Bauernjunge steht in der Küche; er hat einen auf dem Herde brutzelnden Pfannekuchen erobert und stopft und stopft, höchst unbekümmert um das ihn schon umprasselnde Dach.

Ein in der Landschaft just anwesender, sehr blaß aussehender Tanzlehrer, der ein Gesicht wie eine Untertasse hat, gibt sich die äußerste Mühe, einen Gardinenhalter zu fünfzig Pfennig abzuschrauben, statt sich an der Rettung des großen Leinenschrankes zu beteiligen, den wir mit größter Mühe hinauszuschaffen suchen.

Endlich müssen wir aus dem Hause, es ist die höchste Zeit.

Fast alle Möbel sind in Sicherheit gebracht.

Draußen steht schon der Polizeiherr. Es ist der zweite „Fall" heut. Er diktiert seinem Schatten. „Schreiben Sie," wiederholt er oft.

Zwei Stunden später, als von mir angesagt, komme ich zu Sieck. Die Bohnensuppe ist noch nicht verbrannt. Sie schmeckt ausgezeichnet.

Während ich meinen Kaffee trinke, nehme ich ein auf der Bank liegendes Büchlein in rotem Papierband:

Nr. 44.

Des Pfarrers Tochter von Taubenheim oder Herr, führe uns nicht in Versuchung.

Ich finde entzückend schöne Stellen darin, z. B.: „Röschen traute der eminenten Ausrede, hoffte von Woche zu Woche auf Nachricht von dem Geliebten, aber — vergebens. Indessen spürte sie die Folgen ihrer nächtlichen Zusammenkünfte mit Rudolf und — war der Verzweiflung nahe. Wie Schnee lag die Blume der gebrochenen Unschuld auf den sonst so blühenden Wangen" . . .

„Mit geballter Faust, rollenden Augen, fliegenden Haaren (der Regen klatschte wimmerlich an die Fenster) schnellte Röschen, wie von einer Viper gestochen, vom Sessel auf, trat vor ihren Verführer und schäumte ihm entgegen: ‚Geh, Elender, ich verachte dich, denn du bist ein ehrloser Mensch. Geh, herzloser Mädchenschänder, verflucht seist du vor meinen Augen.'

Rudolf zitterte vor diesem Fluche der von ihm gemordeten Unschuld" . . .

Und so geht es fort.

Der Verfasser schließt, um seinen an Bürger begangenen Diebstahl doch wenigstens zu gestehn:

Allnächtlich herunter vom Rabenstein,
Allnächtlich herunter vom Rade,
Huscht bleich und molkigt ein Schattengesicht,
Will löschen das Flämmchen und kann es doch nicht,
Und wimmert am Unkengestade.

Man mag denken über diese Ballade Bürgers, wie man will; aber „Zug" ist drin.

* * *

Auf meinem Heimweg gehe ich an einem Hause vorbei, das seit vielen Jahren leer steht; der Besitzer ist verschollen. Nachdem die gesetzliche Frist abgelaufen ist, hat es eine alte Schneiderwitwe aus Kiel geerbt. Sie will es morgen öffentlich verkaufen lassen. Das Haus gehörte dem Schiffer Hinrich Petersen, Hinrich Schipper genannt, auch Hinrich Glücksteert, denn er verstand es, Taler auf Taler zu legen, ohne daß sie ihm wieder davonliefen.

Hinrich und Heinrich.

Der alte Schiffer Hinrich Petersen saß im kleinen Inselhafen auf seinem Schiff und nähte an Säcken. Die Beine ließ er in den oben geöffneten Lagerraum baumeln. Eine große Hornbrille bedeckte die Augen; über den Hinterkopf war sie mit einem Bindfaden befestigt.

Er saß tief gebückt, wie ein geborner Schneider, über seiner Arbeit. Trifft sich schlecht, wenn ein Seemann nicht gute Augen hat; Hinrich Glücksteert hinderte es nicht. Ein so gewiegter Geschäftsmann und berechnender, kluger Kopf er war, zeigte er sich als Führer seines Schiffes nicht minder tüchtig. Dazu kam ihm doppeltes Glück: als Kornmakler und Handelsmann und — daß er beispiellos von Wind und Wetter begünstigt wurde. Bei zweifelhaften Aussichten verließ kein Kapitän eher den Hafen als Hinrich Petersen. Wie eine kleine Flotte sah es dann aus, vornweg das Admiralschiff Peter Glücksteerts.

Zuweilen sah er heut über die Brille nach dem Knopf einer dicht neben dem Ewer ragenden hohen Stange, an dem ein alter verbrauchter Torfkorb hing: ein Zeichen für die Insel nah und fern, daß Hinrich Petersen von Altona zurückgekehrt sei mit den tausend bestellten Bedürfnissen. Und scharenweise kamen denn auch die Leute, um sich Rosinen, Torf, Besen, Holz, Seife, und was weiß ich, abzuholen. Dann freilich mußte er von seiner Näharbeit abstehn, um das Verlangte aus den untern Räumen herauszunehmen. Er sprach wenig dabei, nahm das Geld ohne Dank und

machte sich wunderliche Zeichen in sein Notizbuch; Schreiben und Lesen hatte er nicht gelernt.

Von der Insel nach Altona hin brachte er Korn, Kartoffeln und Winterbutter. In der großen Stadt hatte er nur einen Abnehmer, den reichen Kaufmann Senator M. H. Regentropf. Mit diesem, einem alten geriebenen „Schlaumeier", saß er stundenlang im Kontor, beide rechnend, beide sich betrügen wollend, beide grenzenlos vorsichtig, und beide — sich verstehend.

Und Taler auf Taler häufte sich bei Hinrich Petersen.

Der alte Schiffer, aus einer katholischen Familie Nordstrands stammend, unterließ nie, nach glücklich vollendeter Fahrt der Heiligen Jungfrau eine Kerze zu weihn. Zuweilen auch, und das hatte ihm der gute Priester van der Roiten erlaubt, schenkte er die Kerze der protestantischen Kirche auf seiner Insel, wo er seit Jahren wohnte. Und der liebenswürdige alte Pastor nahm sie lächelnd und freundlich für seinen Altar an.

Nie auch unterließ er es, einen Tag nach seiner Rückkehr im Gotteshaus seine Gebete zu murmeln. Der greise Prediger war innig gerührt.

Lange schon war Hinrich Glücksteert Witwer. Auf der Insel wurden tolle Geschichten aus seinem ehelichen Leben erzählt: er habe sein Weib so lange mit seinem Geiz, mit seinen Nörgeleien einerseits, mit seiner Wortkargheit andrerseits, gequält, bis sie wahnsinnig geworden sei. Ja, es wurde sogar davon geredet, daß er sie erdrosselt habe. Soviel stand fest: die arme geistesschwache, kränkliche Frau war in einer Winternacht plötzlich gestorben, und wurde, ganz gegen die Sitte der Insel, schon am zweiten Tage beerdigt.

Aber das war lange her.

In seiner Ehe war ihm spät ein einziges Kind gegeben worden, sein Sohn Heinrich.

Vater und Sohn, wie so oft, waren ganz das Gegenteil:

Der Vater kalt, berechnend, schweigsam, geizig, mit einem

interessanten, scharfgeschnittnen Charakterkopf. Der Sohn leichtsinnig, lustig, verschwendrisch, ohne Geldkenntnis, mit einem Gesicht, das dem Vater in keinem Stücke glich: aufgedunsen, plump, roh, gemein.

Wütende Hassesblicke lohten oft gegenseitig.

Und dennoch waren die Beiden aufeinander angewiesen. Hinrich hatte nur einen Schifferknecht, seinen Sohn Heinrich. Und das mußte jeder dem Jungen nachsagen: seinen Dienst verstand er, und auf See konnte der Alte nie einen Besseren finden.

Eines Tages hieß es auf der Insel, Hinrich Glücksteert wolle wieder heiraten. Und so wars auch. In seinem einundsechzigsten Lebensjahr hatte er sich entschlossen, ein armes, bei ihm dienendes, achtzehnjähriges Mädchen zu ehelichen. Die gutmütige, unerfahrene Petrine Claussen hatte doch wohl auch bei dem Antrag blitzschnell überlegt, daß sie in nicht langer Zeit eine junge, reiche, begehrenswerte Witwe sein könne.

Aber nun kam dazwischen, daß Heinrich, der Sohn, eine heftige Leidenschaft für sie fühlte, und daß sie seine Liebe bald erwiderte.

Noch schwankte sie. Aber eines Abends hatte sie der Sohn beschwatzt; sie war ihm in die Arme gesunken: „Dein."

Das hatte der Vater belauscht; eine unbezähmbare Eifersucht glühte in ihm.

Am andern Morgen rief er seinen Sohn und stellte ihm kurz und knapp vor, er wünsche, daß er auf zwei Jahre nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gehe; hier seien tausend Taler. Wann er mehr brauche, habe er ihm nur zu schreiben, und das Geld werde kommen.

Heinrich, den Plan durchschauend, blieb ruhig, versprach dem Vater, so wunderbar ihm auch dessen plötzlicher Entschluß erscheine, ohne Widerrede zu gehorchen.

Drei Tage darauf war der Ewer Margaretha Petersen klar. Vater und Sohn befanden sich an Bord. Sie wollten

nach Hamburg, wo Heinrich sich nach Amerika einschiffen sollte.

Ein häßlicher Südwest ließ jeden Gedanken, der Elbmündung zuzusteuern, zurück. Zum ungeheuern Erstaunen der ganzen Insel aber lichtete der Ewer den Anker, und unter großen Mühen und mit geschickten Manövern (da konnte man einmal den Alten erkennen!) kreuzte er bald auf der Rhede und verschwand zum unglaublichen Erstaunen Aller in drei Stunden am Horizont.

Der Südwest wurde heftiger. Das Schiff konnte Helgoland nicht leewärts gewinnen. Es mußte, wollte es nicht umkehren, in die offne See.

Und da tanzten nun die kleinen, fest zusammengefügten Stückchen Holz umher, noch immer dem Steuer des Alten gehorchend.

Aber der starke Südwest wurde zum Sturm. Es ging nicht mehr. Der Alte drehte bei, und nun flog das hübsche Schiff, Vollwind in den Segeln, wie ein Vogel über die Wellen.

Über das Gesicht des Vaters ging leise ein triumphierendes Lächeln. Ihm gleich, wenn nur sein Sohn auf dem Schiffe war. Der Sturm wird sich legen; sein Fahrzeug kennt er, das wird aushalten. Nahrung für sechs Wochen ist an Bord.

Und wie zum Hohn gegen Wind und Wellen, gegen jede Vorsicht, band er das Steuerruder fest, in genauer Richtung nach Nordost.

Als er damit zu Ende war, trat ihm sein Sohn entgegen: „Vater, Petrine will mich heiraten, nicht dich."

Ein funkelnder Blitz fuhr in Hinrichs Augen: „Was solls, was soll das hier?"

„Nun," erwiderte der Sohn ruhig: „Petrine will mit nach Amerika."

Als wär es Verabredung, tauchte aus dem Zwischendeck plötzlich des Mädchens Gestalt empor. Sie sah blaß aus wie

der Wogenschaum; mit der Linken hielt sie unterm Kinn das flatternde Kopftuch.

Da kannte des Vaters Wut keine Grenzen mehr. Er stürzte sich auf seinen Sohn; Hinrich und Heinrich rangen auf Leben und Tod.

Mit einer letzten furchtbaren Anstrengung packte der alte Schiffer seinen Knecht und schleuderte ihn mit gewaltiger Kraft in die See.

Petrine Claussen lag vor Grausen auf den Knieen. Das Tuch hatte sich gelöst, ihr Haar flatterte frei im Sturm.

Und der Alte? Nun, der alte Schiffer Hinrich Petersen, der vorsichtigste, tüchtigste, erfahrenste Seemann der Insel, hatte mit seinem breiten Messer die Taue rechts und links vom Steuer geschnitten, daß es sich knarrend, bald hierhin bald dorthin schlagend, wie ein eigensinniges Roß gab.

Hinrich Petersen hatte den rechten Arm um den Mast geschlungen. Mit dem linken Zeigefinger wies er, die Hand in unaufhörlicher Auf- und Niederbewegung, in die Wasser. Zuweilen lachte er laut und gräßlich; dann schwieg, wie vor Entsetzen, auf Sekunden der Wind in der Takelage.

Schifflein, Schifflein, wo liegen deine drei Insassen? An welchem Strand ist auch nur ein Plänkchen von dir angetrieben? — — —

In seinem Dezemberbericht meldete der Hafenmeister seiner vorgesetzten Behörde:

„Ewer Margaretha Petersen seit dem dritten März dieses Jahres verschollen."

Die dicke Lise.

Ich hatte meinen Freund, einen ernsten, vierzigjährigen Gutsbesitzer, auf einige Tage als lieben Gast bei mir. Gleich mir leidenschaftlich Natur und Jagd liebend, hatte er sich bei mir eingefunden, um mit mir zusammen meine Haide zu durchstreifen.

Eines Abends, als wir uns nach der Erbsensuppe rauchend an den Kamin gesetzt hatten, erzählte er mir:

Mein Vater starb, als ich sieben Jahre alt war. Meine tatkräftige, kluge Mutter nahm sofort die Bewirtschaftung des Gutes in die Hand. Sie erzog mich mit äußerster Strenge, überwachte mich und meine Hauslehrer genau, regelte meine tägliche Beschäftigung und ließ mich bis zum achtzehnten Jahre auf Wittenmoor im Herrenhause bei ihr wohnen. Dann machte ich als Extraneus an der nächstgelegenen gelehrten Schule meine Abgangsprüfung zur Universität. Aber ehe ich ins Leben hinaustreten sollte, bestimmte meine Mutter, daß ich, um mich von den geistigen Anstrengungen zu erholen, wie sie sagte, ein halbes Jahr, vom Herbst bis zum Frühling, auf dem Vorwerk Grönhude zubrächte. Von dort sollte ich, nach kurzem Besuch von Berlin und Paris, Heidelberg beziehen.

Ein wunderlicher Gedanke, mich noch ein halbes Jahr auf das Vorwerk zu schicken. Zudem im Winter. Langweiligeres gab es nicht. Aber ich gehorchte, wie in allem, willenlos meiner Mutter.

Ich hatte ein paar rasche Wagenpferde mitgenommen und fuhr mit diesen in zwei knappen Stunden oft nach Hamburg. Hier hatte meine Mutter ausgedehnte Bekanntschaft in den vornehmen Häusern. Es lag durchaus in ihrem Wunsche, daß ich dort verkehrte, daß ich Konzert und Theater besuchte. Fest darauf vertrauend, daß ich schlechte oder unpassende Gesellschaft unter allen Umständen meiden würde, freute sie sich über meine häufige Anwesenheit in der großen Stadt. Und in Wahrheit, ich war gut erzogen und besaß

einen heftigen Widerwillen gegen allen Schmutz des Lebens. Ich war ein reiner Mensch.

Meine wunderliche Verbannung nahte ihrem Ende. Ich war voller Freude. Sollte ich doch nun ins Leben hinaus.

Der März war gekommen. Ich war wieder einmal nach Hamburg gefahren und, nach dem Besuch einer anregenden Gesellschaft, in mein Gasthaus zurückgekehrt. Hatte ich mehr als gewöhnlich getrunken, oder welcher Umstand bewog mich: genug, ich ging wieder auf die Straße und kam, ziellos meinen Weg verfolgend, bald in Stadtteile, die mir völlig unbekannt waren. Ein hellerleuchtetes Haus, in das zahlreiche Menschen beiderlei Geschlechts in lebhafter Bewegung aus und ein zogen, veranlaßte mich näher zu treten. Nach Erlegung eines kleinen Eintrittsgeldes befand ich mich bald in einem Riesensaal. Ein großes Orchester auf hochliegendem Balkone spielte. Im Saale selbst drehte sich eine unabsehbare Kette von Tanzenden in bachantischem Taumel. Ich merkte sofort, daß ich hier nicht zugehörig sei. Aber das gänzlich Neue, einige rasch hinter einander getrunkne Gläser, die vielen hübschen Frauengesichter ließen mich auf dem Balle bleiben. Es war, trotz des gewesenen Aschermittwochs, ein sogenannter Maskenball. Die Kostüme, meistens alt, verschlissen, abgeschabt, waren augenscheinlich alle in Trödlerbuden gemietet. Die vorgerückte Stunde hatte von den Gesichtern schon die mehr oder minder scheußliche Larve entfernt.

Während ich mich bald mitten im Saal, bald in den Seitengängen, auf den Emporen, am Schenktisch durchdrängte, war es mir vorgekommen, als wenn unaufhörlich ein hübscher Page, ein verkleidetes Mädchen, mich verfolge. Zu der schlanken Üppigkeit paßte ein reizendes, blondes Gesichtchen. Und plötzlich, ohne es zu wollen, saß ich an einem leeren Tische der Schönen gegenüber. Woher ich den Mut hatte, sie zu fragen, ob sie mit mir ein Glas Wein trinken wolle, weiß ich nicht. Mein Gegenüber antwortete ohne Ziererei sofort, daß sie gerne dazu bereit sei.

„Ich habe," sagte sie, „Sie schon seit einer halben Stunde verfolgt; Sie kennen Hamburg nicht, ich sehe es Ihnen an."

„O doch," antwortete ich, und der guten Gewohnheit folgend, verbeugte ich mich tief errötend vor ihr, und nannte ihr meinen Namen: „Baron Bramstedt."

„Ein Baron sind Sie," und dann, mich lächelnd betrachtend: „Wollen wir nicht zusammen tanzen?"

Ich erwiderte artig, daß ich nicht glaubte, in dem ungeheuern Gedränge mit ihr recht fortzukommen. Sie lachte wieder, den Hinterkopf, in die Hände gelegt, zurückbeugend. Der Tanz unterblieb.

„Wollen Sie auch meinen Namen wissen?" Ich neigte verbindlich mein Haupt.

„Lise heiße ich, aber sie nennen mich immer die dicke Lise."

Trotz meiner Unerfahrenheit wußte ich auf der Stelle, wen ich vor mir hatte. Ein unangenehmes, fröstelndes, mich beklemmendes Gefühl rieselte mir durch Seele und Körper. Aber sie war so jung, so frisch. Sie konnte kaum siebzehn Jahre sein. Unmöglich.

Je länger ich sie betrachtete und auf ihr heiteres Geplauder hörte, je mehr gefiel mir das Mädchen. Mein Blut ging rasch durch die Adern. Ich verliebte mich mit jeder Minute mehr. Eifersüchtig zog sich meine Stirn zusammen, wenn ich bemerkte, daß vorübergehende Herren ihr Worte ins Ohr flüsterten, ja sogar auf die Schultern klopften, und es kam mir deshalb wie eine Art Erlösung vor, als sie mich bat, sie bis zu ihrer Wohnung zu begleiten; sie habe Kopfschmerzen und wünsche sich weg aus dem Lärm.

Und gleich darauf führte ich den Pagen, der einen langen Mantel übergeworfen hatte, durch leerer und leerer werdende Straßen. Als wir endlich an einem großen vierstöckigen Gebäude angekommen waren, sagte sie plötzlich, still stehend:

„Hier bin ich zu Hause. Wissen Sie, Herr Baron, kommen Sie noch einige Minuten in meine Wohnung."

Mein Herz pochte hörbar.

Wir stiegen zwei dunkle Treppen vorsichtig hinauf. Überall lag tiefe Stille. Sie hatte mir ihre Hand gereicht, und vorsichtig tastend standen wir bald vor einer Tür, die sie mit einem aus der Tasche gezognen Schlüssel öffnete. Eine Ampel, die durch die rote Kuppel gedämpftes Licht verbreitete, hing über einem runden Tisch. Das Zimmer durchströmte ein feiner Wohlgeruch.

„Das ist mir zu dunkel," lachte sie, und entzündete zwei Kerzen.

„So, nun machen Sie sichs bequem!"

Hatte ich auf der Straße mich unbefangen mit ihr unterhalten, wurde ich hier einsilbig und verlegen. Nie noch hatte ich in solcher Weise und in so vorgeschrittener Nachtstunde einem Weibe gegenübergestanden.

Ich weiß mich kaum mehr an etwas zu erinnern, aber ich weiß, daß mich ein nie gekanntes, mich unsäglich berauschendes Gefühl in Strömen durchschütterte. Als ich durch das Geräusch des werdenden Morgens erwachte, lag des schlafenden Mädchens linke Hand, zur kleinen Faust geballt, auf meiner Brust, als wolle sie niemals mich freigeben. Ich mußte das süße Gesichtchen betrachten. Und als sie dann plötzlich die Augen öffnete und mich stumm lächelnd ansah, verlor ich das Bewußtsein.

* * *

Die Ausrufer, Verkäufer auf den Straßen, die wüste, laute Durcheinanderpreisung von Kohl (der Hamburger schreit Kaul), Äpfeln, Fischen, Kraut — Alles war still geworden. Die Zwölfuhrmittagesser schafften schon wieder an der Arbeit — und ich war immer noch in dem hübschen Zimmer, das ich in später Nachtstunde betreten hatte.

Von weitem sandte eine Drehorgel das Miserere aus dem Troubadour zu uns. Lise und ich saßen uns gegenüber. Wir saßen Hand in Hand. Ich konnte nicht mehr meine Augen von dem schönen Mädchen wenden. Sie sah mich an, sie lächelte verschämt, dann fiel sie mir um den Hals und weinte.

Als ich sie beruhigt hatte, erzählte sie mir die Geschichte ihres Lebens: Die Tochter einer Kellnerin, die in spätern Jahren am Hafen eine böse Schenke mit weiblicher Bedienung hatte, war sie in diesem Sumpfe aufgewachsen und erzogen. Mit dem fünfzehnten Jahre, von ihrer unnatürlichen Mutter an einen alten englischen Kapitän verkauft, war sie, als sie ihre Schande entdeckte, entflohen. Der Direktor eines Vorstadttheaters nahm sie auf. Acht Thaler monatlich konnten sie nicht ernähren. Um sich zu zerstreuen und zu betäuben, besuchte sie an ihren freien Abenden die zahlreichen Tanzlokale.

Wie mir diese Erzählung ins Herz schnitt! Die Orgel, die nur die eine Melodie zu spielen schien, begleitete den traurigen Bericht; nun verklang sie, unter unserm Fenster langsam vorbeiziehend, in die Ferne.

Die Nachmittagssonne fiel ins Fenster, und ich, wie plötzlich erwachend aus einem süßen Traume, erhob mich, um von ihr Abschied zu nehmen. Ich versprach, am andern Morgen wieder zu kommen; aber da, während wir uns glühend küßten, zog plötzlich ein schwarzer Riesenvogel mit ungeheuern Flügeln über den sonnigen blauen Himmel meiner Liebe. Die strengen Augen meiner Mutter sahen mich schmerzlich und verächtlich an: Du liebst ein solches Mädchen?

Jählings fielen meine Arme von ihrem weißen Nacken. Die hehren, ruhigen, blassen Götter des Stolzes, der Ehre, der Wohlanständigkeit stellten sich, gepanzert, vor mir auf. Mit einem eisigen Lebewohl wollte ich das Zimmer verlassen. Aber mit dem Feingefühl des Weibes hatte Lise sofort erkannt, was in mir vorgegangen war. Sie sank, wie vom Beil getroffen, mir zu Füßen und umklammerte sie.

„Verlaß mich nicht! Vergieb, vergieb; rette mich. Ich liebe dich, ich liebe dich, Hans“ . . . Und leidenschaftlicher werdend, rief sie: „Und du, du liebst mich auch, Hans. Verlaß mich nicht“ . . . Und während ich starr auf sie hinabsah, erhob sie sich, von unten scheu meine Augen suchend. Mein

ganzer Körper zitterte leise, als sie sich langsam an mir aufrichtete.

„Ich komme wieder," sagte ich tonlos; und schon im nächsten Augenblick klinkte ich die Tür auf. Ehe ich sie schloß, sah ich noch einmal in den Raum zurück, der mir ein Himmel gewesen war.

Mit ausgebreiteten Armen, das Haupt ein wenig auf die rechte Seite neigend, den Mund schmal geöffnet, das große Auge leer auf mich geheftet, stand die schöne Schlange inmitten ihres Paradieses.

* * *

Ich bin kein leidenschaftlicher Mensch.

Wenn irgend ich konnte, habe ich mir die Weiber ferngehalten; merkte ich, daß mein Herz in lebhaftere Bewegung geriet durch eine Frau, ein Mädchen, schleunigst machte ich mich auf die Reise. Und ich habe mich wohl dabei befunden.

Nur einmal hat mir die Liebe eine schlaflose Nacht gebracht mit solchen Schrecken, daß ich sie nie vergessen werde.

Es war jene Nacht, als ich mit dampfenden, zusammenbrechenden Pferden auf Grönhude ankam.

Zu meinem Hausstand gehörte außer meinem Diener ein altes Ehepaar Ralfs. Vater Ralfs war Kammerdiener bei meinem Großvater gewesen; nun lebte er sein „Altenteil" auf Grönhude. Er und seine fast ebenso hochbetagte taube Frau führten der Form nach meine Haushaltung.

Als ich vom Wagen aus mit einem hastigen Sprung die Treppe berührte, trat mein Diener heraus, um mir behilflich zu sein. Ich sagte ihm barsch, er solle den Kutscher anweisen, die stark mitgenommenen Pferde erst umherzuführen, ehe sie abgeschirrt würden. Er erwiderte mir, die beiden Braunen könnten kaum mehr stehen, sie zitterten so stark, daß —

„Tu, was ich sage," rief ich ihm erregt zu. Mein Diener, der solchen Ton bei mir nicht kannte, schlich sich, errötend, weg.

Nun trat ich in mein Zimmer; mir folgte Ralfs, der mit der Geschwätzigkeit und den Redewiederholungen des Alters eine Erzählung begann, daß er sich heute den letzten Zahn ausgezogen habe. Er habe einen starken Zwirnsfaden doppelt genommen, um den Zahn gelegt, das eine Ende des Fadens um ein Fensterkreuz . . .

„Höre auf, Alter, ich habe Kopfschmerzen; erzähle mir morgen deine Geschichte" . . . Und ganz verwundert und kopfschüttelnd zog er sich zurück.

Allein! Ich trat hastig ans Fenster und öffnete es mit einem Ruck. Um mein heißes Gesicht strich die köstliche, feuchte Luft des Vorfrühlings. Als ich ins Zimmer zurückging, merkte ich erst die Bemühungen meines gebrechlichen, längst zum Totschießen reifen Teckels Männe, die Freude des Wiedersehens durch Hinundherspringen und schwaches heiseres Gebell kundzugeben. Ich nahm ihn auf die Arme und liebkoste ihn. Aber meine Liebesbezeugungen müssen so heftig gewesen sein, daß er, als ich ihn niedersetzte, ganz gegen seine Gewohnheit mit eingezogner Rute, statt mir als echter Teckel die Zähne zu zeigen, auf sein Kissen kroch.

Allein! . . . Und mit ausgebreiteten Armen jagte ich auf und nieder. Ich schrie, ich wimmerte wie ein mit Schmerzen behaftetes Tier. Oft hatte ich schon die Hand an die Glocke gelegt: Die Pferde, die Pferde vor! Zurück, zurück zu ihr! Aber dann standen die blassen Gepanzerten mit wagerecht gehaltnen Speeren vor mir, der Stolz, die Ehre, die Wohlanständigkeit.

Und wieder und wieder stürmte ich auf und ab. Da fiel mir ein, was mich so oft getröstet hatte: ich setzte mich an meinen Schreibtisch, und die Stirn scharf an den Rand legend, betete ich inbrünstig zu Gott, er möge mir helfen. Und wirklich wurde ich ruhiger. Da rief, zum erstenmal in diesem Frühling, die Drossel aus der Ferne, aus dem Garten, und: „Lise, dicke Lise," schrie ich auf, und wieder war es wie zuvor.

Die alte taube Frau Ralfs meldete mir, daß mein Abendbrot bereit stehe. Ich verneinte mit Kopf und Hand.

Längst hatte die Nacht dem Tage den Vorhang vorgezogen. Mein Fenster stand noch immer offen. Ich merkte die Kühle nicht. Ein bitteres, häßliches, mit Gott und Allem murrendes Gefühl kroch mir ins innerste Herz.

War das die vielbesungene, vielgepriesene, die ewige Liebe, die ich fühlte? Die erste Liebe ist keusch wie ein verstecktes Waldbächlein. Hatte ich nicht oft gelesen, welche unsägliche Wonne die erste reine Liebe mit sich bringe? Und nun? Ich hatte mit der wilden Gewitternacht der Liebe begonnen; was war es ferner denn des Reizes?

Und doch, und doch, ich liebe dich, Lise; ich kann nicht von dir lassen. Das süße Bild, wie sie, schlafend, die kleine Faust auf meiner Brust hielt, als wolle sie mich niemals freigeben, ich konnte es nicht aus dem Gedächtnis bannen.

Mitternacht war längst vorüber. Ich hatte lange im Neuen Testament gelesen; die herrlichen Worte des Erlösers waren Öl auf der wilden See meines Herzens. Sie hatten mich wahrhaft getröstet. Keine Angst, keine Beunruhigung gaben sie mir. Und schon wollte ich zur Ruhe gehen, um, mit Gott, den Kampf am andern Morgen fortzusetzen und zu siegen, als mir beim letzten Blättern das Hohe Lied Salomonis in die Augen kam. Hatte ich als gläubiger Christ die naiven Kapitelüberschriften Luthers mit allem Ernst in Zusammenhang gebracht mit dem Inhalt, so wurde ich nun so berauscht von dem wundervollen Liebeslied des erlauchten Dichters, daß ich in die höchste Aufregung geriet.

Zu ihr, zu ihr! Ich nahm meinen Hut und ging aus dem Hause, um nach dem Stalle zu eilen, den Kutscher zu wecken, daß er auf der Stelle anspanne. Aber vor der Stalltür streckten mir wieder die blassen Gepanzerten die Speere vor. Lautlos schlief die Natur. Ich hörte das Scharren einer Kette, eine Kuh hustete, ein Hahn krähte im Schlafe.

In den Wald! Dort find ich Ruhe. Der Mond hatte eine dicke graugelbe Regenwolke übergezogen.

Ich lehnte mich an einen Buchenstamm. In unermeßlicher Höhe schrieen wilde Gänse. Zuweilen knackte ein Zweig. Dann wieder Alles still.

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen.

Und wiederum wanderte ich ruhelos in meinem Zimmer auf und ab. Da fiel mir plötzlich ein, daß einer meiner Hauslehrer mir geraten hatte, in tieferregter Stimmung die Selbstbetrachtungen des Kaisers Mark Aurel in die Hand zu nehmen. Augenblicklich holte ich sie aus meinem Bücherschrank.

Und wirklich, als ich mich in das Buch vertiefte, kam endlich die ersehnte Ruhe. Gewiß war sie künstlich, aber sie war doch gekommen. Und mit langsamen Schritten hin- und hergehend, überlegte ich den folgenden, unnatürlichen, gezierten, abscheulichen Brief, von dem ich noch heute eine Abschrift habe. Ich schrieb:

Mein Fräulein!

Als ich gestern, von Ihnen veranlaßt, Ihre Wohnung betrat, wußte ich nicht, daß ich mich in die Netze einer Leichtsinnigen verfangen hatte.

Durch Ihre gewiegten Künste eingeschläfert, gelang es mir nicht sofort, mich aus Ihren Armen zu reißen. Doch nun, nach langem Kampfe (ich muß es gestehen), bin ich Sieger geblieben.

Sie werden es einsehen, daß es mir bei meiner Stellung, meinen moralischen Gesinnungen, meiner Erziehung nicht wohl ansteht, mich ferner mit Ihnen zu beschäftigen.

Ich kann Ihnen nur anheimgeben, sich mit Ihrem Seelsorger in Verbindung zu setzen, dem es gelingen möge, Sie auf den rechten Weg zu führen.

Zweihundert Mark erlaube ich mir ergebenst mitzusenden. H. B.

Ich war nach Vollendung dieses Machwerks auf meinem Stuhle eingeschlafen, und erwachte, als schon die Sonne

durch die Scheiben schien. Ohne mich zu besinnen, versiegelte ich den vor mir liegenden Brief, steckte mir zu meinem Reisegeld noch zweihundert Mark ein und fuhr nach Wittenmoor zu meiner Mutter. Meinem Diener hinterließ ich die Weisung, meine Koffer zu packen und mich um elf Uhr abends auf dem Bahnhof in Hamburg zu erwarten.

Meine Mutter staunte, den plötzlichen Entschluß meiner Abreise zu hören, billigte ihn aber sehr, als ich ihr Andeutungen gegeben hatte.

Am andern Morgen rieb ich mir schon die schlaftrunkenen Augen auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin.

* * *

Als ich acht Tage in Berlin gewesen war, erhielt ich als Einlage in einem Briefe meiner Mutter ein Schreiben, von dem sie mir sagte, daß es bald nach meiner Abreise auf Grönhude eingetroffen sei; nach der kritzligen Handschrift der Adresse zu urteilen, werde es ein Bettelbrief sein. Auch ich war der Ansicht und öffnete den Brief, wie man eben ein Bettelschreiben aufbricht, halb gleichgültig, halb neugierig.

Aber während des Lesens übergoß Blutwelle auf Blutwelle mein Gesicht. Die Zuschrift, unorthographisch, aber darauf achtete ich nicht, lautete:

Werter Herr Baron!

Ihren Brief den Sie mich zuschickten habe ich mit tiefem Herzeleide erhalten. In mein junges Leben da ich so viel Elend und Kummer hatte habe ich nicht so sehr geweint da Ihr werther Brief ankam. Ich möchte immer an Ihrer Seite gewesen sein da ich Ihnen so sehr lieb habe. Ich wußte nicht da ich Ihnen sah was die Liebe war. Aber da hat mein Herz geliebt gleich als ich Ihnen sah in Meiners sein Lokal. Wenn ich gewußt das ich Sie so gekränkt, aber die Männer sagen alle die dicke Liese sei so gut und

nett und Sie allein — ach lieber lieber Herr Baron — haben mir nicht gemocht und liebe Ihnen doch so sehr.

Ich sehe Ihnen nun nicht mehr im Leben da Sie so stolz sind, und denken Sie doch zuweilen ich weiß es an Ihre dicke Lise die Ihnen so sehr lieb hat und nun immer weinen muß.

Das Geld — o warum schickten Sie mich das — habe ich an das Matrosenkrankenhaus in Jonas gegeben da mein Vater ein Steuermann soll gewesen sein.

Es grüßt Ihnen mit so betrübten Herzen

Achtungsvoll
Lise.

Es hat denn doch Jahre gedauert — so schloß der Erzähler — bis ich nicht mehr an diesen Brief denken mußte.

Damals, als ich ihn in Berlin zuerst las, wollte ich durchaus zurück zu dem armen Kinde. Ein guter Stern, warum soll ich es nicht aussprechen, hielt mich ab.

Der zinnerne Krug.

Auf dem Heimweg von einem meinem Gute weit entfernten Holz, das ich besichtigt hatte, war ich hungrig geworden. Ich ritt deshalb auf einen mir am Wege liegenden Hof, dessen Besitzer ich kannte. Zwar mied ich ihn gern, weil er mir nicht zusagte: sein scharfer, kalter Verstand überwucherte ihm das Herz zu sehr.

Ich treffe ihn zu Hause: „Ehrlich gestanden, ich wäre bei Ihnen vorbeigeritten, hätte mich nicht der Hunger geplagt" . . . Der Gutsbesitzer lacht: „Offenheit ist eine große Tugend. Ich aber bin froh, Sie einmal wiederzusehen. Nehmen Sie Platz. Entschuldigen Sie mich für einige Minuten; ich kundschafte, was mein Haus Ihnen bieten kann." „Aber ich bitte doch um alles in der Welt, sich meinetwegen nicht —" Mein Freund hat schon die Tür hinter sich. Ich bin allein. Wie ich mir seinen Schreibtisch betrachte, auf dem jeder Gegenstand in peinlicher Ordnung steht, fällt mir ein zinnerner Krug in die Augen, der mir wegen seiner höchst geschmacklosen Arbeit durchaus nicht den übrigen eleganten Sachen aus Cuivre poli, aus feinster Bronze, aus edeln Metallen überhaupt, zugehörig erscheint.

Bald sitzen wir am Frühstückstisch, ziehen kalte Ente und leichten Mosel durch Zahn und Lippen, und sind in lebhafter Unterhaltung. Ich bin meinem Freunde nicht mehr so gegenherzig wie früher und tue ihm im geheimen Abbitte. Wie anregend er erzählt, wie klar und bestimmt er seine Behauptungen zu geben und, kommt es darauf an, zu verteidigen weiß. Dabei ist er nicht eigensinnig, hört mir mit Ruhe und mit jener guten Gabe zu, durch kaum merkliches Kopfnicken, durch Worte wie: ei, ei . . . da bin ich ganz Ihrer Meinung . . . aber wie lebhaft Sie sich dessen erinnern . . . nun, da muß ich sagen . . . und durch ähnliche Zwischensätze seine Aufmerksamkeit kundzugeben.

Bei einer eingetretnen Stockung frage ich ihn plötzlich: „Auf Ihrem Schreibtisch fand ich eben einen zinnernen Bier-

krug, der mir zu den andern dort stehenden Sächelchen nicht ganz stimmen will. Verzeihen Sie meine Neugierde. Wenn Sie mir mitteilen möchten, wie er dahin geraten ist, so würde ich Ihnen dankbar sein. Sie wissen, wie mein Gemüt (zwar Sie haben mich immer über dergleichen Unbegreiflichkeiten ausgelacht) oft durch eine scheinbar kleine Nebensächlichkeit erregt werden kann. Wenn Ihnen nicht etwa ein Geheimnis verbietet, oder —" „Aber ich bitte Sie, natürlich, natürlich. Es ist eine ziemlich gleichgültige Geschichte," lächelte der Gutsbesitzer.

Er beginnt:

„Ich war in eine große Stadt Ostpreußens als Brigade-Adjutant versetzt. Der Ehrgeiz fing mich zu plagen an. Ja, er hatte mich bald dermaßen in seinen scharfen Krallen, daß ich völlig die Fühlung mit dem übrigen Leben verlor und im besondern mich nicht mehr den natürlichsten Lebensfreuden, die uns als Gegengewicht im schweren Tagewerk gegeben sind, hingab.

Ich hatte mich in einer Vorstadt eingemietet, um hier in ungestörter Ruhe mich in Arbeit zu versenken zu weiterm raschen Vorwärts auf dem Wege zum Generalfeldmarschall. Ich vernachlässigte in der Tat sogar meine kameradschaftlichen Pflichten, immer einsamer und zurückgezogener lebend.

Außer mir wohnten in dem kleinen Landhause meine alte Wirtin, die Witwe eines Kaufmanns, mein Bursche und das Dienstmädchen.

Die Lebenseigenschaften meiner Mitinsassen sind bald gegeben. Die alte Dame sorgte mütterlich für mein Wohl; ich sah sie selten. Mein Bursche Domigalla war ein gutmütiger, etwas beschränkter Pole, der mich zuerst, wenn ich ihm Befehle gab, mit offenstem Munde und mit aufgerissensten Augen ängstlich angesehen hatte. Als ich seine Eigenart erkannt hatte, sprach ich ihm meine Aufträge langsam und ruhig aus, und ich habe nie einen bessern Diener gehabt. Im übrigen lebte er still und stumm vor sich hin; und seiner Gedanken höchster, war er nicht mit Heimats-

bildern beschäftigt, mochte der prächtigst zu erreichende Glanz meiner Stiefel und Sporen sein. Für meine Pferde sorgte er wie eine zärtliche Mutter für ihre Kinder.

Das Dienstmädchen endlich, ein sechzehn-siebzehnjährig Ding, aus der Gegend von Koeslin gebürtig, war nicht schön, nicht häßlich. Ich sah sie in den ersten Monaten selten oder nie. Was gingen mich die Weiber an. Ich war viel zu sehr mit des Lebens Ernst beschäftigt.

Einmal komme ich nachts spät nach Hause. Ich finde Licht, und auf meinem Sofa, die Stirn auf der Tischplatte, sitzt schlafend das Mädchen. Sie erwachte, als ich durch Rücken eines Stuhles Geräusch verursachte. Ganz „verbiestert" starrte sie mich an, wurde dunkelrot, lächelte verlegen und bat um Entschuldigung: sie wäre, nachdem sie meinen Schreibtisch abgestaubt, eingeschlummert. Ich machte ihr natürlich keine Vorwürfe, und sie schlich täppisch und unbeholfen hinaus. Ich dachte nicht mehr an den Vorfall. Doch bald fiel es mir auf, daß sie mich aus irgend einem Versteck, einem Winkel, hinter einer Tür, einem Fenster ansah, wenn ich am Tage aus meinem Büreau heimkehrte . . . Sie wollte Domigalla allerlei kleine Dienstleistungen abnehmen für mich, die dieser, ich möchte sagen, eifersüchtig als seinen eigensten Wirkungskreis in Anspruch nahm. Es kam deshalb zu unerquicklichen Reibereien zwischen den beiden. Da, eines Nachts, als ich spät mein Zimmer betrat, fand ich wieder das Mädchen dort. Sie schlief, den Kopf an die Sofalehne zurückgebeugt. In ihren Händen hielt sie eine Photographie von mir. Ihr Mund war ein wenig geöffnet; einfältig, unschuldig war ein Lächeln stehen geblieben, und auf ihren Wangen lagen Tränen. Sie mußte sich erst vor kurzem in den Schlaf geweint haben . . . Plötzlich fiel mir eine Binde von den Augen. Ich weckte sie und ließ sie, ohne ihr rauh das Unschickliche ihres Benehmens zu verweisen, aus der Stube.

Am andern Tage aber hatte ich ein Gespräch mit meiner Wirtin. Ich sagte ihr, daß ich kündigen müßte, wenn

Marie nicht entfernt würde. Auch die alte Dame hatte die Sache bemerkt. Sie gab mir recht. Ich bat sie, die Entlassung des Mädchens ohne jedes absichtliche Merkenlassen zu bewirken. Sie fand bald einen Grund, und nach vier Wochen mußte die kleine Pommerin in einen andern Dienst.

Absichtlich war ich am Tage ihres Abzuges erst am Abend in meine Wohnung gegangen, um jeden Abschied, jede „Szene" zu vermeiden. Mein Zimmer war schon erhellt. Auf dem Tische stand, in Papier verpackt, ungeschickt mit Lack geschlossen und betröpfelt, ein Gegenstand. Mein Name war darauf geschrieben. Ich entwickelte ihn, und es entpuppte sich der zinnerne Krug, den Sie vorhin in meiner Arbeitsstube sahen. Ein Zettel lag in ihm: Ahngedenken an Maria.

Das Mädchen hatte für zwei, drei Mark aus ihren Ersparnissen mir das Stück gekauft . . .

Lieber Freund, ich weiß, daß Sie mich für hartherzig halten. Da muß ich Ihnen denn sagen, daß ich bis in Herz und Nieren getroffen war. Ich fühlte Tränen, und ich schämte und schäme mich ihrer nicht. Das arme Dienstmädel hab ich natürlich nicht wiedergesehen; den Krug aber habe ich bewahrt, und er soll auf meinem Schreibtisch stehen bis an mein Ende."

Ich mußte meinem Bekannten bewegt die Hand reichen. Er aber lächelte und sagte ein wenig boshaft: „Na nu, na nu" . . .

Übungsblätter

(Neunte Auflage)

Friedrich in der Schlacht bei Zorndorf.

Shakespeare und Johann Sebastian ausgenommen, sonst von Cäsar bis Friedrich kein Genie.

. . . Der linke Flügel weicht. Kosaken und Kalmücken dringen vor. Der König erscheint. Umsonst. Er ergreift eine Fahne. Umsonst. Da stürzt zu ihm auf dem roten hannoverschen Hengst der größte Reiterführer, den bis jetzt die Welt gesehen hat. Seydlitz hält neben Friedrich: der Genius neben dem Genius. „Euer Majestät erlauben den Angriff." Der König, der herrliche, weiche Mensch auch in diesem Augenblick, gibt seinem General die Hand. Und der hohe, kräftige, schöne General beugt sich tief und küßt sie. Und während die Fanfaren schreien, setzen die Schwadronen an. Weit voraus Seydlitz. Statt des hochblitzenden Palasches kreist er als Vorwärts zum Sieg mit der Rechten den Handschuh.

Und Friedrich jagt auf seiner kleinen hellbraunen Tatarenstute Delila zum rechten Flügel. Feldmarschall Lord Keith rast ihm entgegen: Keith, den er liebt mit seiner ganzen Seele. Und der König umarmt gerührt den alten Marschall. Ahnt er, daß er seinen Freund zum letzten Mal sieht?

Nun hält Friedrich vor dem Regiment Prinz von Preußen (Nr. 18). Er ruft ihm zu: „Daß sich Gott erbarm! Diese Scheißkerls vom linken Flügel seind gelaufen wie alte Huren . . . O vorwärts, meine Freunde!" . . . Und mit blinkendem Degen, vorgebeugt bis zu den Ohren seines Pferdes — eine Welt für diesen Anblick! was gilt dem Genius der Tod — reitet der König im Schritt in die Asiaten hinein. Seine großen Himmelsaugen flammen . . . Und über ihm, am heißen, sonnedurchsengten Augusttag, blitzt ein strahlender, nie gesehner, diamantheller Stern.

Und der große diamanthelle Stern leuchtet über seiner Stirn:

Fridericus divus.

Eine Soldatenphantasie.

Ein alter Kriegskamerad war bei mir gewesen; wir hatten bis spät in die Nacht zusammengesessen und uns alte Geschichten erzählt, alte Erinnerungen aufgefrischt. Um zwei Uhr endlich legte ich mich zur Ruhe. Es war eine warme Sommernacht; ich ließ im Nebenzimmer das Fenster offen. Vergebens versuchte ich einzuschlafen; es gelang mir nicht. Erst gegen sieben Uhr morgens verfiel ich in eine Art Halbschlummer —

Ich liege in meiner elenden Laubhütte; um mich herum höre ich die Feuer prasseln. Soldatenlieder tönen: ernste, schwermütige Weisen. Der Gesang wird schwächer und schwächer, wie aus weiter Ferne. Durch die dünnen Laubwände der Hütte hindurch sehe ich die Schatten einzelner Gruppen und Soldaten. Der Gesang hört ganz auf; nur noch ein wirres Gemurmel schlägt an mein Ohr, und ich schlafe ein . . .

Das Bataillon ist auf dem Marsch; ein herrlicher Sommermorgen. Die Leute singen ihre Lieder:

> Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, sum, sum,
> Wenn sie auch die erste ist, sum, sum;
> Mädchen, mach mir keinen Kummer, sum, sum,
> Wenn du auch die schönste bist, sum, sum.
> Denn es fällt ja so schwer, auseinander zu gehn,
> Wenn die Hoffnung nicht wär auf ein Wieder-Wiedersehn!

Wir marschieren durch einen Wald. Die Musik spielt an der Tete: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?" — wie voll klingt das zwischen den hohen Buchen! — und: „O welche Lust, Soldat zu sein!" Nachher wird es heißen: der Durst plagt uns. Die Sonne steht hoch am Himmel; hin und wieder fällt ein Mann zusammen, es wird unerträglich heiß. Zsssss—bum! — eine Granate fährt zischend über die Köpfe und schlägt hundert Schritt von uns in den — Schnee. Ach ja! wir sind ja im dänischen

Kriege. Die Kompagnieen ziehen sich auseinander: „Die siebte Kompagnie soll das Gehöft besetzen und sich darin einnisten!" bringt mir ein Adjutant den Befehl.

„Siebte Kompagnie! In Zügen links marschiert auf! Marsch! Marsch! — Halblinks — Marsch! Flügelmann, gehen Sie direkt auf das große Gebäude zu mit dem hohen Schornstein!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Zsssss—bum! Zsssss—bum! Zwei Granaten schlagen kurz hintereinander in meine Kompagnie.

„Nicht umsehn! Nicht umsehn!" schrei ich. Dreizehn Krüppel liegen am Boden und färben den Schnee mit ihrem Blut. „Mutter, Mutter, hilf!" Noch einzelne gellende Schreie; ich werfe noch einen Blick zurück. Einer springt wie wahnsinnig wohl fünf Fuß in die Höhe. Der Schützenzug geht stramm und ruhig vorwärts. Da liegt mein Leutnant, der den Zug führte. Auf seinem Herzen nur ein kleiner, dunkelblauer, klebriger Fleck; keine Miene verzogen. Und in weiter Ferne betet ein junges, süßes Mädchen: „Herr Gott, in deiner ewigen Gnade, erhalt ihn mir!" — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Zum Teufel, Jungs! Steht fest!" ruft mein kleiner Oberst mit dem riesigen grauen Schnurrbart und dem Gesicht wie faltiges Pergament.

Da sind wir schön in der Falle, denke ich. Ein Generalstabsoffizier kommt in rasender Karriere auf mich zu: „Sie sollen das Wäldchen halten bis auf den letzten Mann, Herr Major!"

„Schön, schön."

Hei, da kommen die Weißröcke. Wie deutlich hört man den Radetzkymarsch. Regiment auf Regiment! Ich postiere meine Kompagnieen hinter Bäumen an der Lisiere; aufgelöst. Nur eine Kompagnie in Reserve zum Vorstoß in einen Ravin. Näher und näher kommen die feindlichen Regimenter. Näher und näher hört man die Musik. Ich gebe das Signal zum

Feuern, und der Todesengel hält mit leichter Mühe seine Ernte in den feindlichen Reihen. Aber sie rücken dennoch vor wie eine weiße Mauer. Immer neue Offiziere springen vor die Front. „Avanti, avanti!“ rufen sie den Italienern zu. Jetzt sind sie hundert Schritt vor der Lisiere. Meine Füsiliere feuern wie rasend. Noch einen Augenblick stürzen die österreichischen Linien vorwärts; jetzt stutzen sie. Dann machen sie Kehrt und eilen zurück. Aber von neuem kommen sie. Es ist ein hartes Ringen; auch auf unsrer Seite fällt mancher Brave. Wo — war — das — doch? Bei Nachod? Richtig! Bei Nachod in der Avantgarde. Ein Hoch dem Westfälischen Füsilierregiment! —

Die Pferde erschossen, der Kopf entblößt, die Haare flattern im Winde; von der linken Backe rinnt Blut, die Zunge klebt am Gaumen, die Stimme ist krächzend wie bei einem hundertjährigen Raben. Der Körper bedeckt mit Schweiß und Blut und Schmutz bis zur Unkenntlichkeit. „En avant! en avant!“ von allen Seiten. Wie Erbsen fliegen die kleinen Chassepotkugeln. Noch stehe ich in dem Gehöft; noch halte ich die Gartenmauer. Schwarze Teufel mit weißen fletschenden Zähnen, mit verdrehten, blutunterlaufenen Augen ringsum. Das ist die Hölle. Mein Hornist Nolsen ist noch bei mir, mein braver, guter Hornist. Eine Kugel fährt ihm von der linken Seite durch beide Augen. Er ist nicht tot; er stürzt in die Kniee und nimmt meine rechte Hand. Er schreit in wütendem Schmerz. Er hält meine Hand; er preßt sie in seinen letzten Augenblicken wie eine eiserne Klammer. Dann läßt er sie los und fällt zurück. „Hierher, hierher!“ schreie ich mit letzter Anstrengung. Ich gewinne mit wenigen Offizieren und Mannschaften das Hauptgebäude: „Hier sterben wir!“ Die große Tür wird verrammelt, aber Brandgranaten fliegen ins Dach. Feuer! Feuer! Oben brennt es, die Funken fallen, der Rauch ist zum Ersticken. Die Tür wird aufgebrochen. Ein Einzelkampf entspinnt sich. Ein schwarzer Satan kniet mir auf

der Brust. Ich sehe zwei weiße, wahnsinnige Augen, ein kurzes, flammenartiges Dolchmesser . . .

Wo — war — es — doch? Wo war es? Ach, bei Wörth, in heißer Mittagsstunde! —

Der heiterste Sonnenschein erwärmt uns nach vielen Regentagen. Im Hintergrund glitzert die Kathedrale von Metz. Die Regimentsmusik spielt „Die weiße Dame", das „Ständchen" von Schubert, „Träumerei" von Robert Schumann.

Hermann Busse und ich sitzen auf Trommeln; wir trinken „vin chaud". Neben uns bratet der Bursche Omelettes aux confitures. Mehl, Wasser, Konfitüren sind da; Feuer und Bratpfanne auch. Wir erzählen uns von seiner Braut; wir sprechen von unsern Hoffnungen und Wünschen, von Vergangenem und Zukünftigem, von Glück und Liebe.

„Herr Major, wenn wir man blots ein bisken Eier hätten", sagt Friedrich.

„Es wird auch so gehn." Und es geht: es schmeckt uns vortrefflich. Dann setzen wir uns zu Pferde. Hermann reitet seinen Schimmel, ein Geschenk seiner Braut. Die Kapelle spielt die Mitrailleusenpolka von Waßmann. Der Schimmel spitzt die Ohren, und in den zierlichsten Gangarten kurbettiert Hermann auf dem freien Platze. Und der Schimmel bläht die Nüstern und scharrt mit dem rechten Vorderhuf, und will wieder tanzen und sich zeigen; armes Schimmelchen, es war dein Schwanenlied. Es ist, als wenn er noch einmal sich zeigen will in seiner ganzen graziösen Gestalt. Und abends sitzen wir wieder zusammen bei Monsieur S., ancien gens d'armes en réserve. Wir haben ein nach der Mosel zu gehendes Zimmer. Vor unserm Fenster liegen die Strohhütten und Baracken der Leute. Hermann kocht Gulasch nach dem Rezept seiner Braut; und wir trinken heißen Grogk und stoßen an auf das Wohl der fernen Lieben — auf alles Gute, auf alles Schöne und Edle.

Dann legen wir uns auf die harten Lager. Ich kann nicht gleich schlafen. Der Mond scheint ins Zimmer. Draußen hört man anrufen. Der Posten geht in gleichmäßigem Schritt auf und ab. Aber was ist denn das? In unserm Zimmer trappelt auch etwas. Es kommt auf mein Lager zu. Zwei feurige Augen schauen mich an: es ist Hermanns Pudel Grimmont. Ich tue, als wenn ich schlafe, und Freund Grimmont macht es sich nun bequem auf meinen Füßen, aber leise, leise — behutsam.

Rupigny liegt vor meinen Augen. Mit seinen Feldwachen und nächtlichen Patrouillen, mit „monsieur le maire“, mit seinem alten, kesselförmigen Häuserbau und seinem „château“ (mit dem fatalen Turmkommando), mit seinen Gräbern und Schützengräben, mit seinem pestartigen Geruch und den Milliarden Fliegen — mit all der Freud und all dem Leid, das wir dort erlebt haben.

Aber was ist das? Ah, unser Biwak hinter Charly. Es regnet seit drei Tagen und Nächten unaufhörlich mit Bindfaden. Wir sind zusammengeduckt in Hauptmann Ottos Hütte. Hier sind tentes d'abri ausgespannt; aber tropp — tropp — tropp — auch hier gehts los. Das Stroh ist klitschnaß, kein trockner Faden am ganzen Leibe, und doch: O welche Lust, Soldat zu sein! In all dem Regen, in all dem Schmutz hält jemand auf einer hellbraunen Stute vor der Hütte. Von den langen, kastanienbraunen Bartkoteletten tropft das Wasser. Aus den schwarzen, träumerischen Augen leuchtet heute Ärger, doppelter, dreifacher Ärger. Wir reichen dem „Onkel“, Leutnant Appelius, eine Flasche aufs Pferd: „Echter Nordhäuser!“ Er setzt ihn an; aber er trank ihn nicht aus, denn Johann, der „Döskopf“, hat die Flasche mit einer Essigflasche verwechselt. Wie leicht ist das möglich in d e m Wirrwarr. „Zu all dem Ärger auch das noch!“ Sprachs, gab der hellbraunen Stute die Sporen und verschwand, uns mit Kot und Lehm bespritzend — — — — — —
— —

Wir sind auf dem Marsch zur Verfolgung Faidherbes,

auf Cambrai und Arras. Es wird Nacht; noch immer kein Quartier.

Seit sechs Uhr früh reiten wir schon. Ossiansche Nebel begleiten uns bis ins Quartier. Grau in Grau. Ein feiner, scharfer, prickelnder Regen durchdringt uns. Schnee und Schmutz liegt auf den Wegen und Feldern. Es ist acht Uhr abends. Hermann und ich reiten zusammen vor dessen Kompagnie. Er auf dem großen Rappen, im langen Mantel mit verschossenem Pelzkragen.

Es ist alles so stumm in der Kolonne, so totenartig; kein Gespräch will mehr in Gang kommen, die Zigarre schmeckt nicht mehr. Wir können nicht mehr vorwärtsreiten, der Bajonette wegen, die Wege sind zu eng. Ab und zu noch ein Wort. Die Kapotten sind schon längst über die Helme gezogen. Immer eintöniger, immer einsilbiger — es ist eine Gruppe der Unterwelt: nur schwarze, gespenstische Schatten. In weiter Ferne ein matter Ton wie ein Schuß — man hört nicht darauf —

„Nur ein Kamin und ein Bund Stroh!" stöhne ich auf.

Hermann antwortet nicht.

„Nur ein Kamin und ein Bund Stroh!" stöhne ich nochmals, lauter.

Hermann antwortet nicht.

Ein Grausen überfällt mich. Sind wir denn wirklich in der Unterwelt, nur noch Schatten? Meine Angst wächst ins Riesenhafte, bis zum Äußersten.

„Nur — ein — Kamin — und — ein Bund Stroh!" schrei ich mit brüllender Stimme.

„Wa — wa — was ist da?" sagt Hermann, und aus der Kolonne ruft es: „Ho, oho!" Mein alter Brauner ist auch ganz erschrocken.

Gott, wir leben! Und in der Ferne blinkt ein Licht, ein flackerndes, schnell aufleuchtendes; es ist M a r é e s. Noch eine Viertelstunde, und wir liegen am Kamin auf einem

Bund Stroh und schlafen den gottgesegneten Schlaf — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist acht Uhr abends. Dunkelheit lagert schon über der Erde. Es wird nicht gesprochen, nicht geraucht: totenstill. Auf der Chaussee kommt jemand angeritten in kurzem, ruhigem Galopp. Er biegt links ab, auf uns zu ins Feld. Man sieht schon die Umrisse seines Pferdes. Er galoppiert an mich heran; ich stehe zunächst. „Wo ist der General von Blankensee?" sagt er leise. „Hier!" ertönt eine Stimme. „Nun, Premierleutnant von Roques, solls endlich losgehn?" — „Zu Befehl, Herr General! Punkt neun Uhr sollen die Regimenter in Kompagniekolonnen, auseinandergezogen, dreißig Schritt Distanz, vorgehen und St. Remy und Ladonchamps nehmen." Der General ruft die Offiziere zusammen und teilt uns den Befehl mit.

Es ist halb neun. Der kalte Herbstwind streicht über die Felder, und stiller und stiller wirds in den Bataillonen. Die Befehle sind gegeben. Die Kompagnieen stehen auseinandergezogen, mit dreißig Schritt Distanz. Der General hält die Uhr in der Hand. Vor der Front stehn die Offiziere. Sie flüstern; einzelne geben sich die Hand. Zum Abschied!? Ab und zu sehen sie in die Wolken, in den Mond. „Grüß mir meine Braut, du weißt ja ihre Adresse, wenn —" Und fast heiter wird das Geflüster.

Fünf Minuten vor neun. Die Offiziere gehen zu ihren Kompagnieen zurück, an ihre Plätze. Die Leute wissen längst, um was es sich handelt.

Wie manches Gebet steigt zum Höchsten, so kurz, so fast ohne jeden Zusammenhang: aber Gott verstehts.

Die Uhr ist neun!

Ein leises Kommandowort, und die Kompagnieen treten an. Wie große, schwarze Särge gehen sie nebeneinander: gleichmäßig, ruhig. Die Offiziere vorauf. Wie blitzen die Degen im Mondlicht! Hier und da liegen noch unbeerdigte Tote vom gestrigen Gefecht — gräßlich verstümmelt — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Nähe vor uns wiehert ein Pferd. Ein langer, langgezogener Ton wird aus einer Trompete gestoßen, ein einziger nur: ein französisches Signal.

„Halt!" Der Befehl kommt höheren Orts. „Halt! — halt! — halt!" tönts wie fernes Echo bei den Kompagnieen. Fünf Minuten Rast; ein Aufatmen noch aus voller Brust. Vor uns liegt eine schwarze Häusermasse, St. Remy, dunkel und unheimlich. Grabesstille. Da — kurz und schnell — das Signal zum Avancieren! Ein Hurraruf aus sechstausend Kehlen ist die Antwort, und vorwärts gehts im Sturmschritt.

Ich umfasse krampfhaft den Degen, in der Linken den Revolver: „Vorwärts, Musketiere! Hurra! Hurra!" Ein furchtbares Feuer empfängt uns. Die Kompagnieen stürzen. Die Leute fallen, die Fahne sinkt zerschossen zu Boden. Ein Offizier hebt sie auf. „Vorwärts! Vorwärts! Ein Hundsfott, wer zurückbleibt!" Und hinein — hinein in die Hölle. Mit schrillem, rasselndem Klang schnarren die Mitrailleusen. „Vorwärts nur! Immer vorwärts!" Hermanns Schimmel erhält einen Schuß; das Tier macht noch einen rasenden Satz, dann bricht es zusammen. Hermann und ich kämpfen Mann an Mann, Arm an Arm; Hermann voraus. Die Sarazenerklinge funkelt. Wir sind an den Barrikaden, auf den Barrikaden. Jetzt stehe ich oben und will hinunterspringen; eine Kugel fährt mir ins Bein. Ich falle zurück. Neben mir steht der Hauptmann von Roques, eine hohe, edle Gestalt. Ein großer blonder Bart umrahmt das Gesicht.

Will mir die Hand noch reichen —
— — — — — — — — — —
Bleib du im ew'gen Leben,
Mein guter Kamerad! —

Eine Kugel trifft ihn gerade zwischen die Augen. „Meine Frau!" Das ist sein letzter Ruf, und lautlos bricht er zusammen.

„Vorwärts nur! Nur vorwärts!" — In meiner Nähe hält ein Offizier mit ernstem, ruhigem Gesicht. Keine Muskel zuckt. Er gibt seine Befehle wie auf dem Exerzierplatz. Das ist der Oberst von Sell. Die Leute sehen auf ihn; und wütend stürzen sie weiter.

Es ist zwölf Uhr nachts. Die Wagen sind überfüllt mit Verwundeten. Ich humple über das Schlachtfeld zurück ins alte Lager. Rechts führt mich ein leichtverwundeter Tambour, links mein treuer Bursche, durch den Arm geschossen. Wir klettern über Tote und Sterbende: „Wasser, Wasser! Um aller Heiligen willen!" rufts hier und dort. Der Mond schwimmt ruhig am nächtlichen Himmel, die Sterne flimmern in ewiger Schönheit; der Wind hat sich gelegt. Endlich hört das Schlachtfeld auf. Nur einzelne Tote noch. Ein blasses Gesicht fällt mir auf: Ein schlanker junger Unteroffizier meines Regiments liegt hier an einem wilden Rosenbusch. Er muß gleich anfangs gefallen sein. Der Schuß traf ihn mitten durch die Brust. Wer kümmert sich um ihn!? Morgen wird er hineingelegt mit den Andern in ein großes, gemeinschaftliches Grab. Es war ein so tüchtiger, braver Kerl. Eine einzelne Rose wiegt sich über ihm; sie küßt die kalten Züge. Ich breche sie ab und lege sie ihm aufs Herz:

Auf ferner, fremder Aue,
Da liegt ein toter Soldat,
Ein ungezählter, vergessner,
Wie brav er gekämpfet auch hat . . .

Wo war es doch? Ach ja, am 7. Oktober vor Metz, bei St. Remy und Ladonchamps — — — — — — — — — — — —
— —

Die Abendsonne beleuchtet mit ihren letzten Strahlen das Schlachtfeld von St. Quentin. Die Dörfer brennen. Ich komme von einem langen Befehlsritt, übers ganze Schlachtfeld fast, zurück. Von allen Seiten, auf unsrer ganzen Linie nur ein fortwährendes Hurra. Ein fortwährendes Avancierenblasen. Ich halte mein Pferd an, lege ihm die Zügel

auf den Hals; die Flanken schlagen, die Nüstern fliegen, die Schweißtropfen laufen ihm unter der Decke, am Bauchgurt, am Halse, an den Beinen hinunter. Zwischen den Hufen liegt ein Blaukittel, ein Franctireur, mit dem Gesicht zur Erde, die Arme ausgebreitet. Die Granaten sausen herüber, hinüber, über mich weg. Wie eine feurige Kugel senkt sich hinter St. Quentin die Sonne ins Meer der Unendlichkeit. Mein todmatter Fuchs streckt seinen Hals weit vor und wiehert in all den Schlachtlärm hinein. Ich stelle mich in die Steigbügel, reiße den Helm vom Kopf, schwenke ihn in die Luft und rufe: „Es lebe der König!" — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Grabmusik. Von allen Seiten klingen Choräle. Man begräbt die Toten — und auch dich, Franz, auch dich. Wo bin ich? Wo ist es doch? Bei Königgrätz am 4. Juli, auf der Höhe von Chlum.

Da liegst du mit deinem bleichen Gesicht, so ruhig, so still und heiter wie im Leben. Aber die lieben blauen Augen sind geschlossen. Wie wenig frohe Tage hattest du im Leben; wie sehntest du dich hinauf zur ewigen Herrlichkeit!

Ich drücke einen Kuß auf die stummen, lächelnden Lippen . . . und schöner strahlt die Sonne. Ich werfe einen Blick nach oben — da kommen sie mir entgegen, meine gefallenen Freunde, meine toten Soldaten, die ich lieb hatte, die ich erzog, mit denen ich Lust und Leid ertrug, so manches Mal. Und ich sehe keine Wunden, kein Blut; nur heitre, liebe, strahlende Gesichter, und — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Vor mir stand mein Bursche: „Der Herr Musikmeister lassen fragen, ob der Herr Oberst erlaubten, daß der Herr Musikmeister fortgehen dürften?" Er überreichte mir das Programm.

Ich rieb mir die Augen — ich hatte geträumt. Auf dem Programm aber stand:

1. Potpourri von Soldatenliedern	von	Sachner.
2. Robert le Diable	„	Meyerbeer.
3. Die weiße Dame	„	Boieldieu.
4. Ständchen	„	Schubert.
5. Träumerei	„	Schumann.
6. Marschpotpourri	„	Waßmann.
7. Gebet nach der Schlacht	„	Rosen.

Ich sah lange auf den Zettel: „Der Kapellmeister soll noch einmal den Alten Dessauer spielen!"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

Ich warf mich in meinen Schlafrock und lehnte mich aus dem Fenster. Eine frische, kühle Morgenluft wehte mir entgegen. Unten erklangen die Töne des Alten Dessauers, des ewig herrlichen Soldatenliedes. „Mit Gott für König und Vaterland, und ginge es gegen die ganze Welt!" sprach ich laut.

Ich schloß das Fenster, zog mich vollends an und eilte zu meinen Tagespflichten.

Umzingelt.

Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lustge Nacht am Donau-Ufer!
Pferde stehn im Kreis umher,
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Zu den Füßen seiner Pferde
Liegt das östreichsche Piket.
Auf dem Mantel liegt ein jeder;
Von den Tschakos weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornet.

Freiligrath.

War das eine bewegte Nacht gewesen. Mit Gewehr im Arm, unter unaufhörlichem, strömendem Regen, hatten wir gelegen, die Augen, wohl viermalhunderttausend Augen, in grader Richtung nach der Riesenfestung.

Der Telegraph spielte ununterbrochen im großen Umgebungsringe. Ganz deutlich, wenn wir wie die Indianer das Ohr auf den harten Weg legten, konnten wir das Rollen der Geschütze und der Schießbedarfs- und Krankenwagen hören. Auch Musik klang durch die Nacht, abgebrochen, schwach zu uns herüber: augenscheinlich durch Stunden auf einer Stelle haltend, um den vorbeimarschierenden Truppen die Köpfe zu heben.

Daß es die Märsche durch die Tore der Stadt nach den Außenforts waren, um am Morgen auszufallen, vielleicht mit der ganzen eingeschlossenen Armee, schien uns allen klar. Aber wo und wohin, nach welcher Himmelsrichtung sollte der Vorstoß, der Durchbruchsversuch geschehen? Und deshalb blieb Alles auf den Beinen.

Wieder spielte der Telegraph. Seine Königliche Hoheit hatten um Mitternacht befohlen: Feuer aus. Und schon nach wenigen Minuten umgab uns Finsternis. Der Mond

stand im letzten Viertel. Ihn und die Sterne hatten dicke schwarze Wolken gleichmäßig bedeckt. Und immer regnete es noch fort; Regen, Regen, Regen.

Da, wie zum Hohne, unmittelbar darauf, als bei uns die tiefste Dunkelheit eingetreten war, als in übertriebner Vorsicht nicht mehr das Zündhölzchen zu einer Zigarre flammte, gab uns der Feind ein Feuerwerk. Überall stiegen, wie das Nichtvergessenhaben einer Verabredung, in den lebhaftesten Farben Raketen auf. Und als diese fünf Minuten gezischt, geprasselt hatten, erloschen waren, blitzte es, wie auf ein gegebenes Zeichen, aus allen Forts im ganzen Umkreis. Ohne Pause rollte der Geschützdonner zwei ausgeschlagne Stunden. Wir schwiegen unter dem sich entleerenden Granatenfüllhorn still wie Schüler, denen eine zornige Strafpredigt gehalten wird.

Bei uns die ewige Nacht, drüben die ewige, krachende Hölle und der Ursitz der Blitze. Bei uns Ruhe, drüben fieberhafte Unruhe.

Die Geschosse, oft lang und dick wie ausgewachsene Pudel, wie ein neben mir liegender Musketier sie nannte, und mit feurigem Schweife hinter sich, taten uns wenig oder nichts; selten zerplatzten sie im aufgeweichten Boden.

Plötzlich, ohne Übergang in ruhigeres, langsameres Schießen, hörte die Kanonade auf. Und Totenstille hüben und drüben, und Dunkelheit hüben und drüben.

Einige Minuten wohl lagen wir mit angehaltnem Atem, erleichtert durch das Schweigen des greulichen Gezänkes, das uns die Ohren vollgelärmt hatte, und — in spannender Erwartung! Was kommt nun.

Und keine Viertelstunde mochte verlaufen sein, als sich überall in den Luken der Kasematten Lichter zeigten: die tausend Augen eines Ungeheuers. Bald schienen sich diese Augen zu schließen, bald öffneten sie sich, je nachdem der Schein durch in den Stuben vorübergehende, eilende Mannschaften auf Sekunden für uns beschattet wurde. Hätten wir näher und genauer hinsehen können, dann würden wir

in allen Räumen der Forts eine wimmelnde Bewegung von Soldaten entdeckt haben: tornisterumhängende, säbelumschnallende, patronentaschenfüllende, und was sonst das hastige Durcheinander einer Truppe bedeutet, die auf den Kasernenhöfen zum Abmarsch antreten soll.

Wieder spielte der Telegraph. Es kam der Befehl: Feuer erlaubt.

In der ersten Frühe des Morgens erhielten wir genaue Kenntnis durch den Feind selbst, wo er die Hörner einsetzen wollte. Und just war es die Truppe, zu der ich gehörte, die den ersten Anprall aushalten sollte.

Wir waren schnell in den von uns schon früher zur Übung für den Fall eingenommen gewesenen Stellungen, um hier den Gegner zu empfangen. Mit großer Lebendigkeit entwickelte er sich.

Im ersten wütenden Schlag wurden einige unsrer weit vorgeschobnen stärkeren Posten überrannt; bis zum Mittag aber waren diese wieder mit aufgepflanztem Seitengewehr zurückerobert. Hin und her, ohne kaum strichweise Land zu gewinnen, hatte die Schlacht den ganzen Tag gewährt. Nur das hatten wir erreicht, daß es dem Feinde trotz immer erneuter Anstürme nicht gelungen war, uns zu durchbrechen.

Es herrschte bei uns nur der eine Gedanke, vom Kommandierenden bis zum Hornisten, die Andrängenden unter keinen Umständen durchzulassen. Auch aus den weitesten Entfernungen des Ringes war, was entbehrlich, zur Unterstützung hergeschickt.

Sieben Uhr. Mein Bataillon lag, um sich zu verschnaufen, hinter einem Dorfe. Ein Adjutant brachte den Befehl, uns in ein etwa zweihundert Schritte hinter uns liegendes, mit einer Mauer umfriedigtes Gehöft zurückzuziehen, dort uns einzunisten und diesen Punkt durch die Nacht bis auf den letzten Mann zu halten.

Hinter uns wieder lagerten sich auf den Höhen die Unsrigen. Durch diese Bewegung waren wir vereinzelt in den Vordergrund getreten.

Das Feuer hörte auf der ganzen Linie auf, und überall kochten bei Feind und Freund wie im Frieden ohne Störung die Feldkessel.

Es war erreicht, was erreicht werden sollte. Unsre Klammer um das schwellende Holz hatte gehalten.

Immer neue Unterstützung und Ergänzung kam heran, und so durfte auch für uns der folgende Tag als gesichert erscheinen.

* * *

Als uns der Befehl erreichte, schlug die Dorfkirche sieben. Die heiße Augustsonne hatte sich häufig während des Tages in den Regenwolken gezeigt, glühend, dann dampften unsre Röcke. Nun schien sie aus schwammigen Massen, sich spiegelnd in den Regenlachen und Bluttümpeln. Dann kroch sie in den Mantel zurück, noch einmal wieder heraus, und sank. Ein breiter Streifen, in blauer und gelber Farbe, blieb am Horizont wohl eine Viertelstunde. In dieser Beleuchtung brachen wir auf. Da es kein Rückzug war, da wir nicht mehr vom feindlichen Feuer belästigt wurden, ging Alles in Ordnung. Bei dem Hofe angekommen, machte der Bataillonskommandeur für seine Person Kehrt und Halt. Er saß, den Kopf vorgebeugt, den wieder gezognen Degen über den Sattelknopf kreuzend, in ruhiger Haltung. Um ihn, höchste Eile in größter Ordnung war geboten, flutete rechts und links das Bataillon wie schnelle Ebbe um einen Felsen. So nahe mußten die Leute an ihm vorbei, daß sie oft die Flanken des Gauls berührten, der dadurch nach rechts und links geschoben wurde.

Im Osten lag das einzige breite Tor der Besitzung. Dieses sog, wie Schafe der Pferch, nacheinander die Kompagnieen herein. Unmittelbar neben dieser Öffnung hatte sich ein Geschütz mit den sechs Pferden und einigen Bedienungsmannschaften zu undurchdringlichem Knäuel verfitzt. Alles schien schon im Jenseits, Mensch und Tier; nur ein Dunkelbrauner suchte immer wieder auf die Beine zu kommen,

Mähne und Kopf wiederholt hebend. Ist es der aus dem Himmel geschlagne, in- und durcheinander geschüttelte Sonnenwagen? gings mir durch den Kopf, als ich den Wirrwarr sah. Eine einzige, gut treffende Granate hatte das Unheil angerichtet.

„Alles drin in der Arche?" rief der Noah-Oberstleutnant, als er, der letzte, hereinritt. „Zu Befehl, Herr Oberstleutnant," schrieen wir vier Kompagnie-Chefs fast einstimmig. „Tor schließen, verrammeln, Bettzeug dahin!" Dann eine kurze Anweisung: dort die erste, dort die zweite, dritte, vierte Kompagnie, begleitet mit Fingerzeig und Degenausstreckung. Und fast eben so schnell standen wir an den angewiesenen Plätzen. Diese Plätze waren einfach zu wählen. Ringsum hinter der ganzen Umfassungsmauer. Aber diese Mauer ragte hoch auf. So mußte vor allem dafür gesorgt werden, daß wir über die Bekrönung hinwegsehen, auf diese die Gewehre legen konnten. Also Unterlage her. Und gleich wurde herangeschleppt, was nur tragbar war: Möbel, Tonnen, Fässer, ein Erard, Dünger, im Umsehen gekappte Bäume, ein mit Windeseile abgebrochnes chinesisches Lusthäuschen. Über dies alles Bohlen und Bretter, die sich glücklicherweise vorfanden. Nun hinauf auf die Bohlen und Bretter! Es geht; die Gewehre liegen gut, wir können ins Vorland schauen.

Der Besitz bestand aus einem Herrenhaus und einem großen Nebengebäude, das als Stall und Vorratsraum seinen Zweck zu erfüllen schien. Beide wurden umschlossen von einem großen Park mit jungem Baumschlag; diesen wieder umzog überall die nun von uns besetzte Mauer. Das Schlößchen war in nicht aufzuklärendem Stil gebaut. Oben barock (Schnörkel und Muschel), lief es unten in eine, die ganze Länge der Stirnseite einnehmende Säulenhalle aus. Diese Säulen verband, im höchsten Grade beleidigend fürs Auge, eine Glaswand. Doch in diesem Augenblick glänzte keine Scheibe, kein Scheibchen ganz. Und klirr, klirr, klang es noch immer.

Während ich emsig beschäftigt bin mit der Unterbringung und Aufstellung meiner Kompagnie, steht plötzlich ein Herr in bürgerlicher Kleidung vor mir. Seine Rechte preßt das Herz, die Linke ist in die schwarzen Haare gefahren: genau wie auf dem bekannten Bild, wo der an der Stirn blutende Cambronne beschwörend vor Napoleon kniet. Wie ein Wasserfall geht seine Rede, begleitet von den aufgerissensten Augen. Ich verstehe kein Wort; ich bitte ihn, langsamer und deutlicher zu sprechen. Nun allmählich wird es mir klar. Er erzählt mir französisch, daß er, der Besitzer, Graf Méricourt, im Begriff sei wahnsinnig zu werden; worauf ich zwischen die Zähne, deutsch: Waschlappen. Seine Frau befinde sich unmittelbar vor ihrer schweren Stunde. Ein Wegtragen sei unmöglich gemacht durch ihren Zustand. Die Gräfin und er seien heute durch die Schlacht überrascht worden. Die Dienerschaft sei geflohen und nur eine alte Tante geblieben.

Der Tausend, ja, da mußte denn doch Anstalt getroffen werden. Unter Begleitung unsers jungen Stabsarztes, der vor der Hand nichts zu tun hatte und vor der Hand nichts anderes tat, als sich Pflaumen herunterzuschütteln, trugen wir die Gräfin in den Keller. Über diesem machten wir eine Decke „bombensicher". Der Oberstleutnant, dem ich in fliegender Eile den Vorfall gemeldet hatte, stellte einen Doppelposten vor die Tür, sodaß die Dame vor dem, natürlich, wenn es geschehen sollte, unverschuldeten Eindringen unsrer Leute gesichert war. Der deutsche Soldat bleibt immer deutsch.

Die Sonne war untergegangen. Auch die blauen und gelben Streifen am Himmelsrand verblaßten mehr und mehr. Die Sterne flimmerten immer deutlicher. Die schöne, klare Sommernacht kümmerte sich nicht um das wüste Kriegsgetümmel.

Nur ein einziges Feuer brannte hinter der Scheune; hier konnte es nicht entdeckt werden. Zwei eingefangene Hammel brieten.

„Herr Hauptmann, der Herr Divisionspfarrer bitten, eingelassen zu werden," meldet ein Posten von den Bohlen her zu mir. Ich mußte die Augen, als ich zu ihm hinauf schaute, beschatten; schon hob er sich wie ein Schattenriß gegen den bleichen Himmel.

Da das Tor fest verrammelt ist, ist an ein Öffnen nicht zu denken. Auf einer nach der andern Seite hinuntergelassenen Leiter holten wir den Feldgeistlichen herein. Der kleine Herr mit den doppelten Brillengläsern, in hohen Stiefeln, mit der violett und weißen Binde am Arme stand mitten unter uns.

„Ich konnte doch das Bataillon nicht allein lassen. Die Kameraden oben auf den Höhen werden ruhige Stunden haben; hier kanns heiß hergehen." Ich konnte nicht anders, ich nahm das Kerlchen wie eine Puppe in die Arme und drückte ihn an mich wie ein süßes Mädel in verschwiegner Sommerlaube. Alle Offiziere gaben ihm stürmisch dankbar die Hand.

Überall flammten und rauchten die Biwakfeuer, vor uns die des Feindes, hinter uns die des Freundes. Ein wundervoller, friedlicher, fast feierlicher Anblick.

Ob sie kommen werden? Ob sie es versuchen werden, uns hinauszujagen?

Alles blieb ruhig. In den sanften Armen der Nacht schliefen die Soldaten in unmittelbarer Nähe der Mauer: die meisten mit den Köpfen auf den Tornistern. Wie in einem verzauberten Garten nahm sichs aus: hier lehnte einer mit hängender Stirn an einem Stacket, dort schnarchten zwei Rücken an Rücken, hier wieder ruhte einer im Schoße seines Landsmannes, dort stützte einer das Haupt in die Hand, so müde, so müde.

Nur die zahlreichen Posten gingen mit Gewehr über auf und nieder. Scharf den Blick in die Nacht hinein, gespitzt das Ohr nach dem kleinsten Geräusch.

Neben mir im leisen Murmelgespräch stand der Hauptmann der zweiten Kompagnie. Schon als Fähnriche hatten

wir Freundschaft geschlossen. Wir waren im selben Regiment „groß" geworden. Mehr als einmal trat sein ruhiger, sichrer Fuß die Funken aus, auf denen ich leichtsinniger Bruder gewandelt; mehr als einmal hatten sein treues Herz, seine Klugheit geholfen in Gewittern überschäumender Jugend, die mich wegzuschwemmen drohten. Keinen Menschen liebte ich so wie ihn.

Wir schrieben uns gegenseitig in die Notizbücher die genauen Adressen unsrer Verwandten, für den Fall des Todes. Ziemlich überflüssig zwar, da jeder des andern Verhältnisse kannte.

Und wie es kam: wir unterhielten uns just von fröhlichen Leutnantszeiten — ich nahm seine Hände in die meinen, und ein überströmendes Gefühl gab mir das richtige Wort heißen Dankes. Er aber, weich, wie ich ihn nie gesehen, wehrte meine Rede ab, die Stirn auf meine Schultern stützend: seine Nüchternheit und nur zu ernste Auffassung des Lebens hatte ich mit meiner Fröhlichkeit ergänzt so manches Mal.

Just tauchte der Arzt neben uns auf und berichtete mit Stolz, daß er eben seine erste Entbindung geleitet habe; Mutter und Kind seien wohlauf. Der Vater beruhige sich mehr und — „Was war das? Was ist das?" rief mein Freund, sich hoch aufrichtend und ins Vorland lugend. Nun rasselte es. Getös wie die Hiebe des Kantschus auf den Rücken der Pferde; Kommandorufe.

„Auf! Auf!" schrieen wir, schrieen die Posten, zugleich zur schnellen Erweckung Schüsse gebend, schrie der Oberstleutnant, und schon starrten, wie die Waffe des Stachelschweins, tausend Gewehrläufe ringsum.

Zwei Batterieen jagten bis auf dreihundert Schritte an unsere Westseite und begannen: „Mit Granaten — gradeaus." Aber die bösen Vögel flogen meist hoch über uns weg; nicht einmal ein rotes Hähnchen setzte sich aufs Herrenhaus. Augenscheinlich wollten sie eine Bresche machen, aber es sollte ihnen nicht gelingen. Wir schossen in die hell sicht-

baren Batterieen hinein. Plötzlich protzen sie auf, teilen sich rechts und links, und in dichten, schwarzen Schwärmen wachsen aus der Lücke Infanterie-Bataillone. Wir hören die Rufe der Offiziere. Sie kommen, sie kommen! Einige Tiger, die Freiwilligen, in Sprüngen voraus; wir sehen, wie diese die Gewehre, die Yatagans über ihren Häuptern schwingen. Hinter ihnen die Massen im Laufschritt. „Jungs, hollt fast!" ruft ein Schleswig-Holsteiner unter meinen Leuten. Ein rasendes Feuer empfängt die Stürmer. Sie stutzen, und zurück, zurück, und sind verschwunden in der Dunkelheit. Der Angriff ist abgeschlagen. Ein zurückschießendes Meer; die Töne ersterben. Aber andre klingen nun deutlich: ruhige, langsame Trompetenstöße von dort, wo eben die Batterieen gestanden. Drei Fackeln, die hoch hin und her geschwungen werden, zeigen sich. Zwischen den Fackeln geht einer, der unablässig eine weiße Fahne schwenkt; neben ihm ein Offizier. Alles geistert auf uns zu. Unser Bataillonskommandeur schickt ihnen seinen Adjutanten entgegen. Dem fremden Offizier werden die Augen verbunden, dann wird er über die Mauer gehoben.

Der Unterhändler bringt folgendes: Gegen freien Abzug mit Wehr und Waffen und mit klingendem Spiele sollen wir seinen Landsleuten das Gehöft übergeben. Im Weigerungsfalle kündet er uns völlige Erdrückung an.

Noch heute höre ich meinen Oberstleutnant: „Nous y restons, mon camarade." Schon ist der Fremde auf der Krone der Mauer, um hinuntergelassen zu werden, als ihm der Oberstleutnant die Geschichte der unglücklichen Gräfin erzählt: daß es in der Unmöglichkeit liege, die Dame wegzuschaffen. Der Offizier zuckt die Achseln, macht ein trübes Gesicht, läßt sekundenlang die Stirne den Boden suchen. Dann antwortet er: „A la guerre comme à la guerre," und zieht mit seinen Leuten, blasend, unter Schwenken der Fahne, im huschenden Lichte der Fackeln in die Dunkelheit ab.

Der Oberstleutnant ruft: „Die Herren Offiziere!" Bald umstehen wir ihn im Kreise, und der alte Herr, der in der

„Ochsentour" die Stufenleiter bis zu den Raupen erklommen hat, der keine Ansprüche ans Leben macht, dem sein König, sein Vaterland, seine Familie Alles ist, der nie andre Interessen gekannt hat, der in eiserner Sparsamkeit im steten Einerlei der nie wechselnden Garnison grau geworden ist — wie spricht er nun zu uns? Seine Worte sind wie gehackt; sie kommen kurz und bestimmt. Aus seinen Augen leuchtet die herrliche Sonne der nüchternsten Pflichterfüllung, der Pflicht der Stunde. Er, der uns zuweilen auf dem Exerzierplatz durch seine Kleinigkeitskrämerei zur Verzweiflung gebracht hat, der in jeder Rede stecken blieb in den kleinen Gesellschaften, wo er zu sprechen hatte — jetzt klingt es scharf und schneidig.

„Meine Herren! Sie haben alle gehört, was uns der Unterhändler geboten, was er im Falle der Weigerung uns zu sagen hatte. Die Antwort, die ich ihm gab, war Ihrer aller Antwort, ohne daß ich Sie zu fragen brauchte. In einer Viertelstunde werden wir umzingelt sein. Treu bis in den Tod! Es lebe der König!"

Dann gab er uns allen dankend die Hand. Zu mir, der ich der Chef der dritten war, sagte er: „Die Kompagnie schickt einen Zug ins Schlößchen zum Vorstoß, wenns nötig tut. Sie werden diesen Zug begleiten, Herr Hauptmann; mit den beiden andern Zügen werde ich mich an der Scheune selbst aufstellen, um sie dahin zu werfen, wo die äußerste Gefahr ist."

Jeder eilte zu seinen Leuten. Eine Fluruhr im Herrenhause schlug in schrillem Ton die erste Stunde nach Mitternacht.

* * *

Ich hatte meinen Zug in die Säulenhalle — der Begriff Glasverbindung war verschwunden — postiert, zu der eine breite, wenige Stufen haltende, helle Marmortreppe führte. Wir konnten aus dieser Stellung in einem Sprung den Weg erreichen. Überall ödete schon die Verwüstung im

Hause; nicht um zu plündern, war hier gewütet worden, sondern um Möbel herauszuschleppen für die Unterlage der Bretter, und um nach Eßmitteln und Wein zu suchen. Zart wird dann natürlich nicht angefaßt.

Vor meinem Fuß ruhte ein Buch. Ich hob es auf: A circle of the arts and sciences. By William Johnson. London 1817. Ich schlug es auf und las, indem ich meine Zigarre erglühen ließ.

Mythologie:

Frage: Who was Jason?

Antwort: He was the son of Eason and Almede, and, at the persuasion of Pelias, undertook the Argonautic expedition to Colchis for the golden fleece, which he carried away, though it was guarded by bulls and breathed fire from their nostrils, and by a great and watchful . . .

Ich hatte das ganz aufmerksam gelesen, als wäre ich daheim in meinem Zimmer.

Jetzt! Nichts war zu hören, und doch wußte es jeder von uns: sie kommen! Und geräuschlos vollzog sich, im weiten Kreis, ihn immer enger schließend und näher auf uns losrückend, die völlige Umzingelung.

Jetzt! Nein, noch nicht. Stille des Grabes. Und doch, wir fühlen es in jedem Nerv: sie schleichen heran.

Hörner und Trommeln und Jauchzen und Geschrei. Die Mitrailleuse knattert dazwischen: es hört sich täuschend an wie vom Schiffsdeck in die Tiefe rasselnde Anker. Rrrrrrrt — Rrrrrrrt — Die Marseillaise im Hintergrund von tausend Instrumenten, von vielen Tausenden von Stimmen, und so, wie die Franzosen sie singen: Allons, enfants de la patri—i—e! Das „i" gellend, langaushaltend.

Und dann waren sie heran. Wir hatten meisterhaft Feuerzucht gehalten. Kein Schuß war vorher losgelassen. Schnellfeuer. Geknatter. Kampf um die Mauer. Sind sie im Garten? „Kerls, die Gewehre fest!" Und schon wollte ich hinunter springen, als ich Turkos sehe. Die schwarzen Gesichter stechen ab von der weißen Marmortreppe im matten Licht

der Sterne. Kurze geschlängelte Messer, Yatagans, umblitzen mich; Raubtierzähne fletschen. Afrika gegen Deutschland. Und Alles ein wirbelnder Kreis, in dem wütende Menschen, Blätter, Steine, Erde in ungeheuerm Tumult sind. Bald bin ich allein, bald helfe ich meinen Leuten, bald schlagen sie mich heraus.

Schon brennt es im Schlößchen. Und mitten im Treten und Getretenwerden, im Würgen und Gewürgtwerden denk ich plötzlich der Gräfin. Wie ich hinunter in den Keller gekommen bin, nie kann ichs sagen.

Die Wöchnerin liegt ohnmächtig auf Pelzen, neben ihr der schreiende Säugling; ihr Mann, diese Memme, betet knieend in einem Winkel. Ich vergesse die Todesangst in seinen Zügen nie und nimmermehr. Da drängen Turkos ein, blutbespritzt, beschmutzt, außer sich, Tiere. Schon beugt sich einer mit dem kurzen Flammenschwert über das Bett — aber ein schwerer bronzener Leuchter fliegt ihm dröhnend an die Stirn; er taumelt zurück. Eine alte Dame hat ihn geworfen, und als stände sie, eine Judith, auf Holofern, stellt sie den Fuß auf das Ungeheuer. Altes Tantchen, das war brav!

Leute von meinem Zuge sind um mich; wir schlagen die Schwarzen wieder hinaus. Aber es brennt ja, es brennt. „Vorwärts, die Frau und das Kind aufgehoben!" Und wie Zuckerpuppen so fein und behutsam nehmen zerrissene, zerdrückte, zerfetzte Uniformen die Beiden auf die Arme. Hinaus, hinaus. Es ist wie ein Zug um einen vielgeliebten, auf den Tod verwundeten König bis zur Scheune, unter prasselnden und stürzenden Balken, sorgsam, abwehrend in höchster Kraft, langsam, langsam und mit schnellsten Herzschlägen. „Meier, Jahn, Bergmann, Schönborn hierbleiben, Frau und Kind bewachen!" Ich hab es in zuckenden, gurgelnden Worten geschrien. Und wieder hinein in die Wogen. „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, den ganzen Tag Kartoffelsupp, Supp, Supp, Supp." Da ist es wieder, das Infanterie-Signal. „Vorwärts." Blast es mir am Sarg, und ich

überstürme die Engel, die mir den Himmel verwehren wollen.

Und zum zweiten Mal ist der tolle Angriff zurückgeworfen. Ich lehne mich wie ein Todmatter, wie ein Gleichgültiger, an ein Birnbäumchen; durch die lieben, trauten Blätter gelbt die Frucht. Senkt sich das Bäumchen auf mich? Umschlägt mich seine Krone? Wird es zum Schleier? Und ich sinke langsam nieder. Himmel und Erde sind mir eins geworden.

Der Garten des Todes.

Hab ich geschlafen? Nein, wirklich, hab ich geschlafen? Ich liege ganz grade ausgestreckt. Noch sind meine Augen geschlossen. Es ist Alles so still um mich. Jetzt öffne ich sie und schaue wieder in das Blätterdach meines Birnbäumchens. Mein Blick wandert, ohne daß ich den Kopf drehe, an den Zweigen vorbei in den Himmel. Unzählige rote Wölkchen stehn im Osten. Es ist die letzte keusche Minute vor Sonnenaufgang. Noch schweigt die Welt.

Mich auf die Knöchel meiner Hände stützend, erhebe ich mich zu sitzender Stellung und wende langsam links und wende langsam rechts die Stirn. Ich bin nicht im geringsten verwundet. Ich sehe nur die buntesten Farben durcheinander auf dem grünen Rasen. Da wach ich auf: denn dicht, dicht neben mir, starrt mich ein schwarzer Kopf an, dem der Schädel weit klaffend, tief gespalten ist. Der Körper des Turkos stemmt sich auf Kniee und Hände. Er ist tot. In dieser Stellung ist er liegen geblieben. Jetzt spring ich auf und bin völlig bei Sinnen wieder. Und ich gehe durch den Garten des Todes . . . Hier greift sich einer ans Herz, dort streckt einer die Arme vor; der hat die Finger gekrümmt, dieser ruht platt auf dem Leibe. Die Gesichter sind verzerrt, selten wie schmerzlos schlafend. Die Wunden durch Sprengstücke der Granaten sind die furchtbarsten: Beine und Arme sind oft weggerissen, Brust und Eingeweide stehn offen . . . Kleine weiße Schmetterlinge, wie sie an

schönen Sommertagen oft zu Hunderten fliegen vom frühesten Morgen an, gaukeln über die Gefallenen. Zuweilen lassen sie sich nieder auf das rote Blut; aber Rosen sind es nicht, und sie spielen weiter, abgehoben von roten Wunden, von grünen Zweigen, vom blauen Himmel — Alles Naturfarben. In einem Beet, das mit Kaiserlilien besetzt ist, finde ich meinen Freund, den Hauptmann der Zweiten. Er hat einige dieser stolzen Blumen im Fallen eingeknickt, einige biegen sich über ihn, wie ein Wiegendach; einige hat die Linke des Hauptmanns im Sturz herausgerissen aus dem Boden mit allen Wurzelchen. Und Hauptmann und Lilien welken; denn welk ist der Tod, und frisch ist nur das wurzelnde Leben, das Leben mit dem Fuß auf der Erde. Sein aschenfarbenes Gesicht (ein Granatstück hat die Brust zerrissen) ist, soll ich so sagen, ruhig ausgeklungen. Er hat keine Schmerzen gefühlt. Leb wohl, du Treuer.

Einige Schritte weiter hat der Tod den tapfern Feldgeistlichen ereilt; mitten ins Herz ging die Kugel. Einem Sterbenden hat er letzten Trost bringen wollen. Er ist über ihn, den unterdessen verblichenen, quer hingefallen. Noch umkrampft der Gottesmann ein kleines elfenbeinernes Kruzifix.

Kaum fünf Schritte von ihm kniet der Bataillonsarzt. Aber er ist nicht erschossen; nur eine tiefe Ohnmacht aus Überanstrengung hat ihn erfaßt. In seinen Händen hält er eine leinene Binde. Sein Kopf ist auf die Brust dessen gesunken, der nun keine Verbände mehr nötig hat.

Doch das Leben erwacht: ich sehe die toderschöpften Musketiere an der Mauer schlafen, schlafen in Krümmungen und Streckungen wie die Toten. Die Posten gehen wieder auf und ab auf den Brettern. Ich trete zu ihnen. Flüsternd frag ich, flüsternd antworten sie. Wen wollen wir nicht stören? Die Toten? Die Schlafenden?

Der Deckel des Erard ist aufgerissen; auf den gesprungenen Saiten treibt sich im Morgenwehen ein Notenblatt umher: La Calesera. Cancion Andaluza. Yradier.

* * *

Ich bin bei der Scheune. In dieser, an dieser finde ich die Verwundeten. Der Oberstleutnant ist schwer durch den Unterleib geschossen. Er lächelt mich unter furchtbaren Schmerzen heldenmütig an. Hier auch ist die Gräfin noch. Der Neugeborene hat ein Zuckerbeutelchen im Mäulchen. Irgend ein Muskotier hat das Wunder fertig gebracht. Die alte Tante, der die grauen Haare über die Schultern fallen, ist überall tätig. Bald bei ihrer Schwägerin, bald bei dem Säugling, bald bei den Verwundeten und Sterbenden, die sie tränkt und tröstet. Sie ist unermüdlich . . .

Meine Kompagnie umringt mich wieder. Ich bin jetzt vollständig zu mir gekommen. „Antreten, Abteilen, Feldwebel." Alles im Gange wie auf dem Kasernenhof. Auch die andern Kompagnieen ordnen sich. Wir nehmen die alten Plätze wieder ein an der Mauer. Ein dritter Angriff ist zu gewärtigen. Freilich: noch ein Vorstoß gegen uns, und das Häuflein hat den letzten Mann verloren.

Und wirklich ziehen neue feindliche Kolonnen heran. Nun aber lassen uns die Kameraden nicht im Stich. Von den Höhen steigen sie herab im blendenden Sonnenschein, Regiment neben Regiment. Alle Musiken spielen Märsche. Ein markerschütterndes Hurra entlassen unsere Kehlen. Immer näher, immer näher rücken sie, der Feind, der Freund. Und jetzt umdrängen die Unsrigen das Gehöft. Wir treffen mit ihnen zusammen. Vereint vorwärts ziehend, schicken wir die Franzosen in die Tore zurück.

Später dann half uns ein treuer Bundesgenosse, einer, den eingeschlossene Festungen nicht ganz gerne sehen: der alte Ruppsack Hunger.

Nächtlicher Angriff.

Viele Wochen schon hingen wir dem Feinde am Wimpernhaar: wir hatten in einem Teile des großen Ringes des Belagerungsheeres die Vorposten gegeben. Jeden dritten Tag und jede dritte Nacht standen wir auf Feldwache; in den dazwischen liegenden Nächten bezogen wir Alarmquartiere, oder lagen, Gewehr in Arm, in Gräben und hinter Mauern und Häusern.

Wie froh überraschte uns die Nachricht, daß wir, um einige Tage zu ruhen, auf kurze Zeit abgelöst werden sollten.

Noch an demselben Vormittag wurden wir zurückgenommen. Wir marschierten über den Fluß ans jenseitige Ufer. Auch andere Truppenteile wurden verschoben. Es war eine große Bewegung, die auch am folgenden Morgen noch nicht beendet schien.

Das Dorf Grand Mesnil ward uns als Capua angewiesen. Aber es war so überfüllt, daß wir Offiziere uns gleich für die erste Nacht Erdhütten in den Gärten bauen ließen. Die Nächte, es war im Anfang des Oktobers, waren nicht kalt, und seit einigen Tagen, nach Monaten, hatten wir herrliches Sommerwetter. So ließ es sich leben im Freien. Am folgenden Mittag, wieder schwamm Alles in Sonnenlicht, hatte einer unsrer Kompagnie-Offiziere eine Überraschung für uns. Als wir uns um eine große leere Rosinenkiste zu Tisch setzten, erschien er mit einer Schüssel voll dampfendem Reis mit Curry und Parmesankäse. Den Parmesankäse hatte ihm, in aufeinanderfolgenden Briefumschlägen, seine Frau gesandt. Ja, das war wirklich eine Überraschung. Freilich, freilich, das Rindfleisch, das daneben stand . . . Aber das ist unwichtig für heute; haben wir doch den Genuß, Reis mit Curry und Parmesankäse essen zu können. Die vor uns stehenden Becher und Gläser sind gefüllt mit jenem vortrefflichen roten französischen Landwein, der Tausende von unsern Leuten in Frankreich gesund erhalten hat.

„Also, meine Herren," erhob sich unser Hauptmann, „es lebe der Spender! Und nun nicht mehr gefackelt."

Schon war die Verteilung der verlockenden Speise auf den Tellern erfolgt, schon wollten wir die Gabeln ihre Stech-, Hebe- und Hol-Übungen beginnen lassen, als sich plötzlich, die nächsten Häuser hatten ihn uns verborgen, an unsrer Schüssel der Divisionsgeneral und einer seiner Generalstabsoffiziere, wie aus der Erde gewachsen, zeigten.

Wir sprangen von den Sitzen und legten die Hand an die Mütze. Der Hauptmann meldete.

„Was, wie," rief der General drollig, „Reis mit Curry. Das ist ja etwas Köstliches. Meine Herren, meinem Adjutanten und mir nur eine Gabel; dann wollen wir wie die Schatten wieder von dannen reiten."

Das Gericht stand in solcher Menge vor uns, daß wir die Herren baten, unter allen Umständen unsre Gäste bleiben zu wollen. Gleich darauf saßen sie zwischen uns.

Der General erzählte, daß er während eines zweijährigen Kommandos in Indien erst erfahren habe, was aus Reis zu machen sei. Wir in Deutschland hätten auch nicht eine Ahnung von der Zubereitung dieses vornehmen Korns.

Unser Divisionsgeneral blieb auch nach dem Essen bei uns. Er sah in die Berge, in die Ferne, und es klang eigentümlich, grade von ihm die Worte zu hören:

„Und nun schauen Sie hinauf, meine Herren, in all den Frieden. Die Sonne kocht Alles zur letzten Reife; und wenn wir eine lebhafte Vorstellung hätten, könnten wir von jenen glänzenden Höhen einen Bachantenzug in seiner ganzen friedlichen Wildheit zu uns herab tanzen und tänzeln sehen."

Wir alle, mit ernsten Gesichtern, ohne ein Wort zu sprechen, richteten in die erhellten Felsspalten, auf die von den blendenden Bergen in die Täler führenden staubweißen Landstraßen unsre Augen. Daß unsre Mannschaften unter großem Hallo und Gelächter in allen Gärten und Höfen, an allen Ecken und Hecken gründliche Waschungen ihrer Körper und

ihrer Sachen vornahmen, erhöhte nur den Frieden. Der General, noch immer in die Weite starrend, wies mir sein Profil. Sein kleiner Kopf schien der eines Vogels zu sein. Über recht häßlichen breiten Lippen hing, ganz nach Chinesenart, ein langer, dünner, weißblonder Schnurrbart. Von einem Kinn konnte kaum die Rede sein. Die Nase war groß, knorpelig. Über herrlichen, klugen, hellblauen, blitzenden Falkenaugen wölbte sich eine ungeheure Stirn. So unregelmäßig sein Haupt, so unregelmäßig schien der ganze Mann gebaut zu sein. Zu dem kleinen, schwachen, schwanken, schlanken Körper stimmten die zierlichsten Füße, aber nicht die außergewöhnlich großen, breiten, plumpen Hände. Es waren wahre Bäckerfäuste.

Der General galt als einer der tüchtigsten des Heeres. Mit dem weichen Gemüt eines zwölfjährigen Mädchens verband er eine Zähigkeit im Aufhalten und Aushalten, verband er ein unwiderstehliches Vorwärts, das ihm die Herzen Aller zuwandte. Für seine Leute sorgte er unermüdlich.

Sonst, glaub ich, in Friedenszeiten war er ein einsamer Mensch. Als Shakespearekenner hatte er einen Namen. Im übrigen ging er still seinen Weg. Er war eine außergewöhnliche Erscheinung.

Noch immer genossen wir, ohne zu sprechen, den köstlichen Friedenshauch.

Da . . . wir springen alle zugleich auf . . . das lebhafteste Gewehrfeuer . . . in einer guten Stunde etwa vor uns, nach Westen . . . Das Feuer nimmt von Sekunde zu Sekunde zu. Es hört sich ganz genau so an, als wenn sich in der Ferne auf einem Weltmeerschiff ein Segel losgerissen hat und nun wie toll im Sturme flattert und rollt.

Wir lösen unsre Krimstecher aus den Futteralen und beginnen eifrig nach Westen zu gucken. Kein Rauch, kein Dampf, nichts zeigte sich.

Der Divisionsgeneral wendet sich ernst zu uns:

„Meine Vermutungen werden sich bestätigen, meine Herren. Es ist ein überraschender Angriff der Franzosen auf das Dorf Maretz. Sie kennen den Ort von Ihren Karten her. Ich war gestern persönlich dort, um so viel wie möglich mit eignen Augen zu sehen. Vor dem lang von Norden nach Süden gestreckten Nest liegt ‚Der versenkte Teufel'. Wahrscheinlich früher römische Wasserleitung, ist es seit Jahrhunderten zu einem unterirdischen Platz ausgewühlt, wo Tausende sich heimlich versammeln können. ‚Der versenkte Teufel' sieht aus wie ein einziger, riesiger, ganz platter Grabstein.

Von hier aus wird der Angriff auf Maretz mit erdrückender Macht geschehen sein. Der Feind hat die dortige Truppenverschiebung und die hiermit selbstverständlich verbundene kleine Unordnung benutzt. Nimmt er Maretz, so wird unsre Division, als die nächste frische, es noch heute Abend anzugreifen und wieder zu nehmen haben. Ich selbst würde, ohne zu zaudern, den Befehl geben."

Das Gewehrgeschnatter dauerte in gleicher Stärke fort, nur hörten wir nördlich und südlich von Maretz hinzutretendes. Auch einzelne Granatschüsse klangen schon dazwischen.

Wir umstanden im Halbkreis den General, der finster und tiefernst, auf seinen Reitersäbel gestützt, nach vorn schaute.

Nun wandte er sich noch einmal zu uns:

„Das Nachtgefecht ist das schlimmste aller Gefechte. Wenn irgend, ist es zu vermeiden. Wenn nicht: nun, dann allewege vorwärts! bei Tage und bei Nacht . . . Die Division wird in einer Stunde bei Grand Mesnil versammelt sein, und dann gilt nur das alte Kameradenwort: Auf den Kanonenschuß los!"

Plötzlich erschienen unser Brigadegeneral und sein Adjutant.

Der Divisionsgeneral konnte nun gleich, wenigstens dem einen seiner Untergenerale, persönlich seine Befehle geben.

Eilig stürzte ein Sergeant von der Telegraphenabteilung heran, blieb vor dem Divisionär stehen und meldete:

„Seine Königliche Hoheit wünschen mit Euer Exzellenz durch den Draht zu sprechen.“

Sofort entfernte sich, uns die Hand zum Abschied reichend, der General.

Meine Uhr zeigte dreizehn Minuten nach fünf. Die Sonne war im Begriff ins Meer zu zischen. Sie ging unter wie eine große vollgesogene Blutblase.

Der muntre Lärm bei unsern Leuten war längst verstummt. Alle wußten, ohne daß der Befehl schon gegeben war, daß sie in kurzer Zeit anzutreten hätten, um auf das Mordfeuer loszumarschieren. So war es nur noch ein stummes, hastiges Gewimmel.

Und zehn Minuten nach sechs Uhr stand unsre Division in Rendezvous-Stellung bei Grand Mesnil.

Das Feuer vor uns war eingeschlafen.

Die Nacht war völlig hereingebrochen. Ein winterfunkelnder Sternenhimmel glitzerte auf uns herab. Wir hatten Neumond, und dieser ging erst am andern Morgen um fünf Uhr siebenunddreißig Minuten auf. Wir hatten also auf ihn als Lichtgeber nicht zu rechnen. Wir werden nur die Sterne als Zuschauer haben.

* * *

Zuerst zogen wir, Regiment nach Regiment, wie mitten im Frieden, auf der Landstraße nach Westen.

Jedem der ganzen Division war eingeschärft: kein Wort zu sprechen, keinen Schuß zu tun, ehe wir den Feind, Mann gegen Mann, erreicht hätten.

Nach halbstündigem Marsch: Halt.

Wir entwickelten uns südlich von der Landstraße in Kompagniekolonnen nebeneinander mit dreißig Schritt Zwischenraum; nördlich von der Straße stand das Schwesterregiment.

Die zweite Brigade folgte als Reserve. Hinter dieser schoben sich zwei neue Divisionen heran. Es galt den Erstickungstod für Maretz.

Unser Auge hatte sich an die sternenhelle Nacht gewöhnt. Die Auseinanderfaltung zu Kompagniekolonnen ging ausgezeichnet, wie auf dem Exerzierplatz. Die Kommandos durften nur schwach gegeben werden. Eine Stunde hatten wir gebraucht. Nun war Alles fertig, und wir traten den Todesgang an.

An ein Gerichtetsein der langen Linie war natürlich nicht zu denken, zumal kein Kommando von nun an gegeben werden durfte. Dennoch schwankte sich Alles immer wieder nebeneinander zurecht; wir wurden nicht auseinandergerissen.

Die Hauptleute gingen ihren Kompagnieen voran; wir Leutnants gingen an den Flügeln unsrer Züge. Wir marschierten mit Gewehr über.

Wie lange noch? Wann werden wir unser Ziel erreicht haben? Ich werde diesen unsern Schattenmarsch niemals vergessen können. Kein Wort, kein Kommando, nur immer gradaus.

Da sahen wir plötzlich glimmende Dächer.

Also angekommen. Kaum zehn Minuten noch. Erreichen wir Maretz unbemerkt?

Schon sind wir wieder sieben bis acht Minuten vorwärts gegangen, da sehen wir die schwarzen Umrisse der Bäume und Gebäude. Es ist beim Feinde totenstill. Sollte er . . .

Plötzlich wiehert im Dorf ein Pferd durch alle Register durch. Dann, gleich darauf, ein einziger, hochtöniger, unendlich langgezogener Hornstoß, und . . . alle Sterne fallen auf uns nieder: Flammen, Raketen, Blitze, die Sonnen des Weltalls spritzen uns an. In einer Minute wälzen sich Hunderte von uns auf der Erde.

Nun oder niemals!

Die Offiziere schreien durch den Höllenlärm: „Zur Attacke Gewehr rechts! Fällt das Gewehr! Marsch, Marsch! Hurra!" . . . und wir stürmen vorwärts mit schlagenden Trommlern und wütenden Hörnern, immer nur vorwärts! Wir sind am Dorfrand, in den Gärten. Vorwärts, vorwärts!

Aber hier ist uns Halt geboten. Ein furchtbares Ringen beginnt; Mann gegen Mann. Wir schlagen uns mit der Kaiserlichen Garde.

Nur nicht wieder zurückgeworfen! Das ist der einzige Gedanke, der jeden von uns beseelt, die wir in diesem Augenblick wie die Panther brüllen und beißen und kratzen.

Schon brennt es wieder hier und da. Die Flammen geben uns Licht.

Da tröstet an unser Ohr das Vorwärts der Hörner. Wir hören die beiden ewig gleichen, das Blut siedend machenden Töne Plum—bum der Trommel. Tausend Hörner, tausend Trommeln. Es sind die Reserven, die den Dorfrand erreichen.

Maretz kann uns nicht mehr verloren gehn.

Die Uhr zeigt auf Mitternacht.

* * *

Wie ich die Nacht durchlebte, was ich durchlebte, weiß ich nicht mehr. Nur weniges steht klar vor mir.

Alles ist durcheinander. Mannschaften fremder Regimenter, wo sie führerlos geworden sind, gruppieren sich um den nächsten Offizier oder Unteroffizier. Trupps von dreißig, vierzig Leuten werden zuweilen von einem Gefreiten befehligt. Dort stürmt ein Stabsoffizier mit hochgeschwungenem Degen, mit fliegender Schärpenquaste. Kaum zwei Mann folgen; im nächsten Augenblick haben sich ihm schon fünfzig, sechzig angeschlossen. Da trifft den Tapfern die Kugel ins Herz.

Und immer weitere Hilfstruppen drängen nach.

Schon nähern sich die beiden frischen Divisionen.

Der Feind, die Kaiserliche Garde, wehrt sich wie der Löwe. Haus für Haus, Türe für Türe, Fenster für Fenster muß erobert werden.

Um ein Uhr morgens ist Maretz unser. Was noch von französischen Soldaten im Dorf ist, wird gefangen. Der Rest hat sich in den „Versenkten Teufel" zurückgezogen.

Ich muß einmal in die Höhe schauen, den Stern suchen, der genau über uns steht. Hab ich ihn? Ist es jener mattglänzende, der jede Sekunde vor Müdigkeit die Augen schließen will? Und es dampft, es brodelt, es schreit, es wimmert, es betet, es stöhnt zu ihm hinauf. Wie gleichgiltig ihm das ist.

An irgend welche Ordnung ist vor Tagesanbruch nicht zu denken. Aber es tritt allmählich Ruhe ein. Das Schießen hört auf. Nur ab und zu knatterts noch: irgend ein überraschter Trupp wehrt sich. Aber immer schnell ist das Feuern wieder zu Ende.

Gegen Morgen will ich an einem brennenden Hause vorbei, um an den westlichen Rand des Dorfes zu gelangen. Als ich in den Garten trete, sehe ich eine Gruppe wie aus einem Wachsfigurenzimmer: sechs, sieben französische Infanteristen, die an dem noch flackernden Feuer geruht haben, sind hier von den Unsrigen überrascht worden. Da sie zu ihren Gewehren gegriffen haben werden, statt sich zu ergeben, wurden sie sofort niedergeschossen. Nun liegen und sitzen sie in der Lage um die qualmenden Holzscheite, in der die tödliche Kugel sie traf.

Neben ihnen, als wenn er den Durchbruch durch die Hecke habe erzwingen wollen, sein Gesicht ist mir zugewandt, das Haupt ein wenig nach hinten gesunken, ist ein alter Sergeant-Major der Garde-Zuaven zusammengebrochen. Sein silberweißer Bart hängt ihm bis zum Gürtel. Die Ehrenzeichen aus der Krim, von Solferino und Magenta, aus China und Mexiko schmücken die goldverschnörkelte dunkelblaue Jacke. Dieser Alte umfaßt mit dem rechten Arm einen blutjungen Offizier, der seine Hände dem Sergeant-Major um den Hals gelegt hat. Sein bleiches Antlitz ist umflossen von dem langen Barte des Garde-Zuaven. Die Linke des alten Gardisten hat sich mit gekrümmtesten Fingern in die Dornen gekrampft.

Neben diesen, den Kopf lächelnd an eine Mauer gelegt, schläft den Todesschlaf ein noch sehr junger Unteroffizier

meines Regiments. Noch hat der Vampyr Tod die frischen, roten Wangen nicht ausgesogen. Es ist ein Gesicht „wie Milch und Blut". Seine linke Hand hat im Sturz einen vollen Rosenstrauch ergriffen und diesen auf die Brust herabgezogen.

Wie unwillkürlich schlug mein Auge zum Himmel auf. Da stand die unendlich feine blaugelbe Sichel des ersten zunehmenden Mondes.

Nun wollte ich weiter, als sich eine schwere Hand auf meine Schulter legte. Es war die Hand meines Divisionsgenerals:

„Ich sah, wie Sie eben nach oben schauten. Es war Ihr stiller Wunsch: wäre diese grauenhafte Nacht vorbei. Ich spreche ihn mit Ihnen aus. Aber Aushalten, Aushalten.

Um ein Uhr diese Nacht telegraphierte ich Seiner Königlichen Hoheit, daß Maretz unser sei. Wir müssen nun unsre letzte Anstrengung daran setzen, einen etwaigen Angriff vom ‚Versenkten Teufel' her abzuwehren in den Frühstunden. Aber sie kommen nicht. Trotzdem Vorsicht. Sowie der Morgen graut, wird das Erste sein, die Verwundeten wegzubringen. Es stehen schon dreihundert Krankenwagen hinter Maretz, die ich herantelegraphiert habe. Ebenso eilen uns von allen Seiten Ärzte zu. In Grand Mesnil wird der große Verbandplatz sein.

Dann aber müssen sich die Regimenter und Brigaden sammeln. Es ist noch Alles durcheinander. Möge, mein lieber junger Kamerad, dieser nächtliche Angriff der erste und letzte sein, den Sie mitgemacht haben. Ordnen Sie ihn niemals an, wenn nicht, wie in diesem Falle, die Pflicht es streng gebietet."

* * *

Ich stehe bald vorn am westlichen Rande. Mann an Mann drängt sich dicht bei dicht mit fertig gemachten Gewehren. Eine herangeholte Batterie hat ihre Geschütze,

mit Kartätschen geladen, vereinzelt hingestellt, wo der beste Platz zu sein scheint.

Es dämmert, ein äußerst kühler Ostwind umweht uns fünf Minuten eisig. Die Morgenröte. Die Sonne. Und die Sonne, die Sonne bescheint ein gräßlich Bild — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Krankenwagen auf Krankenwagen, mit den leichtesten C-Federn, fährt in Maretz ein. Wie in den Backofen werden die Verwundeten hineingeschoben. Jeder Wagen kann zwei beherbergen. Die möglichste Schonung wird angewandt. Die Ärzte sind, mit aufgekrämpelten Ärmeln oder gar rockbar, an der Arbeit. Wenn irgend angängig, wird das weitere für den Verbandplatz verspart.

Nun sammeln sich die Truppenteile.

Am Nachmittag um vier Uhr steht meine Division eine Stunde hinter Grand Mesnil. Eine Woche Ruhe ist uns versprochen.

Den nächsten Morgen belobt ein Tagesbefehl unsre Division. Der Divisionsgeneral selbst reitet von Bataillon zu Bataillon, um einige kurze, warme, zündende Dankesworte zu sagen.

Pedd di man nich up'n Slips, Johann.

Ich stehe am Eingang eines weitläufigen Eisenbahngebäudes. In meiner Nähe sind unbeschäftigte Kofferträger, Arbeiter, Droschkenkutscher, ein Straßenbahnführer, ein schwarzgesichtiger Schlosserlehrling mit seinem Werkzeug in der Linken, ein alter krummbeiniger, über und über bekleckster Maurergeselle um einen Wagenschieber versammelt. Auch einige Steinbrücker (Pflastersteinrammer), die grade Pause machen, treten heran. Der Wagenschieber erzählt eine mordsmäßig grausige Geschichte. Alles horcht gespannt. Er bramarbasiert und übertreibt augenscheinlich außerordentlich. Ich trete unbemerkt näher und näher. Er erzählt von seinen Heldentaten bei Sedan. Nun hör ich: „Ick harr Napolium all in de Hand. Da käm up'n groten gelen Hingst Marx Morian (Mac Mahon) anjogt, und seggt to mi, he sprek nämlich hochdütsch: Wüst du wull denn hogen Herrn sufrieden lassen. Wat, segg ick to Marx Morian" (und der Erzähler hebt drohend die rechte Faust), „Du wiß mi wat wiesen?" Da sagt plötzlich trocken einer der Umstehenden, ihm auf die Schulter klopfend: „Pedd di man nich up'n Slips, Johann." Der Wagenschieber schweigt, sieht den Unterbrecher dumm an . . . und der ganze Kreis lacht aus vollem Halse. Und die große Schalltrommel des Tages dröhnt, und Alle gehen wieder, immer noch lachend, an die Arbeit.

Der Siegesbote von Marathon.

Heute, am heißen Septembertage, auf der Jagd, legte ich mich in der Nähe eines kleinen raschfließenden Flusses unter den Schatten eines Knicks. Ich wollte mich abkühlen, um dann ein Bad zu nehmen. Aber ich schlief ein.

Plötzlich erwache ich durch Gelächter, Rufen, Geplätscher. Vor mir sehe ich fünf, sechs junge Männer, fast Knaben noch, in die Welle gehn. Wie sie sich herumtummeln im Wasser, sich tauchen, sich zu haschen suchen, schwimmen, sich bespritzen, Kunststücke machen. Es ist ein Vergnügen, sie zu beobachten. Nun steigt einer von ihnen ans Ufer und läuft am Rande des Stromes, verfolgt von den jubelndsten Neckereien seiner Kameraden. Er läuft und läuft. Will er sich in der Sonne, in der Luft trocknen? Gleichviel, er läuft. Nun macht er Kehrt; immer derselbe gleichmäßige Lauf. Die Unterarme stehn im rechten Winkel zu den Oberarmen, sein Kopf ist leicht vorgebeugt, er trinkt die Luft; seine Fersen schlagen ihm fast den Rücken.

Jetzt hält er die rechte Hand hoch, wie der Merkur von Giovanni da Bologna. Bin ich im alten Griechenland? Ist es der Siegesbote von Marathon auf dem Wege nach Athen?

Aus einem Gespräch.

Ist es nicht köstlich, ganz köstlich: langsam, in dicken hohen Wasserstiefeln, mit aufgeschlagnem Kragen durch den Frühlingsregen, der lotrecht herunter fällt, zu gehen, zu schlendern? Es ist völlig windstill; die Tropfen an den nackten Zweigen müssen erst sehr schwer werden, ehe sie sich lösen. Die Erde ist quappsig, sie bleibt an den Sohlen. Noch zeigt sich der letzte Schnee an den Knicks, schwarzbraun durch den Regen. Die Felder liegen noch brach. Sie erwarten das einfallende Saatkorn. Die Schollen schließen es ein, es wächst, es zeigt das Köpfchen, es wird immer länger, die Julisonne bräunt es, füllt es; nachts im heißen August hebt das Erntekind die silberne Stirn aus dem Roggen, aus dem Weizen, aus der Gerste . . . Der Schnitter kommt: sonst fiele der Same aus, um von neuem zu befruchten. Geborenwerden und Sterben. Ach, du alte Mutter Erde.

Ich trete in einen Erlenbusch, der mit Birken durchsetzt ist. Beide Arten liebe ich. Sie haben nichts Prunkendes; die weiße, zarte, oft zierliche Birke etwas Keusches. Ich ziehe ein wenig die Schultern hoch, denn ich habe den doppelten Tropfenfall auszuhalten: der zweite kommt von den Ästen.

Und dieser feuchte kräftige Erdgeruch.

Mich an ein nasses, weißes Stämmchen lehnend, schau ich in die weite Ferne vor mir. Es ist nichts Erhabnes, keine Berge, keine Schlösser. Aber Alles ist, sag ich richtig, gut und lieb. Durch die Regenbeleuchtung ist es klar. Die Wälder dämmern überall. Irgendwo steigt ein Rauch auf, meilenfern. Die Frühjahrswasser blinken wie zahllose Seen. Einzelne Kirchtürme der Dörfer sind sichtbar. Menschen auch dort. Menschen mit schlagenden Herzen, mit gebückten Nacken, mit von der Arbeit geborstnen Frosthänden, mit alledem, was uns allen gemeinsam ist.

Es rauscht über mir; kleine Zweige brechen und fallen zur Erde. Zwei Kolkraben umfliegen sich, wollen bäumen, verjagen sich gegenseitig. Nun sitzt der eine, krächzt,

indem er unaufhörlich den Hals in Schwung bringt, den Schwanz spreitet, dann wütende Schnabelhiebe auf den Ast austeilt, auf dem er anhakt. Da ist der andre wieder. Wie die Augen glänzen! wie sie auf einander mit den furchtbaren Schnäbeln losgehn. Ah so, die Liebe. Natur, Natur.

Ich bin roh genug, die beiden großen schönen Vögel durch Händeklatschen zu verscheuchen. Ein herrisches Gefühl hat mich dazu getrieben: ich will Ruhe haben.

Aber wie Hohn auf den plumpen Menschen ist es, daß im gleichen Augenblick zwei Buchfinken ansetzen: hört der eine auf, beginnt der andere: Eifersucht. In der Mitte sitzt die Finkin, dreht sich, putzt sich, wartet. Ich muß lachen. Natur, Natur. In unendlicher Weite fällt ein Schuß, kaum ist der Knall zu hören; die schwere drückende Luft dämpft den Schall.

Der Regen hört auf. Ich wandre, schlendre, mein Stock schleift hinter mir her; nun hab ich ein andres Wäldchen erreicht. Die Aussicht ist ähnlich: große Überschwemmung. Die Deiche, auf denen, fein gegen den Himmel ausgeschnitten, Liliputaner gehen; Busch, Wälder, Bauernhäuser spiegeln sich im Wasser. Große Stille. Es ist so still, daß allerlei Geräusch aus der Ferne an mein Ohr schlägt: Hähnekrähen, die Kiebitze, Hundegebell, das Weinen (mit Zwischenräumen) eines Kindes von einem Gehöft her. Ein neben mir liegender großer Haufen Schnee dampft; er ist so lange ungeschmolzen geblieben, weil ihn ein starker Hainbusch, dessen Blätter noch vom vorigen Sommer nicht abgefallen sind, geschützt hat.

In dem Tälchen vor mir sehe ich ein Bauernweib. Sie dreht mir den Rücken zu. Tief gebückt, buddelt sie etwas aus der Erde, Kartoffeln, Rüben, oder was immer hier hat den Winter überdauern müssen. Ein junger Bauer schleicht heran und begrüßt sie mit einem tüchtigen Handschlag. Erschrocken sieht sie sich um, bricht sofort in ein derbes Gelächter aus. Der Galan nimmt sie in die starken Arme, und aneinander geschmiegt gehen die Beiden einem dichten Tannenwäldchen zu, durch das ein schmaler Weg nach dem

Dorfe führt. Natur, Natur. Ob Frau von Hohenstiefel das Pärchen unter die berühmten Liebespaare aufgenommen hat, weiß ich nicht. Aber ah: über mir, nicht zu hoch, stürmt eine Schar wilder Gänse mit wüstem Gekrächz. Wenn ich ziehende wilde Gänse sehe und höre, überfällt es mich immer mit toller Sehnsucht: Freiheit, Freiheit. Ihr Schreien, ihr Rufen, ihr rascher Flug ist nur die Sehnsucht nach Futter. Natur, Natur. Der Hunger und die Liebe, sagt Schiller.

Atemlos kommt ein kleiner Bursche mit heißen Backen auf mich zugelaufen. In der Rechten hält er ein Papier. Es ist eine Depesche für mich, die mein Gastgeber, ein Gutsbesitzer, bei dem ich seit acht Tagen der Schnepfenjagd wegen zu Besuch bin, mir herausgeschickt hat.

Leider zwingt mich das Telegramm, sofort abzufahren, um auf der kleinen Eisenbahnhaltestelle den nächsten Zug abzuwarten, der mich wieder nach der großen Stadt zurückführen soll.

Es ist recht ärgerlich. Noch gestern hatten wir einen so unterhaltenden Abend am Kamin gehabt. Es war auch, unglaublich, von der deutschen Literatur die Rede gewesen. Ich lachte, als ich an die Äußerung eines jungen, rotbackigen Gutsbesitzers aus der Nachbarschaft zurückdachte. „Ah was," hatte er gesagt, „ich lese nicht viel. Aber was man so in den Kauf nehmen muß in Zeitschriften und Zeitungen, ist ja das ewige Geschwätz über Idealismus und Realismus. Ich denke mir die Sache ganz einfach: Die Idealisten sind die Kerls mit Fischblut, die Realisten sind die Kerls, die die Mädels gern haben." Stürmische Heiterkeit.

Auf der Haltestelle hörte ich zu meinem Schrecken, daß ich bis zum andern Morgen warten müsse. Noch einmal zu meinem Freunde zurückzufahren, war der Weg zu lang. So trank ich denn mit dem Wirte Grogk und ging früh zur Ruhe.

„Also, Kellner, ich kann sicher sein, daß die Nebenstube diese Nacht nicht benutzt wird? Sie haben kein Zimmer, das nur einen Eingang hat?"

„Herr Graf können versichert sein, daß die Nebenstube nicht besetzt wird. Der Nachtzug, der hier hält, bringt fast niemals Gäste."

„Gut. Wollen Sie nicht vergessen, daß ich rechtzeitig geweckt werde."

Ich sah mich um in dem kleinen Raum. Die gleiche Nüchternheit wie in allen ähnlichen Wirtshäusern. Über einem uralten Klavier, dem vorne vor den Tasten eine Taube von nachgeahmtem Glanzstein höchst geschmackvoll und „sinnig" (beliebtes Kritikerwort) eingegraben war, hing ein Fünfgroschenbild: Eine Unschuld hielt ein Lämmchen in den Armen. Um beider Hals schien ein gleiches Kettchen zu hängen. Darunter war gedruckt:

Dies ist die liebe Mimi mein,
Bald wird es wohl mein Bräutchen sein.

Auf dem Deckel stand eine große Tasse mit der liebenswürdigen Inschrift:

Ein schöner Bart, ein schöner Mann,
Nimmt diese Tasse freundlich an.

Auf dem Deckel fand ich auch, zerstreut, zerrissene Noten. Es waren Lieder von Abt und Kücken, diesen beiden für mich Fürchterlichen. Die versteht das „Volk". Aber Brahms, Schumann, Robert Franz? Wann werden diese im „Volk" gesungen? Ist das „Volk" jene „Seid umschlungen, Millionen"-Abt-Kücken-Herde? ist das „Volk" jene „mit Läusen besetzte" Masse Shakespeares? Die wenigen Menschen, die für das „Volk" Mitleid besaßen und besitzen, sind auf Thronen wie in Ställen und Werkstätten geboren; nur diese wissen, was „das Volk" heißt. Und in tiefer, tiefer Liebe zum Volk finden wir wohl ein Lächeln bei ihnen: halb Humor, halb unendliches Mitleid: Bleibt bei Abt-Kücken, das Andre versteht ihr nicht. Bei Abt-Kücken seid ihr glücklich.

Noch während ich mich entkleidete, dachte ich über den Begriff „Volk" nach, ob es je auch nur annähernd eine Mög-

lichkeit geben würde, daß das „Volk" das bekannte Huhn im Topf hat, nicht nur Sonntags, sondern alle Tage. Unmöglich, unmöglich; wir sind ja Menschen, einander auffressende Menschen. Allgemeine Liebe, unmöglich; also Unsinn, Unsinn.

Vor meinem Fenster hatten sich zwei Weiber aufgestellt, die sich in ein endloses Gespräch vertieften. Das war ja schrecklich; ich konnte nicht einschlafen. Nun sagte die eine: „Nä, denn (den) meen'k ja nich; dat is ja Hans ut Fiefbargen. Ick meen Hans mi de lütte Muusplacken" (Muttermal).

Meine Geduld war zu Ende. Mir fiel ein Fähnrichsstreich ein. Ich zog mein Hemd über den Kopf und machte lange Ärmel. Dann trat ich ans Fenster. Bald entdeckten mich die Redseligen und stoben mit furchtbarem Geschrei auseinander. Ein zu empfehlendes Mittel.

Kaum aber hatte ich die Augen geschlossen, als der Kellner mit zwei Gästen ins Nebenzimmer trat. Der Nachtzug hatte also doch auf dem Haltepunkt Reisende abgegeben. Ich fluchte innerlich. Aber was half es.

Die beiden Männer, denen vom Kellner, wie ich merkte, Wein hingestellt war, hatten, eifrig sprechend, im Sofa Platz genommen. Bald schienen sie in ihren Ansichten übereinzustimmen und glitten wie ein paar Balken nebeneinander den Strom hinunter, bald wurden sie heftig und stößig wie zwei eifersüchtige Ziegenböcke. Da sie keine Geheimnisse redeten, so störte ich sie nicht; ja, ihre gegenseitigen Meinungen vom Leben, von so vielem im Leben, ließen mich ruhig zuhören. Der gute Gabelsberg sprang in meine Bleifeder, und ich schrieb ihnen nach.

Am andern Morgen, Schneeverwehungen hatten plötzlich unser aller Weiterreise verhindert, traf ich die beiden Herren im Gastzimmer und machte mich ihnen bekannt.

Der eine von ihnen, ein Geheimrat, (wie man zu sagen pflegt, ein „hohes Tier") — ich bin nicht recht klar geworden, welchem Zweige des öffentlichen Lebens er angehörte — hatte in der Umgebung, in den kleinen Städten, zu „revidieren",

vielleicht die Amtsgerichte, Schulen oder Landratsämter, was weiß ich. Der andre, wie er mir erzählte, hatte nach langen Jahren diesen seinen Freund wieder aufgesucht. Er hatte ihn mit der Reisetasche in der Hand gefunden und war nun gleich mit ihm hierher gefahren. Es schien mir ein sogenannter „Weltbummler" zu sein. Beide waren würdige Herren, die das Leben kennen gelernt hatten.

Während ihrer Auseinandersetzungen nachts hatte ich im Stillen bald diesem, bald jenem Recht geben müssen; bald auch konnte ich mit keinem von ihnen übereinstimmen.

* * *

„. . . nun ja, das kannst du dir denken. Ich war kaum einige Tage auf meinem alten, lieben Wittenhuus angekommen, als meine Liebe wieder zum Vorschein kam. Ich schrieb also, nein, ich telegraphierte meinem Buchhändler: ‚Senden Sie mir umgehend das, was zur Zeit in Deutschland gelesen wird. Ich war sechs Jahre draußen.' Bald darauf erschienen ungeheure Ballen mit Büchern. Und ich fing an zu lesen. Aber eins nach dem andern flog an den Ofen. Ich schrieb wieder meinem Buchhändler: ‚Das ist ja alles unerhörter Wischwasch, das albernste Zeug, das ich je gelesen habe. Senden Sie Besseres.' Du kannst dir vorstellen: vor sechs Monaten wieder im Vaterland angelangt, wollte ich mich wieder anschmiegen an die alten Verhältnisse. Und nun diese Bücher! Das letzte Jahr habe ich, um Büffel und Bären zu jagen, bei den Kamatches gelebt. Weiber, so viel ich haben wollte; der reine Salomo. Und diese prächtige Gesundheit dabei: immer im Zelt, im Wald. Und nun lese ich s o l c h e Bücher. Wie hab ich gelacht.

Nach kurzem traf die neue Sendung ein. Mein Buchhändler schrieb: ‚Mitfolgend das M o d e r n s t e. 16., 20., 27. Auflage.' Nun, ich fing wieder an zu lesen. Es waren langweilige Rittergeschichten und historische Romane. Wie, was? Das ist ja ekelhaftes Schüsselwasser. Ich antwortete: ‚Halten Sie mich denn für eine alte Tante, für einen Düten-

dreher, für eine Geheimratstochter? Das ist ja alles Lüge, Lüge, Lüge, was ich jetzt in Händen habe.'

Ich wurde ärgerlich: ‚Ich bitte um Gedichte.' Einige Tage darauf stehe ich mit meinem Verwalter an den Schweineställen, gewissermaßen in der Jauche. Wir beide, über und über beschmutzt, waren eben zurückgekehrt von meinem Tüt-Moor, wo wir nach Goldregenpfeifern ausgesehen hatten. ‚Was ist das, lieber Frahm,' fragte ich plötzlich, ‚der Himmel verfinstert sich ja zusehends?' Wir konnten es nicht begreifen. Vielleicht eine Sonnenfinsternis? Ah, sieh da! Unaufhörlich hintereinander, bis an die Wolken verpackt, rollte Wagen auf Wagen heran: die deutsche Lyrik! ‚Rosen und Veilchen', ‚Das süße Maßliebchen', ‚Die Lilie im Tau', ‚Nelken verwelken', ‚Perlen und Saphire', ‚Sternlein hold' usw. usw. bis ins Unabsehbare. Merkwürdig: wie bei Brause- oder Düngerfuhren lief das Wasser nur immer so ab bei jedem Wagen. Merkwürdig, merkwürdig! Wütend schrieb ich zurück: ‚Glauben Sie denn, daß ich hier im Irrenhaus sitze oder Dienstmädchen geworden bin? Ich bitte um religiöse Poesie.' Sie kam. Aber welcher Brei, welche Süßlichkeiten. Zum Satan damit! Und ich hatte mich gesehnt nach ähnlichen herrlichen Kraftliedern, wie sie uns Luther, Paul Gerhardt, Fleming geschenkt haben. Keine Kraft, kein Saft, kein lautes, aus innerster Seele kommendes: ‚Herr, hier lieg ich', ‚Herr, ich schrei nach dir'. Nur den alten Karl Gerok nehm ich aus. Den lieb ich.

Ich hatte genug. Ich telegraphierte: ‚Bleiben Sie mir gewogen.' Aber trotzdem kam ein neuer Wagenzug, der letzte, aus der großen Stadt an. Mein Buchhändler meinte: ‚Die mitfolgenden Bücher erlaube ich mir, Ihnen zur gefälligen Einsicht zu überreichen. Ich wagte bisher nicht, sie Ihnen zu senden. Vielleicht finden Sie etwas. In Deutschland heißen die Verfasser: Die Jüngsten.' Ich fing noch einmal geduldig an, mich zu vertiefen. Und ich muß sagen — natürlich fand ich nicht das, was ich suchte — aber ich wurde aufmerksam. Es überkam mich Rührung und Mitleid. Ich

sah auf jeder Seite dieser ‚Jüngsten', daß sie mit Händen und Füßen herauswollen aus dem greulichen Teegesöff, aus den Bourgeois- und Talmi-Töpfen. Ich jubelte laut auf. Selbstverständlich war das Meiste unfertig. Aber ich muß dir offen sagen, ich habe in die Hände vor Freuden geschlagen: der M u t war da. Freilich, freilich, bei uns in Deutschland: dies ewige Schielenmüssen nach dem Staatsanwalt, diese ewigen sonstigen Rücksichten, die bei uns tatsächlich alles Sichausleben eines Schriftstellers verbieten."

„Daß dir, lieber Freund, nachdem du dich viele Jahre extra muros herumgetrieben hast, unsre Literatur nicht gefällt, begreife ich bei deinen Lebensansichten vollkommen; nicht aber, daß dich die sogenannten ‚Jüngsten' begeistern können. Ganz offen gesagt, diese ‚Jüngsten' sind mir widerlich. Dieses Zola-Abschreibenwollen, viel Geschrei und nicht ein Fleckchen Wolle. Diese Herren treten ja alle Ideale in den Schmutz; nichts ist ihnen heilig mehr. Aber Gott sei Dank: kein Vernünftiger, keine wirklich gute a l t e Zeitschrift beachtet sie. Und dann, es ist ja unendlich spaßhaft, zu beobachten, wie einer dieser Herren den andern von sich abzustreifen sucht, wie alle schreien: Nein, nein, ich gehöre nicht zu denen. Wie heißt das Wort doch noch: ‚Jeder dieser Schufte sucht den andern abzutun', oder so ähnlich."

„Nein, mein alter treuer Freund Franz, n i c h t ‚Gott sei Dank', sondern ich halte es für eine empörende Roheit dieser paar a l t e n Zeitschriften, wie du sie nennst, daß sie die neue stürmische Bewegung mit erhobner Nase übersehen und nicht beachten w o l l e n. Es hilft ihnen alles nichts, sie werden müssen. Gradezu g e m e i n sind die Kritiker einzelner großer Tagesblätter, sowie sie einen der ‚Jüngsten' in ihren Händen haben. Ohne den, den sie besprechen, auch nur im Geringsten zu verstehen, gehen sie ins Zeug, als wollten sie Deutschland vor giftigem Geziefer schützen. Zuweilen spielen sie auch die Sittenrichter. Das ist dann noch ekelhafter. Nun, überhaupt: die Kritik in Deutschland . . . ich schweige, ich schweige . . . Und grade, weil wir zur

Zeit diese jämmerliche Literatur haben, so mußte auch diese Zeit ihre Erlöser finden, und das sind die Jüngsten. Nach Wahrheit in der Literatur lechzen wir; nach dem Unter-die-Füße-treten dieser ganzen Lügenbrut, die uns die Altweiberbücher ohne Gewissen vor uns auf den Tisch legen. Und ist irgend ein Buch, ein Aufsatz, ein Gedicht dieser Jüngsten scheinbar noch so roh, ich bin begeistert; denn dieses Buch, dieser Aufsatz, dieses Gedicht, sie alle sind ein furchtbarer Schrei nach Wahrheit, nach Abschüttelung der jammervollen Teewasserliteratur. Es liegt in der Sache selbst und ist natürlich, daß, wie bei jeder neuen Bewegung, vieles unterläuft, das widerwärtig, übertrieben ist. Aber deshalb eine Richtung verdammen, die die Wahrheit auf ihre Fahnen geschrieben hat? Was Idealismus, was Realismus! Beides vereinigt, ineinanderlaufend, so solls sein. Allerdings, die Künstlerhand darf dann nicht fehlen. Wir werden niemals den Begriff Idealismus, den Begriff Realismus ganz haarscharf erklären können. Ob ich vor mir eine sich im Dreck wälzende Sau mit ihren vierzehn Ferkeln beobachte, oder den grünschillernden prächtigen Stern über meinem Scheitel: beide sind die Wahrheit, sie *sind*. Und über der Sau (ja, was lachst du denn?) kann ich mir unter Umständen ebensogut die Aureole vorstellen, wie einen Sonnenkranz über dem grünschillernden Stern mir zu Häupten. Die Sterne werden geboren und sterben, wie die Sau geboren wird und stirbt. Einen Unterschied kennt die Natur nicht. Und das ist es, das hat die neue Richtung emporgehoben: der schreiende Wunsch nach Wahrheit. Bis zur äußersten Widerwärtigkeit ist es bei uns gekommen: dies übersüßliche Geschreibe, dies Geschreibe, als wenn es einzig und allein nur fünfzehnjährige Mädchen und Sekundaner auf der Erde gäbe. Wie viel *Heuchelei und Scheinheiligkeit* ist dadurch großgezogen worden, wie ja jeder Sinn aufgehört hat für alles wahrhaft Große durch das Lesen dieser Eunuchenbücher. Und noch einmal: Das war es, daß ein rauhes Hurragebrüll seit einigen Jahren ertönt, daß alle alten Weiber zusammen-

schrecken: heraus, heraus! Lieber, wenns denn sein muß, durch Dreck und Jauche pantschen, als das greuliche Zuckerwasser trinken."

* * *

Es war einige Minuten still, dann fingen die beiden Freunde an, über Politik zu sprechen. Bei diesem langweiligsten aller Gegenstände schlief ich natürlich sofort ein. Mein Kaiser und mein Vaterland sind mir zwei heilige, unverrückbare Sterne. Aber alles Parteigezänk ist mir in den Tod zuwider.

Erscheinung.

Es war an einem jener „zehn Sommertage" im Januar. Ich kam von den Barbecker Teichen, wo ich nach Enten gesucht hatte. Auf der Nachtkoppel, durch die ich ging, machte ich, wie fast immer, wenn ich sie durchgehe, Halt, um mich der weiten Aussicht zu erfreuen. Mein Hund Flambeau, den ich kurz Taps nenne, setzte sich mit mürrisch hängenden Lippen neben mich. Das Gewehr unterm rechten Arm haltend, vergrub ich meine Hände in die muffenähnlichen Taschen meines Jagdrocks.

Eine große Stille lag um mich her; auch nicht der leiseste Ton drang nah und fern an mein Ohr. Nur einmal hörte ich die drei wie eine Klage klingenden Töne der Haubenlerche, die mir, blödsinnigerweise, immer vorkommen wie das wehmütige, gefaßte Lachen einer alten, unverheirateten, humorvollen Tante. Statt mich in Jägergedanken zu vertiefen oder meine Aufmerksamkeit der Umgegend zu schenken, tat ich allerlei unnötige Gehirnsprünge: daß es so angenehm ist, denken und schweigen zu dürfen, daß wir in der Lebensposse, meist als Statisten, einige Male hin und her geschoben werden, um dann spurlos in einer Versenkung zu verschwinden, daß, wer in Deutschland Schiller oder den Storch angreift, sofort gesteinigt wird, daß mir Lionardos Reiterschlacht besser gefällt als sein Abendmahl, daß mich Kant, als ich ihn gestern Abend wieder „vornahm", tödlich langweilte, daß ich heute Abend bei der kleinen Line mich himmlisch unterhalten werde, daß heute Morgen Hans Discher (Hans Petersen, der Tischler) bei mir gewesen sei und mir gesagt habe: „Min Hermann is bi Gott."

„Min Hermann is bi Gott"; und ich verweilte bei Hermann Petersen. Hermann Petersen war der Hochschule entlaufen und „Dichter" geworden. Einige Male, während seines Aufenthalts bei seinem sich schwer durchschlagenden Vater, hatte er mich auf meinem Hofe besucht.

Um die deutsche Literatur kümmere ich mich wenig. Das,

was mir mein Buchhändler wöchentlich in einem Paket als „Neueste Erscheinungen auf dem deutschen Büchermarkt" sendet, wird kaum je von mir eingesehen. Fast die ganze heutige deutsche Literatur scheint mir für artige Knaben und ganz junge Mädchen „hergerichtet". Und Hermann Petersen . . . nun, einer jener unzähligen Poeten. Aber hatte ich nicht irgendwo gelesen, daß er seine eigne Bahn verfolge? Doch dafür danke ich erst recht. Soll ich mich auch noch beim Lesen „anstrengen"? Und doch, ich hatte gewußt, daß es ihm schlecht und kümmerlich gehe, daß die Schmach und Schande der Armut mit ihren grauenhaften Demütigungen ihn niederdrücke. Wenn ich ihm vielleicht aus meiner Räucherkammer einige Mettwürste und Speckseiten geschickt hätte . . .

Da hatte mich jemand hinten am Kragen und hielt mich mit eiserner Faust. Und wunderbar, während der Druck wieder von mir ließ, sah ich durch ein kleines Fenster in einen großen, düstern Saal hinunter, der nur in den vier Ecken von je einer in einem schräg stehenden Halter gefaßten Fackel erhellt war. In der Mitte stand ein mächtiger Tisch, wie ihn die Operationszimmer zeigen. Auf diesem lag Hermann Petersen ausgestreckt. Eine himmelblaue Decke überzog ihn bis an die Achseln. Die nackten Arme breiteten sich wie am Kreuz aus. Hals, Hand- und Fußgelenke waren mit eisernen Ringen an den Tisch gefesselt. Zwischen den unnatürlich weit gespreizten Fingern saßen hölzerne Pflöcke. Es war totenstill; nur zuweilen, in bestimmten Abständen, klang irgendwo aus dem Dunkel eine Stimme: „Anziehen." Dann hörte ich die Schrauben und die Fingergelenke knacken. Hermann Petersen wurde gefoltert. Der Gepeinigte hielt die Augen nach oben gerichtet. Keine Miene bewegte sich im fahlblassen Gesicht. Die Lippen preßten sich fest aufeinander. Einmal erschien ein Herr in der kleidsamen Uniform der Gerichtsvollzieher und trat zu ihm: „Nun, nun, das ist nicht so gefährlich, das kommt in den besten Häusern vor." Dann verschwand dieser Herr wieder. Plötzlich stand, lichtverbrei-

tend, an des Dulders Fußende eine menschengroße Engelsgestalt mit tiefschwarzen langen Flügeln. Diese tiefschwarzen Flügel an dem weißen, faltigen Hemde entzückten mich.

Der Engel ging an das Kopfende und bog sich über das Haupt des Gequälten und brachte ihm seine Lippen dar. Dann sprach er klar und langsam: „Du warst ein deutscher Dichter und arm. Ich habe dir den Fluch von der Stirn geküßt. Sei erlöst von deiner Qual und von deinem Volke." Und Hermann Petersen lehnte den Kopf an des Engels Brust und verschied.

* * *

Ich fühlte in der linken Kniekehle ein Reiben. Es war Taps, der mir zu verstehen geben wollte, daß es höchst überflüssig sei, noch länger hier auf dem Feld zu verweilen.

Und wir wanderten nach Hause. Dort fand ich mein Buchhändlerpaket mit den „Neusten Erscheinungen auf dem deutschen Büchermarkt".

Das abgeerntete Kartoffelfeld.

Ich besuchte nach langen Jahren einen alten Freund. Er war seit jeher von der ruhigen, vernünftigen Göttin des Reichtums begünstigt gewesen. Umsomehr befremdete es mich, ihn nun, wenn auch in unmittelbarer Nähe einer Großstadt, in einem Dorf zu finden. Er wohnte in dem winzigen Hause eines Handwerkers. Als ich mich an der Haustür noch einmal nach außen wendete, erblickte ich als einzige Aussicht ein ungeheures, sich bis an den Horizont hinanziehendes, abgeerntetes Kartoffelfeld. Nur das verwelkte, vertrocknete, zertretene Blatt lag zwischen der aufgewühlten braunen Erde. Es war ein trostloser Anblick. Öde und traurig, lebensmüde und verzweifelnd wollte es mich überkommen.

Ich trat ein. Mein Freund empfing mich mit derselben Liebenswürdigkeit, wie ich es von jeher bei ihm gewohnt gewesen war. Auch seine Haltung, seine Kleidung war „patent" wie immer.

„Aber wie ist es möglich, daß du dich in diese Gegend verlieren konntest? Du, der Ästhetiker, du, der du glaubtest, nur an den oberitalischen Seen leben und sterben zu können, du wohnst hier im langweiligen kopfhängerischen Norden. Und dazu: d i e s e stete Aussicht."

„Je nun, wir Menschen häuten uns. Das Leben wurde mir widerlich. Da fand ich auf einem Spaziergange dies Kartoffelfeld und mietete mir die zufällig leerstehende Wohnung. Du glaubst garnicht, wie mich dies Kartoffelfeld beruhigt. Es sagt mir immer und immer wieder, wie leer und hohl und langweilig die Menschen sind. O, diese Schablonenmenschen. Und nun diese köstliche Einsamkeit. Wie wohl das tut."

„Ich vermisse deine vortrefflich ausgewählte Bücherei, lieber Freund."

„Unsinn, Unsinn. Ich kann nur noch Goethe und Ge-

schichte lesen. Und sonst halte ich mir die zwei, drei guten Zeitschriften Deutschlands."

„Nun, du großer Liebhaber der Poesie, liest du keine Gedichte mehr?"

„Wie, was! den Unsinn! Bleib mir doch mit dem ganzen Kram vom Halse. Es ist ja empörend, welche Fülle von wässerigen Gedichten über uns ausgegossen wird."

„Verfolgst du denn nicht unsre neueste Literatur?"

„Soll ich etwa wie die vielen hunderttausend Nähmamsellen aller Stände ‚Fortsetzung folgt' lesen? Pah, die sogenannte neueste Literatur: Schwadroneure sind es, weiter nichts."

„Ich kann dir ganz und gar nicht beistimmen. Wir leben in einer grade für die Literatur höchst interessanten Zeit. Überall gährt es, und wenn auch noch nicht der ‚große' Dichter geboren ist, so —"

„Mir einfach widerlich, und damit schließe ich mein Urteil. Heute herrscht nur Gambrinus im skatkartenbesetzten Mantel, also die Verständnislosigkeit und Mittelmäßigkeit und Urteilslosigkeit" . . .

„Halt, halt! Ich folge dir nicht mehr. Aber du gehst wohl viel ins Theater? Jedenfalls."

„Ins Theater? Dahin bringt mich kein Mensch mehr."

„Ja, womit vertreibst du dir denn die Zeit? Liest du Zeitungen?"

„Das sollte mir einfallen. Dies ewige Parteigezänk."

„Nun, was denn?"

„Das will ich dir sagen: Ich esse so gut wie irgend angängig, trinke den besten Wein und rauche vortreffliche Zigarren. Dann mache ich lange Spaziergänge, um mir tüchtigen Hunger zu schaffen, und schlafe dann vorzüglich."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich befand mich wieder unten an der Haustür. Wie ist es möglich, daß sich ein Mensch so verwandeln kann. End-

los, trostlos dehnte sich das ungeheure Kartoffelfeld vor mir aus. Ein feiner Staubregen rieselte herunter. Mich fröstelte. Meine Seele war wie zugeschnürt. Breiteten sich Arme vom Kartoffelfeld nach mir aus? Viele, viele Arme? Friede, Friede.

Da klingelte eine Straßenbahn vorbei, und ich fuhr in die große Stadt. Ins Leben, ins Leben hinein. Im Hoftheater wurde die Posse „Kikiriki" gegeben. Ich sah mir den Blödsinn an. Dann feierte ich einige angenehme Stunden mit einer kleinen lustigen Tänzerin. Einmal, während ich sie auf den Knieen schaukelte, hob sie das Sektglas hoch: „Wer soll leben?" In diesem Augenblick fühlte ich einen Krampf im Herzen. Viele, viele graue Arme breiteten sich nach mir aus: Friede, Friede. Ich stierte vor mich hin und sagte endlich todernst: „Das Kartoffelfeld." Die kleine dumme Person sah mich zuerst verwundert an; dann aber, in der Meinung, ich habe einen „Witz" gemacht, sprang sie wie eine Schlittschuhspinne auf dunklen, einsamen Waldtümpeln im Zimmer herum und rief außer sich vor Lachen: „Das Kartoffelfeld! Das Kartoffelfeld!"

Heranziehendes Gewitter.

... komm ich so in die einzige Dorfkneipe, wische mir den Schweiß von der Stirn, suche Wasser für meinen Hund, stell mein Gewehr in die Ecke, nehme die Jagdtasche ab und sage zum Wirt: „Schall'k ma'n Lütten un'n Glas Beer hemm." Dann tret ich ans Fenster: „Dat wär noch eben Tid. Dat süht ja dull ut. In tein Minuten hemm wi't Gewitter hier." — „O, dat duert noch'n beten; dat kummt nich so gau up," antwortet Hinrich Ohrt, der Schenkenbesitzer, und spült seine Gläser weiter.

Hinrich Ohrt kenn ich lange. Er ist ein wortkarger, meistens mürrischer Mann. Seine Wirtschaft hat er gut in Ordnung.

Es ist unerträglich heiß in der kleinen Stube. Die Fliegen haben just ihre Zeit. In den noch auf dem Tisch von frühern Gästen her stehenden Bier- und Schnapsgläsern führen sie ein Schlemmerleben. Einige büßen ihre Lüsternheit durch Zappeln in den Resten. Kein schöner Anblick. Aber gradezu entsetzt wendet sich mein Auge ab von einem Hafen, in dem schon Hunderte dieser lästigen Tiere gefangen sind oder tot liegen; viele krabbeln noch in letzten Zuckungen. Ich nehme rasch eine fettbetupfte zweite Beilage der „Itzehoer Nachrichten", die in einer Sofaecke schlief, und bedecke das schreckliche Gewimmel.

Und wieder trete ich ans Fenster. Ich öffne es: Schwarze, schwere Wolken ziehen langsam von Süden heran. Noch lauern die Blitze hinter den Vorhängen, wie Seeräuber hinter der Brüstung ihres Schiffes kauern, um auszufallen. Immer näher schiebt sich die finstre Stirn des bösen Wetters. Aus weiter Ferne grollt es dumpf.

Unter mir liegt der Garten des Kruges. So ein kleiner, bescheidener holsteinischer Bauerngarten mit seinem Blumenkunterbunt, mit seinen Buchseinfassungen, dem letzten Überbleibsel des Versailler Parkes, ist mir, dicht vor Ausbruch eines Gewitters, von jeher vorgekommen wie eine junge

demütige Sklavin, die willig ihren Nacken neigt, um sich von irgend einem hohen Herrn schlagen zu lassen.

Zweig und Ast stehen regungslos. Das weißgraue Blatt einer Silberpappel wirbelt hoch in der Luft. Es muß in einer schmalen Windströmung fliegen, die wir unten nicht merken.

Von links, von einem nicht sichtbaren Hause her, hör ich deutlich die ärgerlichen Worte: „Wat, Schiet, lat mi tofreden" . . . Und gleich darauf seh ich auf dem Fahrweg einen gebückt gehenden Greis. Er hat ein echtes Geizhalsgesicht. Plötzlich bleibt er stehn und schaut drohend zurück, unverständlich vor sich hinmurmelnd.

Von rechts, auch von einem nicht sichtbaren Hause, klingt das Geräusch eines mit aller Gewalt geschlossen werden sollenden Fensters. Schlag auf Schlag geht das Zuschlagen. Sachte, sachte, sag ich in Gedanken, und . . . klirr liegt die Scheibe unten. „Das kommt davon" . . . „Trina, schast to Huus kamen," rufts irgendwoher.

Auf der Straße treibt ein großes Kalb vorüber, wütend von einem Dorfköter verfolgt. Das Kalb schlägt mit den Hinterfüßen nach dem Hunde. Endlich hat er eins weg. „Da kreg he een up de Snut," bemerkt, unausgesetzt seine Gläser spülend und trocknend, Hinrich Ohrt.

Im Garten erscheint die blonde, frische Frau des Wirtes. Sie trägt ihren vierjährigen Jungen auf den Armen. Der Bengel fuchtelt gewaltig mit einem großen hölzernen Suppenlöffel umher. Die junge, glückselige Mutter läßt ihr Kerlchen in ihren Armen tanzen; dann zeigt sie ihm die Wolken. Da blitzt es; und noch einmal. Der Knabe wirft den hölzernen Suppenlöffel hin und greift nach den Blitzen. Welch ein reizendes Bild das ist. Aber nun donnerts stärker. „Jung, Jung, Jung, nu möt wi gau to Huus." Und Mutter und Sohn verschwinden.

Ein greller Blitz und gleich darauf ein heftiger, langaushallender Donner. Ich schließe das Fenster. „Dat wär'n bannigen Slag," sagt Hinrich Ohrt, und spült und reibt und trocknet ruhig seine Gläser weiter.

Das sterbende Schwein.

Ein sonniger, aber rauher Herbsttag. In dem holsteinischen Landstädtchen hatten die Wohlhabenden sich schon längst auf den Winter vorbereitet: Kohlen und Holz, in sicherm Gewahrsam, lagen gut geschichtet in den Kellern und auf dem Boden. Die Ärmern dachten erst jetzt mit Schrecken an den anzuschaffenden Brennstoff. In dem hart an den Flecken grenzenden Dorfe war das erste Schwein geschlachtet worden in diesem Jahr. Triumphierend, mit dem laub- und blumenbedeckten Leichnam zogen die Bauern von Haus zu Haus unter Lachen und derben Witzen. Und abends war „Swinsköst."

Der alte Kätner Ehler Reimers sah den Siegeszug von der Tür seiner Kate aus. Er machte kein neidisches oder auch nur mißvergnügtes Gesicht, aber er rauchte in schnelleren Zügen, als es sonst seine Gewohnheit war. Und dann machte er bedächtig Kehrt und ging in den kleinen Stall, der im Garten hinter seinem Hause lag. Durch die geöffnete Tür des bretternen Verschlages schien die Sonne hinein. Sie beschien eine Gruppe: ein schwer, oft hastig atmendes Schwein lag auf der rechten Seite mit ausgestreckten, zuweilen eine kleine Bewegung zeigenden Beinen. Vor ihm knieten eine junge schwarzäugige Bauernfrau mit besorgten Mienen und ein achtjährig Kind, das unablässig kläglich sprach: „Min Fieke, min Fieke, so sup doch mal." Wenn es ihm dann die Milchschüssel an die Schnauze brachte und diese zu heben suchte, stöhnte das Schwein; und der Versuch, ihm Linderung zu schaffen, mußte immer wieder aufgegeben werden. Es mußte außerordentliche Schmerzen erdulden; bei der geringsten Bewegung, die mit ihm vorgenommen wurde, stöhnte es ängstlich auf. Das Tier hatte den Milzbrand. Der Kreistierarzt hatte es aufgegeben, und der Wunderdoktor des Dorfes hatte vergeblich seine homöopathischen Mittel angewandt.

Der Alte trat herzu, nahm seine Pfeife aus dem Mund

und bog sich zu dem armen Geschöpf. Mutter und Enkelkind beobachteten ängstlich sein Gesicht. Mit dem Kopf schüttelnd, sagte er: „Nä, dats ut; da ward nix mehr vun." Und es war, als wenn ihn eine Rührung überkäme: er hatte es großgezogen. Wenn er mit dem Futter ankam, hörte er schon das freudige Grunzen und Rumoren in der Ferne: sein Schützling merkte seine Nähe. Zuweilen hatte er es in Luft und Licht hinausgelassen, ihm freudig einen Schlag gebend auf den feisten Rücken.

Sahen die kleinen gekniffnen Augen der Sau nicht der Reihe nach die Wohltäter an: den Alten, die junge Frau, de lütt Bertha? oder kam es den dreien nur so vor? Sie knieten mit verhaltnem Atem. Die Kleine versuchte noch einmal, die Milchschüssel unter die Schnauze zu bringen: „Min Fieke, min Fieke, du muß doch ni starbn." Aber der Alte verwies es ihr. Das Röcheln wurde immer langsamer, bis es endlich ganz aufhörte. Das arme Tier hatte ausgelitten.

Die Nachmittagssonne beleuchtete grell durch die offenstehende Tür in dem sonst dunkeln Raume die Flachsköpfe der jungen Frau Marie und lütt Berthas, die weißen Haare des Großvaters und die Borsten der verendeten Sau. Nach der vornehmen Art der Holsteiner verhielten Großvater und Tochter ihren Schmerz; nur das Kind schluchzte heftig: „Min Fieke is dod."

Das Schwein war nicht versichert gewesen. Die drei Menschen hätten, wenn es Weihnachten geschlachtet worden wäre, ein halbes Jahr davon leben können.

Die Ewigkeit.

Ich leb, waiß nit wie lang,
Und stürb, waiß nit wanne,
Muaß fahren, waiß nit wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.
Schloß Tratzberg, 1471.

Zuweilen fahre ich nach einem der äußersten Enden der großen Stadt, wo ich wohne, um von hier aus einen Spaziergang in die Einsamkeit zu machen. Allerdings, die Einsamkeit fängt noch nicht an; denn ab und zu begegne ich auch hier noch einzelnen Menschen und Fuhrwerken.

Besonders gern sitze ich bei diesen Gelegenheiten am Fenster eines kleinen Wirtshauses, das auf eine der magersten, ödesten, traurigsten, langweiligsten Landschaften hinausgeht, die mir je im Leben vorgekommen sind. Und doch liebe ich diese Landschaft von ganzem Herzen. Macht es die unendliche Melancholie, die darüber liegt?

Aber es ist auch noch ein andrer Grund, weshalb ich hier einkehre: das ist der weißhaarige Besitzer dieser weit, weit vorgeschobnen Schänke. Ich unterhalte mich gern mit ihm, mit diesem ruhigen, sehr klugen, philosophischen Herrn, der Welt und Menschen kennt und Welt und Menschen zu nehmen weiß, wie sie genommen werden müssen. Und während er mir nun aus seinem reichen Lebensschatz erzählt, muß ich immer in die stille, wie erstorbne Landschaft sehn. Wir trinken dabei, als echte Nordländer, Grogk.

Nördlich von meinem Fenster aus liegt eine riesige Bahn, wo zwei- bis dreimal im Jahre internationale Rennen ausgefochten werden. Eine Rennbahn außer Dienst, sozusagen, hat an und für sich schon etwas Erstickendes. An den Renntagen, ja, das lasse ich gelten! Doch muß die Sonne drauf blicken! Es kommt mir immer, merkwürdigerweise, wie ein großes Friedens- und Verbrüderungsfest vor; Fürsten und Zuhälter, Prinzessinnen und Halbwelt, Leutnants und Wucherer und noch so viele andre „Gegensätze" schieben sich

hier ruhig neben- und durcheinander. Gibts eine bessere Reitschule für unsre jungen Kavallerieoffiziere als die Steeplechase? Hier werden die kühnen Aufklärungsführer und Attackengenerale geboren. Und wie hinreißend, von Sonne überfreudet, der ganze Rennplatz dann! Alle die oft entzückenden Damentoiletten! Die bunten Sonnenschirme! Die Coaches! Die Viererzüge! Gespannte Gesichter! Emsig „Notierende"! Tusch! Flatternde Fahnen! Gaunerphysiognomieen! Fette, rote Gutsbesitzerbacken! Depeschenträger! Plattform! Blumenmädchen! Das ganze Durcheinander! Es gibt kaum ein farbenreicheres Bild.

Wie ganz anders aber sieht die Rennbahn „außer Dienst" aus. Tot und leer! Hinter der Steinmauer, wo zuweilen einer sonst frisch und fröhlich das Genick bricht, hocken dann höchstens Knaben, die ihre ersten Rauchversuche machen. Auf dem Geläuf ziehen, eins hinterm andern, meistens im Schritt, Rennpferde aus den nahen Trainingställen, die von den Stalljungen „gerührt" werden. Ist es kalt, sind die Gäule oft in Decken über und über, hier kann man buchstäblich sagen: „bis über die Ohren" eingehüllt, sodaß sie, namentlich bei trübem Wetter, wie Gespenster aussehn oder wie eine Karawane in der Wüste.

Oder es treibt eine Hirte langsam seine Herde über die kümmerliche Grasfläche.

Im Osten und Süden von meinem Fenster ist Haide, von der Rennbahn getrennt durch eine breite, gutgehaltene Landstraße, die ich weiß nicht wohin führt. Selten fährt, reitet, geht hier einer.

Auf der Haide selbst ists ebenso leer wie überall vor meinem Fenster. Zahlreiche, enge Fußsteige, die niemals benützt zu werden scheinen, führen kreuz und quer drüberhin.

Dicht vor meinem Fenster, schon auf der Haide, äsen in allen Jahreszeiten, so lange ich diesen Fleck Erde kenne, drei Schafe, ich hätte beinahe gesagt: die drei Schicksalsschafe. Sie sind merkwürdig getüdert: Von einem gemeinsamen dicken kurzen Strick, der durch einen eisernen Pflock im Kraut ge-

halten wird, von diesem dicken kurzen Strick aus gehen drei lange Leinen, an denen je eins der drei Schafe weidet. Nie hab ich beobachtet, daß sich die Schafe, sonderbar ist das, an diesen langen Leinen in einander verheddern. Eine gekrümmt gehende, gütig aussehende Frau kommt zuweilen zu ihnen hin und hat dann allerhand Schönes für sie in der Schürze. Das wirft sie ihnen vor. Aber auch bei diesem „freudigen Ereignis" verwirren sich die Leinen der Schafe nicht.

An einem muffigen, dunklen Dezembertag saß ich mal wieder in dieser einsamen Herberge. Mein Wirt hatte noch im allgemeinen Gästeraum zu tun; so war ich allein im Nachbarzimmerchen. Ich sah auf meine stille Landschaft hinaus. Dann fiel mein Auge auf ein Buch, das vor mir auf dem Tische lag. Es war der Neocorus: Chronik des Landes Dithmarschen. Dies Buch wird noch oft bei uns im Norden gefunden. Ich nahm es und blätterte in dem mir längst bekannten und von mir sehr geschätzten Werk, aufs Geratewohl aufschlagend. Da fand ich wieder allerlei ergötzliche Sachen:

De gruwliche Cometa. Ao 77 wart de gruwliche unnd schreckliche Cometa int Westen gesehen, up Martiny, dar alle Minschen sich van sien Grote und gruwlichen Schwantze entsetteden, iß ock nha der Tidt unnd vor dersulven in untellichen Jaren nicht gesehen. Ahne Twiffel ein Vorbade groter kumbstiger Vorandringe, wo nicht des jungesten Dages unnd groter Thokumbst des groten Godes.

Toversche (Zauberin). Den 11. Octobris iß tho Meldorp eine Toversche vorbrennt, de up vele bekennet unnd de uthgesettet. Ock hefft men de Waterprove gebruket.

Ein Mehrwiff (Meerweib) hebben Blessers Sulff Clauwes Sone, Reimer Sulff Reimer und Hanß Dehne to Werven upn hellen Middage up der Rusing gesehen, hadde sick gekemmet, hadde lange gele Har gehat, unnd eine sunderlike Persone gewesen, twe witte Bruste alse Schne, hadden ehr Dage keen schoner Persone gesehen, hedden it lange angesehen, alß se averst Lüde vornhamen, waß se na dem Water wedder. It iß ock up dem olden Kerkhave tho Suden Busen (Büsum) eine gesehen unnd gefangen worden; alß se it wech gebracht, hefft dat gesecht: ick gelawe it Juw, so witt (weit), alß gi mi trecken, schall Juw Land wegriten.

Verstorvene uprgeschriet: Maß Krinkens fruwe Grete was vorscheiden, da erhoven de Kinder so ein kläglich unnd erbarmlich Ropen unnd Geschrie, davan de Seele wedder tho ehr kam. Levede noch twintig Jar darna, hadde averst ein sehr scharp dodhafft Gesicht, was ock stille und seltzam, gaff gudt Bescheidt.

Aberglaube! Daß selbst Menschen wie mein Neocorus, einer der tüchtigsten, würdigsten, ernstesten, hellsichtigsten, nüchternsten Prediger des sechzehnten Jahrhunderts, an all diesen Unsinn glauben konnten — aber da trat mein Wirt ein, und wir kamen gleich aufs „Thema" des Aberglaubens . . .

Es fing an zu dunkeln. Ein dichter Nebel senkte sich. Ein feiner, ganz feiner Rieselregen fiel.

Der Nebel wurde stärker. Aus dem Nebel kam, trat, auf der Landstraße, ab und zu ein Mensch heraus, der auf uns zuging. Oder es ging einer, auf der Landstraße, in den Nebel hinein und verschwand. Die Ewigkeit. Heraus aus dem Nebel, hinein in den Nebel. Woher? Wohin?

Schon wollte die Dunkelheit alles verwischen, da sahen wir noch einen Leichenwagen in den Nebel hineinfahren. Der Sarg war über und über mit weißen Astern, wohl aus einem Wintergarten, bedeckt. Nur ein einziger Wagen folgte, wie gelangweilt. Und nun war auch der Leichenwagen verschwunden im Nebel, in der Ewigkeit.

Und jetzt hüllten Dunkel und Nebel auch die drei Schafe dicht vor uns ein. Die große schwarze Wolke der Nacht, die Urquelle aller heimlichen Tränen, war da.

„Carolus Magnus!" — wie ich den ältesten Sohn meines Wirtes, Karl, der im Gastzimmer vorn die Tonbank beherrscht, immer nenne —: „Carolus Magnus, zum Donner, wo bleibt der Grogk! Sie vergessen ja den Papa wie mich."

Karl brachte den Grogk. Und mein alter, lieber, kluger Wirt August Borgeest und ich saßen noch ein Stündchen zusammen und unterhielten uns über das wie immer unnützeste „Thema" Ewigkeit.

Hetzjagd.

In dem mir bekannten Waldkrug hatte ich zu Mittag gegessen. Die hübsche Wirtstochter setzte den Kaffee auf den Tisch und sich selbst neben mich, um mir, auf meine Bitte, Gesellschaft zu leisten. Vorhin, als sie an der Schenkbank hantierte, als ich ihre Hände, ihre Arme, ihre runden Körperformen in Bewegung sah, wenn sie Gläser herunterlangte zum Gebrauch, oder solche hinaufstellte, wieder auf den richtigen Platz, — als sie so an der Schenkbank hantierte, sagte ich plötzlich, ohne irgend welchen Zusammenhang: „Anna, Se sünd dat Glück." „Wat bün ick?" lachte sie mir zu. Aber nun lachte ich auch, und das Wort wurde nicht wiederholt.

Die junge Bauerntochter strickte emsig neben mir an einem Strumpf. Der alte grüne Papagei, den vor Jahren einer ihrer Brüder, der Seemann, ihr mitgebracht hatte aus fernem Lande, saß in seinem Ring und schlief. Zuweilen, wie im Traume, rief er: „Anna, koch Kaffee." Zuweilen hob er die Deckel von den runden bösen Augen, um sie gleich wieder zu schließen. Auch kratzte er sich einmal schnell am Schopfe und knabberte an den Krallen seines rechten Ständers, und dann schlief er wieder.

Es war eine heiße Septembermittagstunde. Der große Pan schlief. Alles schlief. Nichts regte sich auf der Dorfstraße. Nur das leise Lied einer jungen Mutter, die ihr Kind wiegte, und das Geräusch der Wiege selbst klang aus einem Nachbarhause, bis auch dies erstarb.

Und der große Pan schlief. Und das ganze Dorf schlief. Und mein Hund schlief, zuweilen im Schlaf mit den Beinen hinter einem Hasen laufend; und der grüne Papagei schlief, und Anna schlief, und, Gott seis geklagt in solcher Nähe, ich endlich auch.

Aber ich erwachte bald. Alles um mich her war noch still, und still wollte ich mich wegschleichen, das Zehrgeld auf den Tisch legend. Doch während ich mein Gewehr aus der Ecke nahm und mein Hund aufsprang, sah ich das schlafende

Mädchen und den derben Strumpf in ihrem Schoß. Ihr Kopf lag ein wenig nach hinten gelehnt.

Ich ging auf den Zehen zu ihr hin und küßte sachte, sachte die roten frischen Lippen. Sie aber, wie im Traume und noch im Schlafe, schlug ihre Arme um meinen Nacken und zog mich an ihre Brust.

Und der große Pan war erwacht, und Alles wurde wieder wach. Mein Hund dehnte sich, die Vorderbeine streckend, und wollte dann, Hals gebend, an mir heraufspringen. In diesem Augenblick schob auch der grüne Papagei die Deckel von seinen runden bösen Augen in die Höhe und rief: „Anna, koch Kaffee." Der Hund erschrak, wollte den Schweif zwischen die Beine stecken und ging dann, als ich ihn ermuntert hatte, vorsichtig ans Bauer; hier schnoberte er nach dem Vogel, der dadurch in Unruhe geriet.

Und der große Pan war erwacht. Ich befand mich seit zwei Stunden wieder auf den Koppeln und zwischen den Kartoffeln, um Hühner zu schießen. Aber so ein heißer Septembernachmittag macht müde. Unter ein Knick legte ich mich nieder, kreuzte die Arme unterm Kopf und sah in die Höhe. Kleine reifende Haselnüsse guckten auf mich nieder, und zwischen den Zweigen erblickte ich den blauen Himmel. Im Begriff, die Augen zu schließen, bemerkte ich noch, wie eine langbeinige Spinne schleunigst über meine Kniee eilte, grade auf die Schnauze meines eng neben mir liegenden Hundes zu, dem sie jedenfalls ein unangenehmes Kitzeln . . . aber schon lag ich im Schlafe.

* * *

Wachte ich oder träumte ich? Aber ich sah doch deutlich die kleinen reifenden Haselnüsse über mir, und wie sich ein Kohlweißling auf ein Blatt setzte und die Flügel langsam auf und zusammen und wieder auf und zusammen schlug. Und meine Lider schlossen sich.

„Lat mi doch man eenmal," hörte ich deutlich — und es war die hübsche Anna aus dem Waldkrug — „Du büst ja

ok min Schwester. Lat mi doch man eenmal din ganzes Heer, all din Sünden un Leiden un Kummer un Krankheit ... giv mi dat man eenmal ... un ick vörup upn Schimmel ... man een Dag" ...

Und eine tiefe, mißmutige, heisere Stimme, daß mich ein Grauen überlief, antwortete langsam: „Nimm es denn auf einen Tag, und hetz, hetz, hetz die Menschen!"

Mir aber war es klar: das Glück hatte ihre Stiefschwester, das Unglück, gebeten, ihr auf einen Sommertag das ganze Heer der Menschenplagen zu leihen.

* * *

Ich lag noch unter den Haselnußsträuchern. Aber dicht mir vorüber zog sich eine breite Landstraße, die jenseits von einem Tannenwald begleitet wurde, daß ich keine Fernsicht hatte.

Neben meinem Kopfe saß, in Narrentracht, ein Zwerg. Der Zipfel seiner Kappe fiel ihm auf die unförmliche Nase. Die Kniee hatte er mit den Armen umspannt.

Plötzlich kam ein wirres, zunehmendes Geräusch an mein Ohr. Dazwischen hörte ich Pferdegetrappel.

Und der widerwärtige Zwerg grinste, als ich ihn stumm mit den Augen fragte, und dann sagte er: „Paß auf."

Immer lauter erklang das unerklärliche Geräusch.

Da plötzlich näherte sich auf der Landstraße ein großer berittner Zug. Ungeordnet drängte Alles durcheinander. Er kam in dichter, unabsehbarer Menge. Und alle Pferde griffen aus in lebhaftem Schritt.

Ah, vorneweg, auf einem kräftigen Rotschimmel, saß das Glück. Es war — der Himmel fällt ein — die hübsche Anna aus dem Waldkrug. Wie ein Mann auf ihrer Stute sitzend, hatte sie die linke Faust im Mähnenschopf vergraben; die rechte, in der sie eine Gerte trug, stützte sich auf die Kruppe des Pferdes. Sie schaute nach rückwärts und lachte, lachte, lachte, daß das goldne Krönlein auf ihrem Haupte gleißte und glitzerte. Die langen blonden Haare fielen ihr

über den Nacken. Zwischen den Ohren des Gaules, in einer Höhe von zwei, drei Fuß, flog mit ihren sanften Schwingen eine Turmeule. Neben ihr rechts und links trotteten zwei Bulldoggen, die die Schnauzen auf der Erde hatten, als suchten sie Witterung.

Und dann folgte in dichtem Gedränge der unermeßliche Zug der Leiden und Leidenschaften. Alles das, was dem Menschen durch sich selbst und durch Andre geschieht, Krankheit und Kummer, Elend und Not, Alles, Alles, die Pferde immer in lebhaftem Schritt, webte sich an mir vorüber. Eine solche Farbenpracht hatte ich im Leben für unmöglich gehalten.

Links rückwärts, in halber Pferdelänge nah dem Glück, ritt auf einem dürren Klepper die Armut, die Geldnot, als die schrecklichste aller Plagen. Sie beugte das entstellte, verzerrte, verhungerte Haupt. Rechts rückwärts, in einer Linie mit der Geldnot, sah ich die Sorge: ein winziges Persönchen. Sie hatte den Kopf der lästigen, nicht nachlassenden Schmeißfliege.

Dann folgten die Tausende.

„Ich bitt dich, der! der! wer ist es?" fragte ich fiebernd den Zwerg.

„Beschreib ihn mir. Wie kann ich wissen, wen du meinst in dem Gewimmel."

„Der dort, der im scharlachroten Wams, mit dem diamantenbesetzten Dolch im goldnen Gehenke; mit den glühenden schwarzen Augen, die stier gradaus schauen, sieh, sieh, wie er das Haupt vorbeugt."

„Das ist der Haß," grinste der Zwerg.

„Aber hinter ihm, die, die da; es raucht um sie, über ihr, das ist dampfendes Blut, so sieh doch."

„Die Rache," grinste der Zwerg.

Und eine gelbe Gruppe, immer die Pferde im lebhaften Schritt, zog vorbei. Gelb in allen Schattierungen.

„Und der dort, mit dem grämlichen, verbissenen Gesicht?"

„Der Neid."

Und hinter ihm, und um ihn her, begleiteten ihn die Schmähsucht, der Hohn, die Scheelsucht.

„Aber nun die mit den gelben Hundeblumen im Haar?"

„Die Eifersucht."

„Und das alte Tantengesicht im Lilakleide und mit der grasgrünen Haubenschleife; sie sitzt auf dem kleinen dicken Nordländer und schiebt sich in steter Unruhe, bald hier, bald da, in die Reihen?"

„Die gedankenlose Klatschsucht; ein infames Weib."

„Ah, da kommt Gambrinus, der Gott der Deutschen. Er hat einen Brauerei-Gaul bestiegen. In der Linken hebt er ein schäumendes Bierglas hoch. Aber wie kommt denn der in d i e s e Gesellschaft?"

„Jawohl, jawohl, das ist Gambrinus, der Gott der Deutschen; nun denn, ich führe ihn dir vor." Und der Zwerg brachte die wulstigen Lippen unangenehm nah an mein Ohr: „Das ist dein deutsches Volk selbst."

„Narr, Narr, rühre mir nicht an mein Heiligtum."

„— das oft durch seine Verständnislosigkeit seine Dichter und Künstler ins Grab gebracht hat. Denn dein Volk, das muß ich dir sagen, sieht und liest nicht gerne Ursprüngliches; es muß alles fein nach der gewohnten Leier gehn. Dein Volk, ja, die biederen Schützen- und Sängerfestbrüder."

„Höre auf, Narr! schmähe mir mein Vaterland nicht. Ich mag nicht mehr sehen, mir schwinden die Sinne über die unbeschreibliche Farbenpracht. Aber jene dort, mit dem strengen Gesicht, mit der Stachelkrone und mit dem Stachelgürtel und der Knute in der Hand? Jetzt winkt sie mir zu."

„Das Gewissen."

„Aber das Gewissen gehört doch nicht in den Zug der Laster und Leiden?"

Der Narr lachte boshaft: „Nun, nun, ich ließ sie erscheinen. Ich dachte —"

„Mach ein Ende, Narr."

„Wenn du willst?"

„Aber die dicke Dame im Lehnsessel auf dem Esel?"

„Die Trägheit."

Und dann erschien als Schluß ein Elefant. Auf seinem Rücken, unter knallrotem Baldachin, in feuerrotem Stuhl, saß ein verlebter, blasser, blonder, junger Mann. Er schaukelte auf seinen Knieen zwei geschminkte Huren. Zwischen den plumpen Ohren des mächtigen Tieres kraute sich der grüne Papagei den Schopf. Als Führer der Bestie klemmte sich über den kurzen Hals ein Affe. Der Rüssel des Ungetüms stieß fortwährend den Esel, der nicht vorwärts wollte.

„Erkläre mir, Narr."

„Es ist der Satan mit seinen beiden Liebsten, der Lüge und der Gemeinheit."

Es war der Schluß.

„Wie lange hat das Vorüberziehen gedauert, Narr?"

„Durch die Ewigkeit."

„Du lügst! Die Ewigkeit hat keinen Anfang und kein Ende."

„So wünschest du weiter? ich gab dir einen Schluß."

„Nein, nein, genug, genug."

* * *

Ich schlug die Augen auf. Über mir hingen noch immer die kleinen reifenden Haselnüsse mit bräunlichem Anflug. Auf meine Brust hatte sich eine schillernde Fliege gesetzt und putzte und strich emsig die Vorderbeine. Neben mir zeigte sich ein Feldmäuschen: kurze, rasche Bewegungen, dann Halt und Schnuppern in der Luft. Plötzlich lief sie an einen nicht weit von mir entfernten Pflug und versuchte die scharfen Zähne, reizend sah es aus, an der eisernen Pflugschar. Dann erschrak sie grenzenlos vor einem Blatte, das neben ihr zu Boden fiel, und war eiligst verschwunden.

Und nochmals schlief ich ein. Der Narr saß wieder neben mir in seiner alten Stellung. Aber nicht die breite Landstraße lag vor mir. Ich schaute auf ein weites, fernliegendes Brachfeld. Jene herrlichen, tiefpoetisch klingenden, preußi-

schen Reitersignale tönten mir ins Ohr. Kommandorufe wehten zu mir her. Eskadron Tr—aaaab. Was war das? In Schwadronen geordnet, trabten die Laster und Leiden auf der Ebne. Voran bemerkte ich deutlich das Glück. Wie das glitzerte und glänzte und blitzte und blendete.

„Was bedeutet das, Narr?"

„Du sollst es bald erkennen." Er schlug mich mit einer Distel, die er in der Hand hielt, an die Stirn: und ich befand mich im Hochwald. Unter einer säulenartigen Buche stand ein Mensch.

„Wer ist das, Narr?"

„Jedes Kind würde deine lächerliche Frage unterlassen haben. Kennst du ihn nicht? Du bist es selbst — oder wenn du willst: das ist Adam."

Ganz, ganz fern, in unendlicher Entfernung, klang ein Tönen und Rufen in den Wald herein, das jeden Jägersmann, wenn er es hört, vor Freude zittern läßt: „Horido, do, do! Horido, do, do! Hep, hep, horido! Do, dodo! Horido, do—dooo—do." Das Geschrei näherte sich: „Horido, do, do! Horido! Do, do, Horido—do, dooo—do!" Keine Kavalleriesignale klangen mehr; die Treiber gingen vor: „Horido, do, do . . . Horido . . . do, dooo! Do!" . . . Einzelnes Wild flüchtete schon; der Wald geriet in Aufregung. Durch knackende Zweige über Gräben und Pfützen; Alles flüchtete. Ein Fuchs erscheint. Er macht Kehrt, setzt sich auf die Hinterbeine und hält den Kopf schief. Er überlegt. Endlich macht auch er die Wendung und eilt den andern nach.

„Horido, do, do—doooo—do, do" . . . Der Mensch unter der Buche horcht. Er hat das Haupt vorgestreckt und horcht, horcht . . .

„Horido, do, do—doooo, horido—do, do" . . .

Mit Todesangst in den Zügen macht er Kehrt und eilt davon. Er weiß, die Jagd gilt ihm. Aber so schnell er läuft . . . immer näher, immer näher: „Horido, do, do—doooo, do, do!" . . .

Einmal macht er keuchend Halt. Die Brust fliegt ihm. Die Hände hat er an die hämmernden Schläfen gelegt.

„Horido, do, do! Horido, do, do—do—doooo—do, do!"

Und wieder wendet er sich zur Flucht.

Aus der Treibjagd ist die Hetze geworden . . .

Da öffnet sich ihm eine Lichtung. Diese führt in rasch steigender Steile zu einem Felsblock hinauf. Vielleicht ist dort die letzte Rettung.

Schon zeigt sich hinter ihm das bunte Feld. Von allen Seiten brichts heran und heraus, den Hügel heran. Voraus, weit voraus hetzt das Glück.

Nun — nun ist er verloren . . . Er will vom Felsen springen, aber unter ihm gähnt eine unabsehbare Tiefe.

Immer näher ist ihm die Hetze auf der Spürbahn. „Halali, Halali" . . .

Er läßt sich von der Kante gleiten und strauchelt. Noch hält er sich mit den Fingern am Rande.

Das Glück springt vom Pferde, läuft auf ihn zu und trampelt mit den Füßen auf seine Hände, bis er losläßt und ins Bodenlose sinkt. Einmal, im Stürzen, greift er nach einem Ginsterstrauch, der vorragt. Aber die Wurzelchen sind zu schwach.

Das Glück schaut ihm nach in den schwarzen Schlund, bis eine Stille eingetreten ist. Dann hebt es den Arm, und wie auf Kommando schallt ein grausiges Siegesgeheul, daß Wald und Feld tausendfach widerhallen.

Der Elefant und der Esel mit der lieben Trägheit waren zurückgeblieben. Der Teufel hat es auch nicht nötig, sich zu ereifern.

* * *

Als ich nach einigen Tagen wieder im Waldkrug erschien, erzählte ich der schönen Schenkin, während sie sich bei den Gläsern und Flaschen zu schaffen machte, was ich geträumt hatte, und wie ich sie als das Glück auf dem Rotschimmel

gesehen hatte, ein goldnes Krönlein auf dem Haupte, die langen blonden Haare am Rücken hinunterfallend.

„Ach wat, dat ol Tüch verstah ick nich," antwortete sie mir, den Kopf zu mir über die Schulter wendend.

Aber ehe ich meine Flinte unter den Arm nahm, um weiter zu jagen, waren wir schon wieder gute Freunde geworden.

Die Väter der Stadt, alle geſetzt, graubärtig, klug und weiſe, hatten eine wichtige Beratung. Der Bürgermeiſter, mit einem langen ſchlohweißen Zwickelbart, mit ſtets gefurchter Stirn, mit finſtern Augen, in denen ſchwarztiefe, fenſterloſe Kerker lagen, war der klügſte und weiſeſte.

Und ſie beſchloſſen: Weil alle Ruhe und Zucht unter den Männern verloren gegangen iſt, weil der Vater den Sohn, der Sohn den Vater erſchlug um ihretwillen, ſo muß die Hexe ſterben. Auf einen wilden Schimmel ſoll ſie feſtgebunden werden; und der mit glühenden Stangen, mit Peitſchen und Stöcken raſend gemachte Hengſt ſoll mit ihr in die Haide jagen. Apage, apage, Satanas! Der Gaul ſchleift ſie durch Dornen und Geſtrüpp, drängt ſie an die Stämme im Wald, verſinkt mit ihr in Sumpf und Moor. Apage, apage, Satanas!

* * *

Vier in feuerrot Tuch geſchnürte Henkersknechte mit ſchwarzen Gugelkappen, daß ſie nicht erkannt werden, bändigen und halten mit aller Anſtrengung den vor Wut zitternden Hengſt. Einer packt ihm in die Nüſtern, daß die böſen, blitzenden Augen des furchtbar gequälten Tieres lohen wie Höllenglut.

Iſt der Gaul fertig?

Nun bringen zwei andre in Scharlach gekleidete Gugelmänner das junge Weib.

O heilige Mutter Gottes, ſtreck deine Arme vom Himmel!

In ein langes weißes Gewand gehüllt, mit gebeugtem Haupt, mit aufgelöſten Haaren, die ihr bis zum Gürtel fließen, naht die Unſelige.

Und ein blaſſes, ſüßes Geſicht und zwei große braune, ach, nun entſetzt blickende Augen ſuchen in den Wolken:

O alle ihr Heiligen, helft mir! O Lamm Gottes, hilf mir! Gloria Dominae! Gloria in excelsis!

Was konnte denn sie dafür, daß alle Männer, junge und alte, die größesten Torheiten begingen, kamen sie in ihre Nähe. War es ihr zartes, hellrosarotes Fleisch, was sie toll machte?

Nun ist sie festgeschnallt. Der Hengst wird gepeinigt. Los! Und mit ungeheurem Sprunge, mit einem Schrei, wie ihn das Pferd nur im äußersten Schmerz ausstößt, stürmt die Jagd in die Haide.

Und über die Haide sandte die Sonne ihre letzten Küsse. Und die Abendröte tröstete aus dem Meer. Und die Nacht deckte Alles zum Frieden mit ihren weichen, schwarzen Flügeln zu. Und das gute kleine Schleswig-Holstein schlief so fest, wie es schon so viele Jahrhunderte fest geschlafen hatte, so abseits aller Welt, so abseits.

* * *

Am andern Morgen wogte große Bewegung durch die ganze Stadt. Und Alles zog, Bürgermeister und Rat an der Spitze, diesen voran noch die Chorknaben mit geschwungnen Weihrauchkesseln, hinaus in die Haide. Ehre sei Gott in der Höhe, sangen die Priester; und die Weiber, die Kinder, die Männer fielen ein: Ehre sei Gott in der Höhe.

Und die milde Morgensonne schmiegte sich um die braune, liebe, bescheidene Erika.

Weiter, weiter, wir finden sie.

Da schlugen die Mönche das Kreuz, und Alles fiel auf die Kniee: Vor ihnen aber stand ein weißes Roß und schnoberte im dürftigen Grase, und war fromm und zahm. Und auf ihm, seitlängs, wie eine Kunstreiterin, die sich Kreide unter die Sohlen reiben lassen will, undornengeritzt, saß das junge Weib. In der Hand hatte sie einen Strauß der braunen, lieben, bescheidnen Erika. Sie lächelte und legte das schöne Haupt auf die Mähne, und lächelte, und lächelte.

Und über ihr, aus dem Himmel, sangen tausend dicke Engelskinder, und eine sanfte Stimme klang: Gott ist die Liebe.

Keiner aber hörte es. Nur der große, stattliche Bischof mit der Geiernase und mit dem mächtigen Siegelringe auf der violett behandschuhten Rechten hörte die sanfte Stimme.

Und er trat vor: „Sie ist kranken Sinnes.“

Und zurück pilgerte die ganze Stadt, in die Mitte genommen das junge, süße Weib mit den großen braunen Augen. Und willig ging die wahnsinnig Gewordne ins Kloster.

Die gute Stadt aber baute an Ort und Stelle, wo sie die Ärmste gefunden hatten, eine Kapelle.

Und das Kirchlein nannten sie:

Uns leve Fru up dem Perde.

Gloria Dominae!

Wilde Gänse.

I.

Es war zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. In einer kleinen jütländischen Stadt begleiteten an einem Dezembermorgen die erwachsenen männlichen Einwohner einen Sarg, in dem die Leiche eines Neunzigjährigen ruhte. Sie gingen zu dreien, durch den langsamen Schritt wackelnd, turkelnd, mit ernsten Mienen, hin und wieder dem wohlbekannten Nachbar (eine kleine Stadt bildet eine einzige Duzgesellschaft) zuflüsternd, daß heute das Schwein des Hauses geschlachtet werde, daß Nis Nissen gestern von Peter Petersen auf dem Gericht verklagt worden sei, weil Nissens Frau, um Petersens Eheweib zu ärgern, ihre Nachtmütze auf Peter Petersens Hecke gelegt habe; und was mehr der Art Gespräche hinterm Sarge sind.

Und nun waren sie an der „Kuhle" auf dem Kirchhof angekommen. Der Pastor hielt eine kurze, warme, würdige Rede, in der er des Neunzigjährigen Leben vorüberziehen ließ; es sei Arbeit und Mühe gewesen. Dann senkten die Träger die Truhe ins Grab, und die Seile knarrten leise. Es war still ringsumher. Nur das Schluchzen der Anwesenden, die alle den alten Mann im Herzen getragen hatten, klang in den Nebel, der die bereiften Bäume ummantelte. Ein kalter, starrer, stummer Wintertag drückte sich mißmutig über die Erde.

Die Seilehalter auf der Linken ließen die Taue los, und die auf der Rechten zogen sie empor.

Über das Grab weg, unsichtbar, stürmte plötzlich von Nordosten nach Südwesten eine Schar wilder Gänse mit wüstem Gekrächz, und alle schrieen: Leben, Futter, Leben, Leben . . . und dann waren sie verschwunden.

Unten aber lag der stille Mann und war für immer erlöst von Futter und Leben.

II.

An demselben Tage war die kleine Kirche in einem Dorfe südlich der untern Elbe bis auf den letzten Platz gefüllt. Der achtzigjährige Prediger des Ortes, von Allen auf das höchste verehrt wegen seiner Herzensgüte und werktätigen Liebe, und weil keiner je von ihm gegangen war, den er nicht getröstet hatte, dem er nicht geholfen hätte mit Spruch und Brot, hatte seines hohen Alters wegen einen Gehilfen erhalten. Aber was war das? Der einführende Bischof, auf die Stufen des Altars tretend, sprach am Schluß des Gottesdienstes harte, grausame Worte: daß es Zeit gewesen sei, den Seelsorger der Gemeinde zu entziehen, der Irrlehren von der Kanzel gestreut, und daß die Gemeinde in Gefahr geschwebt habe.

Der Bischof hatte Befehl von seiner über ihm stehenden Behörde, so zu sprechen. Bei seinen Worten senkte sich ein grauer Schleier über den geschnitzten Heiland, der hinter ihm hing.

Und Keiner war, als der letzte Vers gesungen und die Orgel verrauscht war, an den alten Pastor hinangetreten, um ihm die Hand zu drücken. Keiner. Das ist unsere menschliche Feigheit.

Gebrochen wankte der Greis nach seinem Hause. Welche Irrlehre hatte er denn verbreitet? Daß er nicht genau am Buchstaben gehangen? Sein Haupt fiel ihm tief auf die Brust. Die Schmach im Gotteshause war zu groß gewesen. Was schoß ihm so kalt zu Herzen? Wollte ihn der Schlag rühren?

Da stürmte plötzlich, schon hielt er die Klinke seiner Haustür in der Hand, dieselbe Schar wilder Gänse, von Nordosten nach Südwesten fliegend, mit wildem Geschrei über ihn weg. Er aber hob, wie in Dankbarkeit, und als sei er befreit von einem Banne, aufatmend sein Haupt in die Höhe. Die wilden Gänse hatten ihm neue Kraft gegeben.

III.

Am Nachmittag desselben Tages standen auf einer Stelle des Außendeiches der südlichst gelegnen Marschen des langgestreckten Friesenlandes zwei Menschen. Ein hochgewachsener fünfundzwanzigjähriger Mann hatte seine rechte Hand um die Schulter eines Bauernmädchens gelegt; sie stemmte ihre Hände wie abwehrend gegen seine Brust und sah gerade vor sich hin, und ihre Blicke hafteten verwundert, gefangen auf einem großen Diamanten im Jabot des Kavaliers.

Auf den Deichen, in den Marschen, hart an der Nordsee, lag der Winter warm und weich. Der Nebel bedeckte auch hier Alles, daß kaum die nächsten ruhig und regelmäßig plätschernden Wellen der sanft und unmerklich steigenden Flut zu erkennen waren.

In den blauen Augen des jungen Mannes wechselte schwärmerische, weltabgewandte Ruhe mit Ungeduld und ausgelassenster Lebenslust.

Das Friesenmädchen hatte, wie es nicht zu selten vorkommt in ihrem blonden Volke, braune Augen, und war von einer Schlankheit, als hätte ein Südwind aus dem fernen Orientland sie auf die Flügel genommen und an den rauhen Nordseestrand getragen. Doch die starken, breiten und graden Schultern zeigten ihre friesische Abkunft.

Sie liebte ihn nicht. Nur das goldgewirkte Schmeichelband, daß ein in ihre Provinz als hoher Beamter verbannter Prinz sie leidenschaftlich in seinen Armen hielt, hatte sie umgarnt, und ein heimliches, sie berauschendes Gefühl des Sieges tanzte ihr im Blute.

Was er zu ihr sprach, verstand sie nicht; wenn er ihr heiße Liebesworte ins Ohr flüsterte, wenn er sie küßte, wandte sich ihr Haupt zur Seite.

Und von Nordosten nach Südwesten fliegend, zog unsichtbar im Nebel über sie weg dieselbe Schar wilder Gänse, die am Morgen aus der in Eis sich verwandeln wollenden

Ostsee aufgebrochen war, um eine wärmere und gastlichere Gegend zu suchen.

Der Prinz hob seine Stirn und schaute hinauf. Während die Vögel schnatternd über sie weghasteten, erzählte er eine wunderbare Geschichte von Odin und Walhalla, von Leben und Tod, vom rücksichtslosen Kampf: zu atmen, Futter zu finden, gälte es, was es gälte. Sie hörte ihm zu wie immer, ohne ihn zu verstehen. Sie sah nur seine großen, schwärmerischen, blauen Augen, und ihre Lippen drängten sich zum ersten Mal durstig den seinen entgegen. Ihre erste, glühende, verlangende Liebe war erwacht.

Schmetterlingsgedanken.

I.

Herbstabend. Ein schmaler, träger Strom drängt sich durch Binsen und Röhricht, die zuweilen ein kalter Windstoß durchraschelt. Die letzte Sonne rötet die Westseite der mächtigen deutschen Pappeln, die hier am Wege stehn. Zwischen ihren Stämmen durch ödet eine weite Ebne. Der Ruf des Regenpfeifers klingt von dort. Es ist alles tief traurig.

In den Ulmen des nahen Fährhauses sitzen sich sammelnde Stare zu Hunderten. Ein einziges, wunderbares, schwirrendes, brodelndes Geräusch tönt von ihnen her. Donnernd erheben sie sich zuweilen in Wolken und kreisen, sich lösend in Abteilungen, nebeneinander, untereinander. Nähern sie sich, so sind ihre Schwenkungen stark hörbar. Nun fallen sie noch einmal in die alten Ulmen ein, und heben sich wieder; wenn sie aufflattern, stellen sie, über den Baumkronen, eine Zehntelsekunde lang die schwarzen Köpfe halb aus einem Kissen gezogener Stecknadeln vor. Endlich sind sie im Schilf verschwunden, um dort für die Nacht, an den schwanken Stengeln haftend, Aufenthalt zu nehmen.

Auf dem Deich, der das Flüßchen begleitet, steht ein schmucker Knecht mit seinem Mädchen. Sie müssen Abschied von einander nehmen, auf immer.

Die lustige Stargesellschaft ist in der Versenkung begraben. Nur der schwermütige Ruf des Regenpfeifers tönt noch. Wo er sich hören läßt, sagt der Volksmund, da hilft der liebe Gott nicht.

Mit den bäuerisch weitgespreizten, plumpen, roten Fingern der Rechten drückt der junge Bauer das Mädchen an sich. Sie hat die Stirn fest an seine Brust gelegt. Beider Augen flehen, unbewußt, hilflos eine unsichtbare Macht an, ihnen zu helfen. Aber nur der Regenpfeifer antwortet ihnen, der Regenpfeifer . . . der Regenpfeifer . . .

„Nu adjüs, min söte Deern, wi seht uns ni weller (wieder)“ . . .

Das Mädchen schluchzt herzbrechend; vom Scheitel bis zu den Zehen geht es wie Wellen über sie hin. Wie in tödlicher Angst ruft sie: „Nä, nä, nä, Hans . . . Ik lat ni von di, Hans . . . Min Hart, min Hart, dat brickt . . . Nä, nä, nä, Hans, bliev bi mi, Hans“ . . .

Ein Kohlweißling hob sich aus einem nahstehenden Weidenbusch und flog über die beiden Menschen fort: Die unterhalten sich wohl von den heutigen Butterpreisen.

Aber sie unterhielten sich nicht von den „heutigen Butterpreisen“, sondern gingen aneinandergeschmiegt, festen Schrittes, mit ganz stieren Augen, den Deich hinab in den Strom. Es wird ein Klatschen geben im Wasser, als wenn ein großer Gegenstand hineingeworfen ist. Noch einmal werden die Stare polternd auffliegen, um sich nach kurzem unruhigen Hin und Her wieder zum Schlaf niederzulassen. Und dann ruft nur der Regenpfeifer . . . der Regenpfeifer . . .

II.

In einem Gartenzimmer, dessen Tür geöffnet stand, saß in schwüler Mainacht die junge Königin. Die gläsernen dicken Hohlleisten ringsum, da, wo die Decke von den Wänden erreicht wurde, bildeten gleichsam einen durchsichtigen Abschluß für das elektrische Licht, das den Raum erhellte.

Die Königin war allein. Am Mittag schon hatte sie angeordnet, daß der Posten, der sonst an dieser Stelle des Schlosses seinen Platz gefunden, den Stand verlassen solle: sie wünsche im Genießen des schönen Abends von keinem gestört zu werden.

Ein weiches blaßgelbweißes feinstes Wollenkleid umschloß sie. Von demselben Stoffe hielt ein zweifingerbreites Stirnband das schwarze Haar. In diesem glänzte vorn, scheinbar vom Tuchstreifen gehalten, ein taubeneigroßer Diamant von unbeschreiblichem Leben.

Die Augen der hohen Frau waren schwarz wie ihre Haare.

Sie lehnte sich in einen apfelgrünen Sessel.

Die Fingerspitzen nervös aneinanderstoßend, horchte sie hinaus.

Der Mond glitzerte durch die dünn belaubten Eschen. Die Bäume schickten ihre Zweige fast durch die Tür.

Schritte wurden im Kies hörbar. Die Königin erhob sich hastig.

Ein junger Offizier im Dienstanzug der Wache trat ein. Die hohe Frau gab ihm durch eine Handbewegung — es war wie ein überglückliches Entgegenkommen — Erlaubnis zum Sprechen. Er stutzte wie in Verzauberung, im Halt die Arme breitend. Dann ermannte er sich: „Euer Majestät haben die Meldung hier befohlen" . . . und schnell weiter sprechend: „Meine Versetzung ist genehmigt, schon morgen bin ich hundert Meilen von hier . . . auf Nimmerwiedersehn . . . Olympia" . . .

Die Fürstin stützte ihr Haupt, am ganzen Körper zitternd, an seine Schulter. Ihr Gürtelband umfassend, sprach er, oft stockend, tröstende Worte . . .

Nun hob sie sich von ihm ab und sagte tonlos, die Augen klar auf ihn gerichtet: „Gehen Sie . . . nun . . . lieber Baron . . . Es . . . darf . . . nicht" . . . Der Offizier sah noch einmal mit zuckenden Lippen zu ihr hin: . . . „Olympia" . . . und nach einer tiefen Verbeugung war er im nächsten Augenblick verschwunden.

Die Königin wankte bis an die Glastür und lauschte, sich am Pfosten haltend, seinen sich entfernenden Schritten. Hielt er inne im Weg? Sie konnte ihn nicht entdecken. Aber er, sah er sie jetzt? . . . Und wieder klang sein Gehen an ihr Ohr. Dann brach das arme, unglückliche, gequälte Weib auf der Schwelle ohnmächtig zusammen . . .

Einer jener großen Nachtfalter flog herein; es zog ihn nach den Glasleisten. Aber er kehrte um und setzte sich auf den leuchtenden Diamanten, die herrlichen braungrauen

Samtflügel in langsamer Folge öffnend und schließend: Die denkt sicher darüber nach, was sie morgen kochen soll.

Der Offizier war endlich in der weit vor der Stadt liegenden Kaserne, in der er wohnte, angekommen. Diese Kaserne bildete ein einzeln stehendes Fort in sumpfiger Gegend. Ein Flüßchen umzingelte es wie ein Graben.

Er löste auf seinem Zimmer die Schärpe nicht. Nur seinen rechten Handschuh zog er aus und stülpte ihn über den Turm seines Helmes. Dann ging er ans Fenster und öffnete es. Aus den Mooren klang der Ruf des Regenpfeifers her.

Nach einer halben Stunde unterbrach ein Schuß im Zimmer die Stille. Von keinem war er gehört . . . Nichts regte sich im Gemach. Alles lag steif und starr. Allein der Qualm einer halb über den Tischrand eben weggelegten Zigarre zeigte Bewegung; er stieg, wie von einem Opferflämmchen, kerzengrade in die Höhe . . . Kein Ton. Nur der Regenpfeifer rief durch die Nacht, der Regenpfeifer . . . der Regenpfeifer . . .

Die Operation.

Der Zeiger rückte gegen Mitternacht.

In den großen Räumen des Krankenhauses war es still. Nur die am Morgen dieses Tages Geschnittnen wimmerten. Sonst war Alles still.

Plötzlich entstand eine Bewegung, wie wohl der Wind sich plötzlich in todstummer Nacht erhebt, zischelt, raunt, stärker wird.

Die Nachtwärterinnen gingen nicht mehr so geräuschlos. Die gedämpfte Stimme der Oberin wurde hörbar. Auf den Treppen huschte es eilig auf und ab. Zuweilen klang es deutlich: „Heinrich, Jürgen, Bernhard: aufstehn." Oder: „So machen Sie doch schnell, Heinrich." Heinrich, Jürgen, Bernhard waren die Wärter.

Nun schienen sich Wasserhähne geöffnet zu haben: es rauschte. In den Räumen zur ebnen Erde: in den Operationssälen wurden Türen auf und zu gemacht. Das Geräusch des strömenden Wassers dauerte gleichmäßig fort durch alle Unruhe. Aus dem verworrnen Getöse der Stadt löste sich ein bestimmter Ton: ein Wagen näherte sich, fuhr durchs Tor und hielt vor der Haupttür des Klinischen Instituts. Mit großer Vorsicht wurde ein junges Mädchen herausgehoben und auf einer Bahre, die mit einer feuerroten Decke belegt war, ins Innre getragen. Alles leitete ein Assistenzarzt des berühmten genialen Chirurgen, dem die Klinik gehörte. Der Assistenzarzt war der Verlobte der jungen Dame. Während diese von den Wärterinnen gebadet und an der zu schneidenden Stelle, es galt Leben oder Tod, rasiert wurde, trat ihr Verlobter ins Arbeitszimmer seines Chefs. Die beiden Herren hatten ein kurzes Gespräch: „Nun, wie Sie wollen. Ich mache eine einzige Ausnahme, und auch nur aus dem Grunde, weil Sie selbst Arzt sind. Aber bedenken Sie wohl, daß Sie kaum imstande sein werden . . . Es ist Ihr Fräulein Braut" . . . „Ich bin bereit." „Gut denn. Bleiben Sie so lange bei mir, bis wir gerufen werden."

* * *

Indessen waren die Vorbereitungen zur Operation beendet. Die Kranke wurde wieder in die feuerrote Decke gehüllt, sorgsam auf die Bahre gelegt, dann in den Operationssaal Nr. 7, den größten, hinaufgetragen und hier, noch triefend vom Wasser, auf einen mit gelbem Wachstuch behangnen Tisch gelegt. Das Faktotum des Chefarztes war um sie beschäftigt. Er machte ihr eine Morphiumeinspritzung in den linken Oberarm. Aber die Müdigkeit wollte nicht gleich kommen: sie sah und hörte Alles um sich her. Viele Glühlichter verbreiteten Tageshelle. Über einer Lampe, wie beim Haarkünstler, wurde eine Zange heiß gemacht. Überall an den Wänden plätscherte in Becken das Wasser. Auf den zwei Zoll dicken gläsernen Fensterbänken und auf den gläsernen Vorsprüngen lagen in peinlicher Ordnung und in peinlicher Sauberkeit Hunderte von Messern, Zangen, Pinzetten, Hämmern, Meißeln, Scheren. Verbandzeug, Eiterbecken, Watte, große Hafen mit Sublimatwasser, Alles war in reichlicher Masse vorhanden. Eine kleine dunkle dreieckige Flasche und eine Guttapercha-Maske zeigten sich auf einem kleinen Sondertische. Die Flasche enthielt eine Flüssigkeit von weißer Farbe, Chloroform.

Die Wärter und die Wärterinnen hatten sich bis über die Knöchel reichende Gummischuhe angezogen: bald wird sich der steinerne Fußboden in einen See verwandeln. Auf den Haaren trugen Alle, später auch die Ärzte, achteckige Konditormützen: daß kein Staub in die Wunden falle. Immer wieder wusch sich Alles die Hände . . . Der erste Wärter tauschte einen Blick mit den übrigen. Dann verschwand er, um gleich darauf mit den Ärzten wieder einzutreten. Diese, ohne Rock, trugen die Hemdärmel hoch aufgekrämpt. Ein ganz klein wenig hatte dies alles Ähnlichkeit mit den Vorbereitungen zu einer großen Schweineschlachterei.

Der Chef verbeugte sich vor der Kranken und stellte ihr dann, allerdings ein wenig unnötig, die zahlreich erschienenen Hilfsärzte vor. Ihr Verlobter, so war verabredet, sollte erst eintreten, wenn sie in der Narkose lag.

Nun trat der Chef ihr zu Füßen. Die Assistenten verteilten sich (der grobe Vergleich bittet um Vergebung) wie die Kanoniere um ein Geschütz. Ein Blick zwischen dem Leiter und seinem Famulus, dessen Augen unausgesetzt an denen seines Herrn hingen . . . „Wollen Sie recht tief atmen . . . Bitte langsam zu zählen" . . . Wieder ein Blick zum Chefarzt hinüber. Dieser sagte: „Fertig!" Die feuerrote Decke fiel. In diesem Augenblick trat der Verlobte in den Saal. Ein scharfer Sturmstoß des bösen Nordwestes, der sich aufgemacht hatte, rüttelte sekundenlang an den Fenstern.

* * *

Grade vom Himmel in die Wiege hinunter senkt eine Göttin die Kunst. Die Kunst des großen Feldherrn, des großen Arztes, des Baumeisters, des Musikers. Tritt Fleiß und besondere Geschicklichkeit hinzu, wird der Künstler zum Meister.

Es herrschte Grabesstille. Der Sturm, der in die Fenster gesehen, hatte sich entsetzt rasch entfernt. Vom nächsten Kirchturm schlug es Mitternacht.

Der Meister war an seinem Werke. Das Auge erglänzte ihm in erhöhter Schönheit.

Der erste tiefe, furchtbare Schnitt war ausgeführt. Zwei Assistenten hielten mit kleinen Harken die Lappen auseinander. Ungehindert konnte der Chef arbeiten. Nun klangen seine Kommandos, ruhig, fest, sicher: immer nur einzelne Worte. Zwei Ärzte hielten die Pulse der Kranken; die andern flogen, um das Gewünschte blitzschnell von den Fensterbänken zu holen.

Aus dem bloßgelegten Knochen floß Eiter und Schmutz in großer Menge. Ein durchdringender Geruch verbreitete sich im Saal, ein Verwesungsgeruch: zwei Wärter und drei Wärterinnen mußten sich für Sekunden an die Wand lehnen. Alle übrigen wurden blaß. Nur er, der Meister, blieb unerschüttert.

Der Verlobte der jungen Dame stand nach wie vor abseits. Aus dem Arzte, so sehr er dagegen kämpfte, kam der Mensch zum Vorschein. Eine unbeschreibliche Rührung flutete ihm durchs Herz, und oft mußte er seine ganze Kraft zusammen nehmen, um die Messer nicht aufzuhalten. Als der Schmutz und der Eiter flossen, kam ihm, ohne daß er sich Rechenschaft geben konnte, ein tiefer Ekel . . . und in diesem Augenblick betäubte ihn der Geruch. Er fiel ohnmächtig nieder, um erst, als alles vorbei war, wieder zu erwachen.

Der Meißel, der Hammer setzten sich an die entzündete Stelle. Es klangen die Schläge, feste schnelle Hammerschläge. Wie der Bildhauer an dem Überflüssigen einer Statue hämmert, so schlug der große Arzt. Sein Auge lag ruhig auf dem Knochen; die Hand schlug wie auf einen gleichgültigen Stein.

Endlich war alles vorüber. Wie aus einem Gewirre von Stimmen erwachte das junge Mädchen. Sie hatte nicht den geringsten Schmerz gespürt. Einmal, und dessen erinnerte sie sich deutlich, hatte sie gefühlt, daß ihr die warme Frühlingssonne auf den Rücken schien — da war sie gebrannt worden. Und einmal hatte einer Klavier gespielt auf ihrem Rücken; es war eine sanfte, wohltuende Bewegung, die sie gespürt hatte — da war sie gemeißelt worden.

* * *

Auf dem Eise war die schöne Braut gefallen. Lachend hatte sie sich erhoben; auch nicht den geringsten Schmerz hatte sie gefühlt. Ja, nicht einmal ein blaues Fleckchen war nachgeblieben. Aber plötzlich, nach Wochen, empfand sie ein heftiges Stechen in der linken Schulter. Der Hausarzt hielt es für eine Erkältung; und in der Tat, nach wenigen Tagen schien alles vorüber zu sein. Allmählich aber fiel ihr auf, daß sie nicht den Rücken grade halten konnte. Zuerst erzählte sie niemand davon. Als ihr aber das Aufstehen immer beschwerlicher wurde und sie fortwährend leichte

Schmerzen fühlte, wurde abermals der Hausarzt herangezogen. Dieser, nun ängstlich geworden, rief den berühmten Operateur zu Hilfe. Das lag ihm klar, daß seine Patientin eine Eitermasse belästige.

Und der große Meister, der den innern Menschen kannte wie das Zifferblatt seiner Uhr, erkannte die Ursache sofort.

Schon für den folgenden Tag bestimmte er die Schneidung. Als er aber, wie von Unruhe getrieben, noch einmal bei der Kranken gewesen war, ordnete er schon für die nächsten Stunden die Operation an.

* * *

Zum ersten Mal nach dem Ereignis saß an ihrem Bett ihr Verlobter. Er hatte ihr einen Korb voll dunkelroter Rosen mitgebracht und ihr diesen wie in freudigem Übermut über die weiße Bettdecke gestreut. Aber als er nun die abgemagerten Hände in die seinigen nahm, empfand er, er konnte sich wieder keine Rechenschaft deshalb geben, einen leisen Anflug des Widerwillens, des Ekels.

Sie, an der die Ärzte es wie ein Wunder betrachteten, daß sie lebte, erholte sich von Tag zu Tage. Die Wunden, durch eine zweite Operation unterstützt, schlossen sich mehr und mehr. Die ausgezeichnete Pflege im Krankenhaus tat das ihrige. Aber je weiter sie wieder frischer ins Leben auftauchte, umsomehr konnte sich ihr Verlobter einer steigenden Abneigung gegen seine Braut nicht erwehren. Ein ihm nicht Erklärbares, das ihn wie mit starken Haken langsam von ihrem Bette wegzog, suchte er vergebens zu überwinden. Eines Tages, schon war die Übersiedlung ins elterliche Haus beschlossene Sache, als er ins Krankenhaus ging, war es ihm kaum noch möglich, die Tür zu ihrem Zimmer zu öffnen. Sie lachte, eine schöne Rose in der Hand haltend, ihn glücklich an. Er aber, von Dämonen geleitet, wagte es nicht, zu ihr zu treten. Er stammelte ungeschickte Entschuldigungsworte und sagte ihr endlich ohne jede Rücksicht, daß es ihm

nicht mehr möglich sei, an der Verlobung festzuhalten, daß er —

Und dann war er verschwunden.

* * *

Die Arme lag zuerst wie vom Schlage gerührt. Dann begannen ihre Finger hastig die Rose zu zerpflücken. Ihre Nerven begannen einen Tumult: leise strichelten und stichelten sie an der linken Seite des holden Gesichtchens. Plötzlich streute sie die Rosenblätter über ihr Haupt und riß dann mit größter Gewalt die Verbände ab. Diese wie Tücher schwenkend, sprang sie aus dem Bett und auf die Fensterbank und warf sich hinunter auf den tiefliegenden gepflasterten Hof. Sie zerschmetterte sich den Schädel und war auf der Stelle tot.

* * *

Den Ärzten blieb ihr Wahnsinnsanfall ein ewiges Rätsel. Der Verlobte verschwand schon am nächsten Tag aus der Stadt. Jeder fand dies natürlich. Selbst der dicke Kommerzienrat meinte: „Ja, ja, das hätte ich auch so gemacht" — obgleich er sicher dem Sarge gefolgt wäre.

Es gibt Stimmungen und Empfindungen, deren Ursprung uns völlig unklar ist. Es werden Geheimnisse bleiben, die nie ergründet werden können. Hatte in diesem Falle das ekelhafte Bild und der furchtbare Geruch des fließenden Eiters den ersten Anstoß gegeben?

Das Bild.

Große Abendgesellschaft beim Kammerherrn der Herzogin. Der Musiksaal ist stark besucht. Die gewöhnliche Zuhörerschaft: die meisten verstehen nichts von dem, was vorgetragen wird. Nach jedem Spiel, nach jedem Lied große, mehr oder minder geheuchelte Begeisterung. Eine zwanzigjährige Prinzessin sitzt am Flügel, und sich selbst begleitend singt sie Schumann-Eichendorff: „Es zog eine Hochzeit den Berg hinan." Sie singt es zum Entzücken. Lebhafte Bewegung nach Beendigung. In all diese Bewegung schaut, von der Wand lächelnd, gutmütig das Brustbild eines jungen Mädchens. Sie trägt ein weißes Kleid, in das, in die weiße Farbe, ein Tropfen Zitrone hineingetan ist. Sie ist gänzlich ohne Schmuck. Nur auf der rechten Schulter ist ein kleiner lila Syringenzweig festgenestelt.

Ich wende mich an eine alte Gräfin.

„Gnädigste Gräfin, wen stellt das Bild vor?"

„Das wissen Sie nicht?"

„Ich entsinne mich nicht, es je gesehen zu haben."

„Aber es hängt doch seit zwanzig Jahren hier."

„Sie machen mich neugierig."

„Nein, wirklich nicht? Sie hätten nie gehört?"

„Ich versichere Ihnen, Gräfin."

„Nun, man spricht nicht gern von ihr. Sie ist damals, soll ich sagen, davongelaufen, durchgegangen mit einem . . . ich weiß nicht mit wem" . . .

„Sie ist doch die Tochter des Kammerherrn? Ist später keine Aussöhnung gewesen?"

„Ich bitte Sie," antwortet vorwurfsvoll die Gräfin, „eine solche Geschichte, eine solche Person."

„Aber dann ist es mir nicht begreiflich, daß das Bild hier hängt."

„Es ist vergessen worden."

„Vergessen worden, das Bild“ . . .

Vergessen worden?

Und das gutmütige, lächelnde Gesicht des jungen Mädchens mit der lila Syringenblüte schaut in die Gesellschaft.

Vergessen worden . . . vergessen worden.

Vision.

Schon um drei Uhr früh bin ich aus dem Bette. Ich nehme Gewehr und Patronen, und dicht ans Fenster tretend, um besser zu sehen, unterziehe ich beides einer genauen Besichtigung. Vor meinem Schlafzimmer hat mein Hund mich bemerkt. Ich höre ihn, vor Freude, nervös gähnen und jaulen, und höre, wie er sich reckt, die Vorderläufe gradaus streckend. Er weiß, daß ich auf Jagd will.

Der Morgen ist kühl, einsam, tot. Kein Blatt rührt sich. Mein Hund springt wie toll umher, auf und ab, bald vor mir, hinter mir, dann weit weg, wieder zurück, beschnobert meine Tasche, und wieder heidi.

Ich trete aus dem Garten in ein großes, brach liegendes Feld und überwandre es in genauer Richtung nach Osten. Die erste Röte zeigt sich noch nicht; die Sterne leuchten nicht mehr, nur der Morgenstern funkelt mächtig in der matten graubraungelben Himmelsfarbe.

Und vor mir liegt das unabsehbare Feld. Verschwommen nur erblick ich einen dunkeln Streifen, den Wald, mein Ziel.

Unendliche Stille.

Da jagt mein Hund zu mir mit eingeklemmter Rute; er drängt sich wie in Todesangst an meine Beine, sieht zu mir auf. „Aber Waldmann, was hast du denn, du Schafskopf." Er aber drückt sich an mich, wie ein sehr erschrockenes Kind an seine Mutter. Ich bleibe stehen, beuge mich zu ihm, streichle ihn: „Aber Waldmann, was ist denn, was hast du denn?" Nun schau ich auf. Sind Kühe in der Nähe, die hinter ihm hergelaufen sind? Was ist das? Kaum vierzig Schritte vor mir steht, etwas nach Norden gesunken, ein großes hölzernes Kreuz, und am Kreuz hängt ein nackter Mann, die Arme gebreitet, das Haupt nach der Seite geneigt. Bei allen Mächten! kommt mir eine Erscheinung? Aber mein Hund, mein Hund. Nein, nein, das Kreuz steht wahr und wahrhaftig vor mir. Durch

meinen Körper zittert es leise. Ich bin doch nicht feige. Vorwärts. Mein Hund will nicht mit. Doch nach kaum zehn Schritten muß ich halten. Ich stürze auf die Kniee. Der Erbarmer ist es, mit gebrochnen Augen. Und eine so unsagbare Milde lächelt auf den schönen blassen Zügen: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.

Und das Kreuz hebt sich scharf ab gegen den mattgrau-braungelben Himmel, und der Morgenstern funkelt so kalt, so kalt. Da hör ich vom Walde her brausenden Sturm; er nähert sich, aber statt stärker zu werden, wird er schwächer, immer schwächer, und legt sich zur Ruhe am Kreuz . . . und kein Grashalm bewegt sich.

Das Bild ist verschwunden. Mein Herz klopft; ich schreite meinem Holze zu. Der Hund hat sich gänzlich erholt; er springt wieder umher.

Ich hatte einen leidlichen Jagdtag. Nur Waldmann bereitete mir Ärger: Bald war er mit Dorfkötern im Gefecht, bald hörte der sonst so vortreffliche nicht auf meinen Ruf, ja einmal mußte ich ihn sogar mit vieler Mühe aus einem Moorloch ziehen. Ich wette, er wäre sonst ertrunken. Wie ein Dreckklumpen sah er aus; all sein Schütteln half ihm nichts.

Der erledigte Auftrag.

„Du schreibst mir, lieber Fritz, daß Du in acht Tagen nach Berlin willst. Darf ich Dich abermals mit der Bitte belästigen, inbetreff meines kleinen Adolfs nach dem Rechten zu sehen? Er ist nun sechs Jahre alt geworden. Du hattest schon mehrfach die Güte, ihn aufzusuchen und mir dann Bericht zu geben. Ich wohne leider so weit entfernt" . . .

In Berlin ging ich gleich am Abend nach meiner Ankunft in das mir bekannte Haus. Die Gaslaternen versteckten sich düster und öde im Rieselnebel. Leerer und leerer wurden die Straßen. Betrunkne begegneten mir. In den Branntweinschenken saßen und standen bezechte, stiere, wütend blickende, lachende, schlecht gekleidete Männer. Der Wirt mit aufgezognen Hemdärmeln bediente sie.

Vor der Tür meines Zieles blieb ich stehn. Die Fenster im zweiten Stock sind erleuchtet. Ich trete ein und steige die kümmerlich erhellte Treppe hinauf. Wie, wird Klavier gespielt im Zimmer? Der Nanonwalzer rauscht mir mit scharfen, pedalbeschwerten Tönen entgegen. Ein junges, hübsches, aber gemein aussehendes Mädchen „haut ihn herunter". Hinter ihr steht ein nach neuester Mode gekleideter Beau. Im Sofa, in die Ecke geschoben, den Zeigefinger im Munde, sitzt der kleine Adolf und lauscht gespannt auf den Tanz.

Die Musik verstummt. Der Stutzer, das Mädchen, der Knabe starren mich an. Der Beau scheint eifersüchtig werden zu wollen; er schaut bald mich, bald das hübsche Fräulein an. Ich überwinde rasch die allseitige Verlegenheit. Der Nanonwalzer wird wieder „heruntergerissen". Ich sitze neben dem Kinde auf dem Sofa. Er hat seine Ärmchen scheulos um meinen Nacken gelegt, und die großen schwarzen Augen lächeln mir ohne Furcht zu. Er spricht kein Wort.

Nun erscheint auch die Pflegemutter. Sie sieht gutmütig aus; spricht, aus Verlegenheit, ein wenig zu rasch hinter-

einander. Der Junge hält entschieden viel von ihr. Aber es ist doch nicht Alles so, wie es sein soll.

„Lieber Christian! Ich habe Deinen Auftrag gern erfüllt. Ich fand nicht Alles so, wie ich es früher getroffen habe. Nimm Deinen Jungen weg. Erschrick nicht, noch ist keine Gefahr. Er ist körperlich gesund. Seine Pflege ist gut. Aber in die Seele des Kindes senkt sich so leicht der Dunst des Lebens und wird, ohne daß wir es merken, zur Kruste. Du weißt, ich bin kein Moralprediger, ich auch am wenigsten dürfte es sein, dennoch ruf ichs Dir zu: Sie starb um Deinetwillen. Nimm Deinen Jungen zu Dir, nimm ihn an Dein Herz, kehre Dich nicht an die Welt, an die Menschen; was würde dann aus uns? Wir stehen ja doch nur immer auf uns selbst allein.

Einigermaßen war ich erstaunt über das Wort in Deinem letzten Schreiben: Tritt den Menschen, diesem hämischen Lumpenpack, nur immer die Stiefelabsätze in die Augen. Ich muß gestehn, daß ich von jedem Andern als von Dir, dem hohen Staatsbeamten, dem immer gleich vorsichtigen, feinen Manne, diese Bemerkung erwartet hätte. Ein leises Lächeln konnte ich nicht unterdrücken“ . . .

Stelldichein in einer großen Stadt.

„... Es bleibt also dabei: Ich fahre Montag, und Du kommst Dienstag Vormittag mit dem 11 Uhr 23 Minuten-Zug. Alles ist in Ordnung: Du willst Deine Verwandten besuchen, sie überraschen; die Deinigen haben die Erlaubnis gegeben.

Ist bei der Ankunft des Zuges irgendwie Gefahr in Sicht, zeigen sich Bekannte, dann nehmen Du oder ich, wens trifft, die rechte Hand ans Kinn ...“

* * *

Punkt 11 Uhr 23 Minuten vormittags rasselt der Zug in die Halle. Nirgends ein Bekannter. Hallo. Wie das Mädel aussieht, so frisch, so rosig. Ich lege meinen Arm in den ihren. Es geht mir wie ein Strom durch die Brust. Die Berührung ihres Kleides schon macht mein Blut schneller, freudiger schlagen. Ich fühle den Schlag ihres Herzens an meinem Arm. Wie zärtlich press ich sie an mich. Die uns Begegnenden merken das nicht. Wir sind so glücklich, so glücklich. Das ist doch keine Sünde? Uns auch vollständig gleichgültig.

In einer Zuckerbäckerei landen wir zuerst. Luischen trinkt drei Tassen Schokolade, Gott segne dich; ich nehme einen Kognak. Wir plaudern, wir lachen. Der weitere Tag wird besprochen. Um fünf Uhr wollen wir essen. Abends hören wir den Troubadour. Wir setzen uns ein wenig stark nach rückwärts. Es könnten denn doch liebe Freunde ... In den Troubadour gehe ich nur, um mit geschlossenen Augen die hübsche Schmeichelmusik zu hören. Die Angrölerei auf der Bühne, die bekannten Armbewegungen, das Stück überhaupt gefällt Luischen sehr. Ich soll ihr den Inhalt erklären. Ich habe keine Ahnung, obgleich ich die Oper gewiß über dreißig Mal hörte. Ich flunkre allerlei zusammen. Nach dem Theater bring ich sie bis an die Tür zu ihren Verwandten. Wird das eine Überraschung sein.

Am andern Morgen treffen wir uns wieder. Eine Fahrt in einen von unsrer Heimat noch entfernter liegenden Ort ist verabredet. Wir fahren erster Klasse. Natürlich, natürlich. Im Abteil sitzt schon eine alte Dame, die uns fortwährend grimmig über ihre Brille anstiert. Ihre Blicke werden strenger. Wir ducken uns in die Ecken. Luischen sieht mich verstohlen an. Das Weinen scheint ihr näher als das Kichern. Ich rede die Dame an, ich wag es: „Haben Sie vielleicht einen Fahrplan bei sich?" Sehr kurz, in rasend schneller Aufeinanderfolge der Worte, von denen uns jedes beißt, antwortet sie: „Hab ich nicht." Schweigen. Ihre Blicke werden immer strenger, drohender. Ich wag es noch einmal: „Ist Ihnen vielleicht diese Gegend hier bekannt?" Wieder in derselben rasend raschen Wortaufeinanderfolge: „Kenn ich nicht." Schweigen. Das Anglotzen wird unausstehlich . . . „Station Eschbach. Umsteigen nach Berlin." Die Dame entfernt sich. Aber ihren letzten langen, unheimlichen, giftigen, wütenden Blick vergess ich niemals.

Ein weißlanghaariger Herr, ohne Bart, steigt ein und grüßt uns freundlich. Hinter ihm folgt mit einem Reisetäschchen ein andrer weißhaariger Herr, auch ohne Bart.

Der alte Herr mit den langen Haaren scheint sich mit uns in ein Gespräch einlassen zu wollen. Mit einem Male sagt er: „Lieber Schwenke, wo haben Sie denn unser Fläschchen?" Herr Schwenke überreicht mit einer Art Verbeugung eine kleine, zierliche, korbumflochtene Flasche. Der Herr mit den langen Haaren nimmt sie, dreht vom Mundstück ein Silberbecherlein, schenkt dunkeln roten Wein ein und sagt zu Luischen, mit etwas schüttelndem Haupte: „Darf ich Ihnen anbieten, gnädiges Fräulein? Der Herr Bruder wirds erlauben." Luischen nimmt errötend, ein wenig gezwungen den Trunk. Dann erhalte ich auch einen guten Schluck. Endlich schenkt sich der Alte selbst ein und sagt, nachdem er getrunken hat: „Nun, lieber Schwenke, vergessen Sie sich selbst nicht" und gibt ihm die Flasche. „Ja, ja, wir Alten, wir brauchen es schon als Medizin." Er

wird ganz lustig und lebhaft, erzählt uns von seinen Reisen, und endlich spricht er: „Ja, die jungen Herrschaften ahnen wohl nicht, daß ich von Berlin nach Störfluth, die Station muß gleich kommen, nur fahre, um eine sich dort vorfindende Abart der Nachtlichtnelke, die sonst nirgends in Deutschland wächst, zu suchen. Der gute Herr Minister ist so freundlich gewesen, mir die Lehrer des Ortes zur Verfügung zu stellen. Wenn nur kein Empfang ist." Und dann lächelt er, als wir ungläubige Gesichter machen: „Die blaue Blume ist es nicht. Die hab ich längst gefunden, die heißt für mich die Einsamkeit. Aber da sind wir an Ort und Stelle." Er steht auf, drückt uns die Hände, und ich kann nicht unterlassen, mich ihm vorzustellen. Er antwortet verbindlich: „Herzog Gneomar." Ah, ein wirklicher Herzog, der sich eine Blume suchen will. Ein alter deutscher Herzog auf der Jagd nach einem Blümchen. Wir sehen eine weißgekleidete Mädchenschar, Knaben mit einer Fahne. Der Zug braust weiter. Wir recken die Hälse, um so lang wie möglich dem alten Herzog nachzublicken.

Nun sind wir in der fremden Stadt angekommen und staunen Straßen und Plätze an. Wir verirren uns. Endlich trinken wir Rheinwein im Ratskeller. Als wir wieder an die Luft kommen, fühl ich einen kleinen Swips. Ich muß lachen über den dicken Roland, der vorm Ratskeller steht. Er gleicht einer versteinerten Droschke. Luischen lacht auch. Ach, es ist so köstlich, so köstlich . . .

Holde Fee des Geheimnisses, dein Rabenhaar schützte uns vor den Giftzungen. Hab Dank.

Die Spieluhr.

Vor einigen Jahren besuchte ich eine junge Dame, die ich eine lange Zeit nicht gesehen hatte. In ihrem väterlichen Hause hatte ich manche frohe Stunde verlebt. Nun traf ich sie wieder als verheiratete Frau. Sie war nach dem Tode ihrer Eltern mit ihrem Gatten in das ererbte Haus gezogen. Dort machte sie mich mit ihrem liebenswürdigen Eheherrn bekannt. Wir unterhalten uns von dem, von diesem, wies so geht. Als ich mich verabschieden will, tritt Frau de Wiele zu mir: „Sie müssen sich von der Gartensaaltür aus die Landschaft wieder betrachten. Ich erinnere mich, wie gerne Sie von dort in die Ferne schauten."

„Mit Vergnügen, gnädige Frau."

„Wir drei gehen an die Tür."

„Das ist Grönsen," sagt Herr de Wiele.

„Der rote kleine Turm?"

„Nein, etwas rechts; bitte über den Apfelbaum weg."

„Ah ja, ich sehe. Ich vermisse aber die hübsche Kirche von Kampen. Sie lag doch —"

„Die hat der Blitz im vorigen Jahre eingeäschert."

„Du bist — der bes—te Bru—der a—auch nicht," spielt plötzlich die alte Rokoko-Uhr auf der Diele.

Frau de Wiele errötet leicht: „Aber, Herr Doktor, tausendmal um Verzeihung, daß ich meine Pflichten als Hausfrau vergaß. Sie müssen mit uns frühstücken."

. . . und die junge Frau ist verschwunden.

Mir fiel da, plumps wie der Stein in den Teich, eine kleine, hübsche, unschuldige Geschichte ein.

Bald saßen wir am Frühstückstisch. Frau de Wiele ist heiter wie vorhin. Die Röte ist längst verflogen.

Auf dem Nachhauseweg mußte ich einmal vor mich hinlächeln:

Frau de Wiele, wie sie noch ein junges Mädchen war, und ich hatten einmal in schwüler Mittagstunde in der Gartensaaltür gestanden. Ich entsann mich, daß aus der nun

abgebrannten Kirche von Kampen just die Jahrmarktsfahne ausgehängt wurde, und daß wir das beobachteten.

Es war so still.

Das hübsche schlanke Mädchen lag, weiß der Kuckuck, wies kam, an meiner Schulter.

Es war so still.

Meine rechte Hand umfaßte, weiß der Kuckuck, wies kam, ihr Gürtelband.

Es war so still.

Wir küßten uns.

„Du bist — der bes—te Bru—der a—auch nicht," spielte plötzlich die alte Rokoko-Uhr.

Wohlachtbares Stelldichein.

Vor Jahren einmal, so erzählte mir mein junger Gutsnachbar, als ich etwa um die Mitte des Monats Mai durch die Amalienstraße ging — ich wohne jährlich fünf, sechs Wochen im schönen, vollebendurchtränkten München —, fiel mir vor einem winzigen Laden ein Mädel auf, das mit seinen Schwestern, so schätzte ich diese, Ball spielte, indem es einen solchen gegen die Wand warf und ihn dann jubelnd von den Kleinen auffangen ließ. Zwischen ihnen machte ein noch nicht jähriger Bernhardinerhund, den ich Säntis rufen hörte, seine tollpatschigen Sprünge. Ich blieb stehn, um einen Augenblick dem lustigen Treiben zuzuschauen. Am andern Tage, um die gleiche Stunde, durchwanderte ich wieder die Straße. Und wieder blieb ich stehn, um kurze Zeit das anmutige Durcheinander zu beobachten. Aber ich richtete, bewußt oder nicht, meine Augen auf die Älteste: das Mädchen mochte siebzehn Jahre nicht überschritten haben. Und so sehr fesselten mich ihr Gesicht, ihre Bewegungen, ihr Wesen, daß ich in ein nebenan liegendes Wirtshaus eintrat und von hier aus, nachdem ich ein Fenster zu ebener Erde geöffnet hatte, dem Haschen und Fangen weiter zusah. Die Liebe, das heiße Begehren, wir Menschen wissen es alle, kommt oft ganz plötzlich. An Tausenden und Abertausenden von jungen Weibern sind wir, ohne daß wir den Ruck im Herzen und in der Brust gefühlt haben, vorbeigegangen; dann mit einem Mal, bei einer Begegnung, wenn sie auch noch so flüchtig, kommt dieser Ruck . . .

Schon am nächsten Tage war ich von neuem auf meinem Posten. Die gleiche heitere Gesellschaft, wie in den vorgängigen, tummelte sich wieder auf dem Bürgersteig. Bald hatt ich ein launiges Wort dazwischen geworfen, das lachend aufgenommen wurde. Das Mädel, das an mich herangetreten war, erklärte mir auf Befragen, daß sie Seffi (Josephine) Achtmeier hieße.

In der darauf folgenden Woche sagte mir einmal schnell

das hübsche Kind — ich hatte mich stark in sie verliebt und ihr das auch schon unzweideutig zu verstehen gegeben —: „Dös is mei Pat," indem sie mit den Augen auf einen alten Herrn zeigte, der uns mißtrauisch und mürrisch aus einem gegenüber liegenden Hause überwacht hatte. „Der leidts net."

Nun, wie solche Sachen sich immer entwickeln: Seffi hatte mir das erste Stelldichein um elf Uhr vormittags im Englischen Garten versprochen für den nächsten Tag. Wir hatten die erste Bank südlich von der Schwabinger Brücke bestimmt.

Schon um zehn Uhr, in brennender Erwartung, war ich an Ort und Stelle. Wir hatten verabredet, uns, wenn der Sitz besetzt sei, aneinander zu schließen und weiter zu gehen. Der herrliche Englische Garten ist von solcher Ausdehnung, daß sich viele hundert einsame Stellen finden.

Und richtig, die Bank war besetzt; zu meinem großen Ärger. Eine alte Dame, mit dem geschäftigsten Strickzeug in der Hand, hatte es sich dort bequem gemacht. Ich saß finster, immer die Zeit berechnend, neben ihr. Und sie rückte und rührte sich nicht.

Ich unterdessen, um mir die Zeit zu vertreiben, betrachtete meine Umgebung: Im denkbar leuchtendsten Sommertag-Sonnenlicht schimmerte das erste helle Grün der beiden großen Eschen, die rechts und links, wie Wächter unseres Ruheplatzes, standen. Gelbe Taubnessel, Ehrenpreis, Storchschnabel, wilde Stachelbeeren, Hahnenfuß blühten im wuchernden Grase. Der Löwenzahn hatte schon die Federchen angesetzt, die von den Kindern so gern ins Weite geblasen werden.

Aus der Ferne klangen schwach aus einer Villa die Töne eines Klaviers. Blau- und rotsamtene, goldeingefaßte Tücher hingen aus den Fenstern und über den Türen eines Wirtshauses, das, geschmückt wohl zum Empfang eines Vereins, jenseits des hinter uns fließenden Isararmes durch Ulmen

und kerzentragende Kastanien prunkte. Die Farben machten sich prächtig in all dem Freiluftlicht.

Vor uns glänzte ein Teil des Kleinhesseloher Sees. Die Hälfte dieses Teiles lag in grellster Sonne. Ein leises Lüftchen kräuselte die Fläche; als wenn unaufhörlich goldene Tropfen hineinfielen, glitzerten die Wellchen. Die andere Hälfte lag im Schatten einer baumbestandenen Insel; über diesem Wasser schwebten unausgesetzt zwei Möwen. Es kam mir vor, als wenn ich ihre Spiegelbilder sehen könne. Und mehr wohl, um mein unruhiges Blut zu beschwichtigen, als daß es in meine augenblickliche Lage paßte, sagte ich mir leise das wundervolle Gedicht Conrad Ferdinand Meyers vor:

Möwen sah um einen Felsen kreisen
Ich in unermüdlich gleichen Gleisen,
Auf gespannter Schwinge schweben bleibend,
Eine schimmernd weiße Bahn beschreibend,
Und zugleich im grünen Meeresspiegel
Sah ich um dieselben Felsenspitzen
Eine helle Jagd gestreckter Flügel
Unermüdlich durch die Tiefe blitzen.
Und der Spiegel hatte solche Klarheit,
Daß sich anders nicht die Flügel hoben
Tief im Meer, als hoch in Lüften oben,
Daß sich völlig glichen Trug und Wahrheit.

Allgemach beschlich es mich wie Grauen,
Schein und Wesen so verwandt zu schauen,
Und ich fragte mich, am Strand verharrend,
Ins gespenstische Geflatter starrend:
Und du selber? Bist du echt beflügelt?
Oder nur gemalt und abgespiegelt?
Gaukelst du im Kreis mit Fabeldingen?
Oder hast du Blut in deinen Schwingen?

Auf dem Reitweg, der nicht weit vor uns lag, nur durch ein durchsichtig Gebüsch getrennt, ritten ab und zu ausgezeichnet zu Pferde sitzende Offiziere, Gentlemen in Zivil und Damen vorbei.

Endlich erhob sich die alte Dame, es war fünf Minuten

vor elf, und ging, mich freundlich und artig mit dem Haupte grüßend, von dannen. Ich war allein. Eine Weindrossel, Kerfe und Raupen im Schnabel, sah mich einen Augenblick an. Ein doppeltschlägiger Schwarzkopf schlug über mir.

Ich war allein. Aufgesprungen, in fiebernder Ungeduld (welches Weib der Erde ließe nicht a bissl auf sich warten), nahm ich wahr, daß der graue Anzug der alten Dame immer mehr verschwand; nahm ich wahr, daß von der Schwabinger Brücke her ein helles Kleid . . . sie kam, schneller und schneller, den täppisch sich an sie drängenden Bernhardiner mit einer abgebrochenen Goldregentraube lachend auf die Nase schlagend. Und dann preßten sich stürmisch zwei apfelgroße, apfelharte Brüstchen an meine Brust, und . . . nun, das Weitere hat jeder erlebt.

Flehentlich bat ich sie, heut am Abend um neun Uhr wieder hier zu sein. Aber sie wehrte, immer wieder die gleichen Ausdrücke wiederholend: „I kann net, i dörf net." Doch mußte meine Sprache einen Zauber der Überredungskunst in sich haben (und jedes Weib findet unter allen Umständen den Weg, wenn sie will), und als ich gar von einer gemeinsamen Fahrt nach Partenkirchen anfing, fiel sie mir um den Hals und rief: „I kimm, i kimm!"

„I kimm, i kimm" . . . und vor uns, wie aus einer Versenkung gehoben, stand: „Jessas Maria, dös is mei Pat" . . . Seffi verschwand im Nu, und vor mir pflanzte sich, beide Hände auf seinen Stock stützend, umgeben von zwei rostgelben Teckeln und einem dunkelbraunen Jagdhund, der Herr Pate auf. In stark ausgesprochnem Münchner Jargon — die Exzellenz und das Hökerweib haben unterschiedslos in München die gleiche Aussprache, das ö wird e, daß ü: i, das eu: ei — begann der alte Herr auf mich einzureden: „Mein Name ist Baron Binzhuber." (Ich machte mich mit ihm bekannt.) „Das junge Mädchen, das Sie eben verließ, ist mein Patenkind. Sie ist die Tochter eines wohlachtbaren Bürgers, Franz Xaver Achtmeiers dahier. Dieser und ich

haben für ihr Seelenheil zu sorgen. Ich bitte Sie daher, mir Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie fernerhin —"

„Ich gebe durchaus nicht mein Ehrenwort."

Und ich machte Kehrt und ging von dannen, den alten Herrn stehen lassend.

Abends trafen das Seffichen (für die Folge nannte ich sie Beppi, weil mir Seffi zu fürchterlich klang) und ich uns an der verabredeten Stelle. Aber wir entfernten uns schleunig. Das Mädel erzählte mir, daß ihr der Pate am Morgen nachgeschlichen sein müsse.

Und was soll ich weiter sagen. Liebesgeschichten sind so langweilig zu erzählen: Siedehitze, Sommerwärme, Herbstsonne, 15 Grade Réaumur, 5 Grade Réaumur, Gefrierpunkt . . .

Und doch ist die Liebe das Einzige . . . schloß mein junger Gutsnachbar.

Auf der Pürsche.

Es hat — erzählte mir der Baron — es hat eine böse Fee mir gründliches Hassen des Philistertums jeder Art in die Wiege gelegt. Damit ist mein dornenvoller Lebensgang eigentlich schon bezeichnet, denn nichts ärgert unsre Mitmenschen mehr, als wenn sie merken, daß wir anders denken als sie: wenn wir mit dem Turban umhergehen, während sie nur Pudelmützen zu tragen sich erlauben. Immer nur mit der Masse schwimmen; gegen jedes Ursprüngliche wütender Haß. Ans Kreuz, ans Kreuz den Propheten, schrie ja von jeher das Volk. Doch wohin gerate ich; wir waren mitten in Jagdgesprächen.

Infolge des Sturzes mit dem Pferde, der meine Knochen wie eine gutgetroffene Kegelgesellschaft, alle Neun, zusammengeworfen hatte, mußte ich nach der guten Zusammenflickung zwei Jahre im Süden zubringen. Und nun, da ich seit vierzehn Tagen wieder auf meinem Gut in Schleswig-Holstein war, hatten mir die Ärzte den ersten Pürschgang erlaubt.

Nichts, nichts in der Welt geht mir über einen solchen. Mit dem ersten Schritt in den Wald ist es mir, als wenn die Neidhölle, der Schmutz, der Ekel der Welt von mir weicht. Ich bin allein. Schnurstracks dem Winde entgegengehend, mit gespanntem Hahn, auf das Benehmen der Drossel, die den Jäger so gern verrät durch ihren Lärm, horchend, nach allen Seiten mich umsehend, die beliebten Plätze anschleichend, und was alles noch dazu gehört, war ich endlich in der Nähe einer kleinen Waldblöße angelangt, die ich als beliebten Brunftplatz, aber auch als einen Platz kannte, auf den die Hirsche zum ruhigen Äsen gern austraten.

Mit erhöhter Vorsicht, oft stehen bleibend, bis ein Geräusch, das irgendwo erklang, erstorben war, und mich gewissermaßen vorwärtsschiebend, entdeckte ich, wie nach vorn hineingefallen in die natürliche Hecke der Stechpalmen, einen Mann. Zuerst hielt ich ihn für tot, bis ich seine nach rück-

wärts gehaltnen Hände in starken Zuckungen sah. Die Finger waren in unaufhörlicher Bewegung. Auch als ich zu ihm hintrat, gewahrte er mich nicht. Ich erkannte ihn, beinahe dicht seitwärts neben ihm stehend, als einen meiner Reitknechte. Seine Augen funkelten, sein Mund verzog sich zur Grimasse — aber was in aller Welt . . . ah so: nun erblickte ich auf der kleinen Wiese ein Menschenpaar. Mein Schreiber, ein hochstämmiger, breitschultriger Bursche, hielt die Kammerjungfer meiner Frau in seinen Armen. Er überschüttete sie, wie mir schien, mit den zärtlichsten Liebesworten. Das Mädchen hatte ihre linke Backe an seine Brust gelehnt und hörte nun in Entzücken den ungeheuern Schwall an. Dies hinderte sie aber durchaus nicht, fortwährend die Augen ängstlich in die Runde zu schicken.

Nun wollte ich vortreten, aber mir zuvor kam der Reitknecht. Mit einem Wutgeheul brach er durch den Busch und warf im Umsehen den Schreiber zu Boden und kniete auf ihm. Dieser aber schüttelte ihn von sich und kniete nun seinerseits auf dem tückischen Angreifer. Das Mädchen indessen hatte sich scheu einige Schritte zurückgezogen und die Knöchel des linken Zeigefingers in den Mund geschoben. Aus ihren Augen leuchtete jene unverhohlene Freude des Weibes, wenn sie ihretwegen zwei Männer sich raufen sieht.

Der Unterlegne wühlte in seiner linken Hosentasche, um das Messer heraus zu holen. Das war für mich das Zeichen, vorzuspringen und das Gewehr auf den Knäuel zu halten. Sofort sprangen beide auf und machten ungeheuer dumme Gesichter. Das Mädchen fing an zu weinen. Ich schickte sie zuerst weg, dann nach einer Viertelstunde den Schreiber; den Reitknecht ließ ich noch eine halbe Stunde auf der Jagd neben mir hergehen.

Unterwegs, auf einer Kräutersuche, traf ich meinen Apotheker aus dem nächsten Städtchen. Sein Gesicht, er hatte mich seit meiner Rückkehr noch nicht wieder gesehen, drückte so unverkennbar die Frage aus: wie ist ihm denn, wird er noch ein Jahr lang bei mir Medizin und Salben kaufen müssen?

daß ich dem Zweitausendprozentler gradezu in die Augen lachen mußte. Gewiß trank er auf die Freude, mich noch verhältnismäßig elend zu finden, ein zweites Glas Bier im „Lustigen Bruder". So sind wir Menschen. Aber wir müssen doch unsre Freude wenigstens beherrschen können.

Die Jagd, das fortwährende Aufpassenmüssen, hatte mich allerdings angestrengt, sodaß ich froh war, am Waldrand das Häuschen von Telsche Grüttpott, wie die Bauern sie nannten, zu erreichen.

Telsche Grüttpott, sie mochte ihre achtzig Jahre hinter sich haben, hatte entschieden Zigeunerblut in den Adern. In der ganzen Umgegend war sie verschrieen. Überall weggejagt, schenkte ich ihr ein leerstehendes Waldwärterhäuschen mit der Bedingung, die Gänse und Hühner in meinen Dörfern von nun an in Frieden zu lassen. Eine kleine jährliche Geldsumme, die ich ihr aussetzte, und, zum großen Ärger meiner Förster, das Recht, das ich ihr gab, Holz und Beeren zu sammeln in meinen Revieren, hatten sie in den Stand gebracht, sich ehrlich durchzuschlagen. Freilich, das Kartenlegen, das sie als eine ihr durchaus gebührende Angelegenheit ruhig in ihrem Häuschen weiter ausführte, hätte ich ihr gern untersagt. Als ich aber merkte, daß sie durch die Dummheit ihrer Mitmenschen einen kleinen Nebenverdienst hatte, ließ ich sie gewähren. Mir selbst sogar machte es zuweilen Spaß, mir wahrsagen zu lassen von ihr.

In ihren Räumen sah es keineswegs wie bei einer Hexe, einer Wahrsagerin aus. Einige Möbel, die ich ihr geschenkt, hatte sie hübsch aufgestellt. Alles glänzte, und nicht zum wenigsten die beiden Zimmer, die ich mir oben bei ihr hatte einrichten lassen für den Fall, daß ich gleich morgens in den Wald hinaustreten wollte.

Als sie mich ankommen sah, war ihre Freude groß. Wie viel hatte sie zu fragen. Dem freundlichen Gesichte konnte ich es ansehen, daß sie froh war über meine Ankunft.

„Na, Telsch, nu man de Korden (Karten) rut."

Sie nahm ein für mich stets bereit gehaltnes Sonderspiel

Karten heraus; die zum gewöhnlichen Gebrauch sahen kleinen Schmutzplatten nicht unähnlich. Und nun legte sie, dabei immer mit dem Kopfe nickend.

Die ersten drei Karten. „Sehn Se mal, Herr Baron, Se steit hier 'n ganz gode Kord to. Abers Se kregen 'n beten Verdruß; doch liggt dat bald ganz hartli un god werr (wieder)."

Drei neue Karten. Dazu mit ruhigem Kopfnicken: „Bald kregen Se grote Niigkeiten vun 'n dunklen Mann dörch 'n Breef to weten."

Drei neue Karten. Mit ruhigem Kopfnicken: „Ock steit Se dörch 'n blonden Mann 'n grote Verlustkord an Geld to."

Drei neue Karten. Mit demselben Kopfnicken: „Süh an, 'n lütte brune Deern" . . .

„Hör auf, Telsch, ich bin verheiratet. Du weißt, wie glücklich ich lebe. Telsch, Telsch, hest du nix vun ehr hört?"

„Nix, nix, nümmer nix, Herr Baron."

„Das sind jetzt zwanzig Jahre her, Telsch; ich ließ alle Teiche absuchen; weißt du noch? Und die Gerichte setzten Alles in Bewegung. Nirgends, nirgends . . .

Höre mich, Telsch, das läßt dir meine gute Frau sagen, und ich sage es mit ihr: Von morgen an ziehst du zu uns auf den Hof, in das Haus des Vogtes. Du darfst nun nicht mehr hier allein leben, du bist zu alt geworden."

„Herr, Herr," antwortete nur die Alte.

* * *

Ich war auf dem Heimwege. Der Vollmond überglänzte die Welt. Am Rande des Waldes im Schatten der Bäume gehend, sah ich zuweilen aus den beschienenen Kornfeldern das Erntekind sich erheben. Ein Wiesel huschte mir vorüber, sein braunrotes Pelzchen funkelte. Tief, tief aus dem Holz zankte eine Schwarzdrossel tiektiktiktik. Konnte sie denn selbst zu dieser Abendstunde nicht den Schnabel halten? Einer Ziege, die sich losgerissen hatte, ging ich vorüber. Sie hatte

die zierlichen Vorderbeine auf den Wall gesetzt und rupfte Blätter.

Aus unendlicher Entfernung klang der Gesang eines Wanderers. Es war das von Rückert in seine Gedichte aufgenommene Volkslied:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
Ach, wie liegt so weit, ach, wie liegt so weit,
Was mein einst war.

Ich blieb stehn und blickte träumerisch in die helle weite Landschaft hinaus. Am Himmel blitzte der Jugendstern. So hatte ihn mir meine Mutter einst genannt. Er blitzte feurig wie immer. Ich breitete meine Arme nach ihm aus: „Gieb mir meine Jugend wieder." Und dann hörte es nur der Kauz, der mit seinen sanften Schwingen über mich wegflog: „Julianka."

Und die Erinnerung überkam mich: Vor zwanzig Jahren, als Einundzwanzigjähriger, hatte ich die Güter meines verstorbenen Vaters übernommen. Damals gleich schenkte ich das Waldhäuschen an Telsche. Eines Abends war ich hinausgewandert, um dort zu übernachten. Zur Ruhe gegangen, hörte ich plötzlich eine italienische Drehorgel unter meinem Fenster. Von jeher hat mich eine solche in unerklärliche Stimmungen versetzt. Immer, wenn sie tönt, denke ich an ein Erinnern aus einer schönern Welt. In diesen Tagen hatte ich zum ersten Mal Theodor Storms „Immensee" gelesen, und zum ersten Mal empfunden, was Poesie sei. Das kam hinzu.

Ich setzte mich auf den Bettrand und fing an zu träumen. Dann zog mich die helle Nacht ans Fenster. Zu meinem höchsten Erstaunen sah ich unten im Vollmondlicht auf einem Teppich eine Gauklerin tanzen in kurzem Röckchen. Die Silbermünzen, die sie wie einen Kranz um die Stirn gelegt hatte, klappten auf und nieder. Sie hielt hinter ihrem Kopfe ein feuerrotes Tüchlein, und ließ dieses Tuch, an den Enden von den Händen gefaßt, hin und her schieben. Wie zier-

lich ihre Schritte zu dem langsamen Walzer; welche holde, ruhige Bewegungen ihres schmiegsamen Körpers.

„Telsche, Telsche," rief ich aus der Tür. Die Alte kam und entschuldigte sich bei mir. Es sei ihr Enkelkind. Das hätte sie nicht ahnen können, daß noch so spät die Gauklerin und so für sich allein tanzen würde.

„Laß es gut sein, Telsch; störe sie nicht. Und wenn sie geendet hat, rufe mich."

Es kam, wie es kommen mußte. Ich verliebte mich noch an demselben Abend heiß in das Mädchen. Bald war ich ganz in das Haus Mutter Telschens gezogen, vernachlässigte alles Übrige und kam schließlich in Verruf bei meinen Nachbarn.

Aber wenn wir verliebt sind? Wenn wir eine Reihe unbeschreiblich glücklicher Tage erleben in erster Jugendkraft, was geht uns die Welt an?

Zuweilen in stillen Sommernächten, wenn ich an den Stamm einer Eiche gelehnt saß, ruhte ihr Köpfchen an meiner Schulter, und sich auf der Zither begleitend sang sie mir fremdländische Weisen. Oder sie tanzte vor mir im Mondenschein draußen, so zierlich, so biegsam; die Kastagnetten klapperten. Oder mit den Knöcheln schlug sie das Tamburin dabei. Sie war mir die Göttin aller Poesie, auf unsre arme, armselige Erde herabgestiegen aus den Himmeln. Und über uns leuchtete feurig der Jugendstern.

Eines heißen Augustabends, die Alte kaufte ein im nächsten Städtchen, hatte sie sich mit Blumen geschmückt. Über den Silbermünzen um die Stirn ruhte ein Kranz von dunkelroten Rosen.

Ich lag im Zimmer auf einem Ruhebett, während sie, mich unablässig aus ihren dunklen, schwarzen Augen ansehend, vor mir auf dem Teppich tanzte. Als sie geendet, stürzte sie auf mich zu und küßte mich wild. Ich sank vor ihr nieder.

Und nun geschah etwas Wunderbares. Sie fing wieder an zu tanzen im langsamen Walzertakt, das rote Tuch hinter ihrem Haupte bewegend. Dann, es war wie von selbst, öffneten sich die Türen, und sie tanzte, mir unendlich traurige

Augen zeigend, hinaus ins Freie. Langsam, mit ausgebreiteten Armen, folgte ich ihr. Draußen aber verschwand sie im Schatten der Bäume . . . Ich rief ihr nach: „Julianka — Julianka — Julian — ka.“ Aber niemals ist eine Antwort gekommen.

* * *

Ich kam denn doch mit einem gehörigen Hunger ins Schloß zurück und hieb tüchtig in die prächtige Jägersuppe ein. Nach dem Essen beugte ich mich zu meiner im Lehnstuhl sitzenden Frau hinab und sagte ihr: „Kleine Baronin, die letzte Krankheit hat mich alt gemacht; wir wollen uns scheiden lassen.“ Sie aber, den Scherz für Ernst nehmend, zog mich zu sich herunter und antwortete schluchzend: „Nein, nein, nein, wir wollen zusammen bleiben, bis uns der Tod trennt.“

Vor dem Schlafengehen mußte ichs mir gefallen lassen, daß mir eine wollene Jacke von meiner Frau angezogen und ein großes Halstuch umgebunden wurde. In dieser sonderbaren Verkleidung trat ich noch einmal ans Fenster und schaute in den funkelnden Jugendstern. Von ihm her schnarrte mir eine Stimme ins Ohr. Diese Stimme gehörte einem mir bekannten, sehr spottsüchtigen Regierungsrat, der häufig zu sagen pflegte: „Ich habe ein Tendre für die Menschheit, d. h. ich bemitleide diese unglückselige Gesellschaft. Wir Menschen selbst aber sind Canaillen, wahre Canaillen.“

Und diese Stimme hörte ich vom Jugendstern her: „Eure Jugend, die ihr meistens versäumt, bringt ihr mit lateinischen Vokabeln und anderem unnützen Zeug hin. Dann kommt bald das Alter; ihr zieht Nachtjacken an und bindet Tücher um den Hals, habt Schnupfen und Zahnweh, nehmt Kamillentee und setzt euch endlich die Schlafmütze auf.

Kommt herauf zu mir, ihr kleinen unangenehmen Bestien. Hier findet ihr ewige Kraft, ewiges Feuer, ewige Jugend!“

Durchgekämpft.

Wir saßen zu Fünfen nach einem kleinen feinen Herrendiner im gemütlichen Rauchzimmer des liebenswürdigen Gastgebers. Das Gespräch wurde hier intimer als bei Tische. Die behagliche Stimmung tat das ihrige. Jeder kannte die Andern genau. Seit Jahren wohnten wir in dieser Stadt. Seit Jahren begegneten wir uns in den Gesellschaften und am Stammtisch . . .

Es wurde lebhaft über einen Vorfall geredet, der sich gestern zugetragen: Ein sehr ehrenwerter, lustiger, verheirateter Amtsrichter, dem sonst feste Lebensgrundsätze zu eigen gewesen waren, hatte sich erschossen, aus unglücklicher Liebe.

„Ich kann ihm nicht recht geben, denn er verletzte durch seinen Tod die Pflichten, die er gegen seine Familie hatte," sagte trocken und doch, wie mir schien, mit zitternder Stimme ein pensionierter General.

Es wurde hin und her gesprochen. Der General ließ sich nicht von seiner Ansicht abbringen. Und es war wie von selbst gekommen, daß wir ihm schweigend, ohne Einrede, zuhörten. Er erzählte:

„Dreißig Jahre sind vorübergezogen. Alle Namen, die in meiner Geschichte vorkommen, könnte ich nennen. Außer mir lebt keiner der Beteiligten mehr. Aber ich unterlasse auch jetzt die Nennung; sie täte nichts zur Sache. Ich stand in Mainz in Garnison. Ich hatte die Vierzig eben überschritten. Seit elf Jahren war ich verheiratet und lebte in denkbar glücklichster Ehe. Drei Kinder waren uns geschenkt. Es fehlte uns an nichts, könnte ich dreist sagen. Alles war Liebe und Eintracht. Kam je eine kleine Differenz vor, wie in jeder Ehe, so wurde sie rasch zwischen uns ausgeglichen. Meine Frau und ich wußten uns zu behandeln, schonten gegenseitig unsere kleinen Schwächen, hatten nie Geheimnisse voreinander. Nichts trübte unsere Tage.

Bei einem österreichischen Obersten, der in unsrer Nähe wohnte, war ein junges Mädchen, eine Verwandte der Frau,

zu längerem Besuch eingetroffen. Da wir mit dem Obersten nicht in Verkehr standen, ihm und seiner Familie nur in größeren Gesellschaften begegneten, so hatte ich auch nicht Gelegenheit, mit jener jungen Dame näher bekannt zu werden.

Die Verwandte des Obersten war mit einem sächsischen Gutsbesitzer verlobt, der ab und zu seine Verlobte besuchte, besonders dann, wenn Bälle stattfanden, um sich mit seiner Braut einmal wieder tüchtig „auszutanzen und auszurasen", wie sich ein wenig respektvoller Leutnantsmund äußerte.

Traf ich die junge Dame auf der Straße oder am dritten Orte, so erzeigte ich ihr jene gewöhnlichen Anstandspflichten, denen wir alle unterworfen sind. Nichts fesselte mich in irgend einer Weise an sie. Sie war für mich ein junges Mädchen wie tausend andere" . . .

Der General hielt einen Augenblick inne, um sich eine Zigarre anzuzünden.

„Meine Herren, haben Sie jemals glimmende Liebe gekannt?

Allmählich, ohne daß ich es merkte, so wunderbar es klingt, freute ich mich, wenn es die Gelegenheit brachte, das junge Mädchen zu sehen und zu sprechen. Wir plauderten dann lustig, neckten uns in den Grenzen, wie sie durch unsere oberflächliche Bekanntschaft erlaubt waren. Ihre Wiener Aussprache, ihr heiteres, natürliches Benehmen nahm mich ein. Aber sowie wir getrennt waren, dachte ich an sie so wenig wie an jeden anderen mir gleichgültigen Menschen. Und doch, die Liebe glimmte in mir. Aber ich merkte es nicht.

Auf einem Winterballe beim Gouverneur, nachdem ich sie vier Wochen nicht gesehen hatte, traf ich wieder mit ihr zusammen. Während eines Walzers, den sie mit ihrem Verlobten tanzte, geschah es. Ich stand, ohne mich an dem Tanz zu beteiligen, in einer Saaltür mit einem Bekannten im Gespräch. Ich weiß nicht, worüber wir redeten; aber

ich weiß, daß mich irgend etwas zwang, sie zu suchen. Ich fand sie sofort. Sie stand nicht weit von mir und hatte ihre Augen grad auf mich gerichtet. Ich habe nichts vergessen aus dieser Begegnung: Ihr Verlobter, ritterlich über ihre Hand gebeugt, nestelte an einem Armband, das sich gelöst haben mochte, um es lachend wieder zu befestigen. Unsere Blicke trafen sich sekundenlang. Dann schwebte sie weiter im Reigen. Mich aber hatte die Liebe ergriffen.

* * *

Erlassen Sie mir nun Ihnen zu schildern, mit welcher unerhörten Heftigkeit und Grausamkeit der kleine Gott auf mich loshämmerte. Pfeil und Bogen hatte er hinter sich geworfen und trampelte wie ein ungezogener Junge auf meinem Herzen herum.

Gleich die erste Nacht war schrecklich. Ich fegte Alles über Bord, meine Frau, meine Kinder, meine Pflichten, meine ganze Vergangenheit. Ich schmiedete Pläne über Pläne, wie ich sie schon am andern Morgen treffen könnte, wie ich mit ihr, koste es was es wolle, sprechen müsse. Ich war außer mir vor Seligkeit. Aber am andern Morgen, als ich nach unverhofftem kurzen Schlummer erwachte, als ich mit meiner Frau beim Tee saß, als mir die Kinder ihren guten Morgen sagten, fühlte ich etwas wie Ernüchterung. Kaum aber war ich allein, als mich wieder die tollsten Gedanken durchwirbelten. Meine Frau mußte gemerkt haben, daß ich unruhig war. Sie kam, bog ihr Haupt zu mir und flüsterte in ihrer gütigen, stillen Weise: „Dich quält etwas. Bist du krank? Was fehlt dir?" Aber ich lachte sie aus, und sie ging beruhigt weg.

Als ich allein war, ging es mir durch den Kopf: Unsinn. Nimm dich zusammen. Die Pflicht hat hier zu befehlen, sonst nichts. Und ich kämpfte mit aller Macht gegen meine Leidenschaft.

Aber es wollte nicht gehen. Ich wurde immer elender. Meine Frau ward ängstlich. Endlich gab ich ihr Andeutungen

dahin, daß ich Ärgerlichkeiten mit unserm Vermögen gehabt hätte, daß sie sich aber beruhigen möge, es würde alles bald klar werden. Sie wolle mit mir Alles teilen, wie es immer gewesen sei zwischen uns, schluchzte sie. Doch ich bestand darauf, diese Angelegenheit allein zu ordnen. Betrübt entfernte sie sich.

Von dieser Stunde an fühlte ich einen Haß gegen meine Frau aufsteigen. Als mein ältester Knabe, wie er zu tun pflegte, unter meinen Schreibtisch kroch, um dort zu spielen, entfernte ich ihn heftig. Mein Gott, mein Gott, ich haßte auch meine Kinder. Ich haßte meine Frau und meine Kinder.

Am dritten Nachmittag, als ich zu unterliegen drohte, ging ich in den großen Stadtpark, um hier noch einmal Alles zu überlegen. Mir bliebe nichts als der Tod — das war immer und immer der Schluß meiner Gedankenketten.

Es war ein klarer Februartag. Der Frühling hatte eine milde Luft vorgeschickt. Als ich tief in die einsamsten Wege des Gartens gedrungen war, wo ich keiner Menschenseele begegnete, nur allein war mit meiner Liebe, kam plötzlich die junge Dame mir entgegen. Ich hatte sie seit jenem Ballabend nicht gesehen, hatte absichtlich vermieden, sie zu treffen.

Wir waren nebeneinander stehen geblieben wie von selbst, ohne Verabredung, und reichten uns die Hand. Ich führte die ihre nicht an meine Lippen; ich legte meine Stirn darauf. Ich fühlte, daß ich zitterte. Und nun sagte sie, während meine Stirn auf ihrer Hand ruhte, sehr sanft in ihrer österreichischen Aussprache: „Ich weiß, Herr Hauptmann, Sie lieben mich, und Sie wissen es seit dem Balle vorgestern, daß ich Sie gern, sehr gern hab . . . Aber Sie haben eine Frau und liebe Kinder; und ich hab einen Bräutigam, der sich erschießen würde, wenn er —"

Meine Stirn lag immer noch auf ihrem Handschuh.

„Da ists nicht möglich, nicht? Sie könnten Ihre Frau —"

„Mein gnädiges Fräulein," rang es sich aus meiner Brust.

Aber sie fuhr ruhig fort: „Nun sehen Sie, da heißts vernünftig sein. Es wird vorübergehen bei uns beiden. Heut Abend noch reis ich nach Wien zurück. Wir werden uns nicht wiedersehn, um Ihrer Frau, um meines —"

Weiter kam sie nicht. Ich hielt sie fest umschlungen an meiner Brust. Sie löste sich: „Schonen Sie mich. Wir werden — uns — vergessen" . . .

Dann trennte sie sich von mir. Ich blieb stehen, ringend, denn die Minute der Entscheidung war gekommen . . . Meine Frau . . . meine Kinder . . . Das junge starke Wesen, das da von mir ging . . . Ein Schritt, ein Schrei, und sie mußte, das Weib m u ß t e dem Manne folgen . . .

Regungslos, mit aufgerissenen Augen, mit ausgebreiteten Armen starrte ich ihr nach. Ich stöhnte in diesem furchtbaren Kampf. Noch einmal, an der Ecke des Weges, kehrte sie sich um nach mir und winkte mir, als wenn ihr Arm gelähmt sei und sie ihn nur schwach heben könne, zweimal mit dem Taschentuch, das ihre Linke hielt. Dann war sie meinen Blicken entschwunden. Ich aber umschlang einen jungen schlanken Birkenstamm und weinte wie ein Kind.

* * *

Sie war am selben Abend abgereist, wie sie es mir gesagt hatte. Ich hatte noch tausend Kämpfe zu bestehen. Doch allmählich, als ich immer wieder die strenge Dame Pflicht zu Hilfe rief, kehrte Alles ins alte Geleise zurück. Meine Frau hatte mit jenem feinen Gefühl, wie es ihrem Geschlecht vor uns Männern voraus gegeben ist, geahnt . . . Und ihre stille, gleichmäßige Liebe, ihre Güte, ihre Milde taten Wunder und halfen mir hinüber. Nach einem Vierteljahr nahm ich meine kleine Frau einmal auf die Arme und trug sie wie ein Kind im Zimmer umher. Und sie versteckte ihr

Haupt an meiner Brust, und ich hörte leise ihre Stimme: „Nun ist Alles, Alles wieder gut."

Das Pflichtgefühl hatte mir bei der schwersten Prüfung meines Lebens beigestanden," schloß der General seine Erzählung.

Das Mädchen.

Ich ging gelangweilt auf und ab. In einer Stunde konnte ich das Städtchen verlassen, wo ich Geschäfte halber hatte einige Tage zubringen müssen. Plötzlich wurde es im Nebenzimmer lebendig. Zwei Herren waren im Gasthof angekommen. Der Kellner, nachdem er ihnen den Raum gewiesen hatte, war bei mir eingetreten. Auf meine müßige Frage, wer die Fremden seien, gab er zur Antwort, daß es scheine, als wenn Vater und Sohn sich hier getroffen hätten. Der junge Herr sei jedenfalls Student.

Als der Kellner gegangen war, hörte ich den Alten heftig schelten; er war augenscheinlich stark erregt. Aber ich konnte nichts verstehen. Nur das Wort: „das Mädchen", und immer wieder „das Mädchen" vernahm ich. Immer polternder, unwirscher wurde die Stimme; aber immer nur deutlich klang das Wort „das Mädchen" an mein Ohr.

Der Sohn verteidigte sich, flehend, überzeugenwollend. Und auch von ihm war mir einzig und allein das Wort „das Mädchen" vernehmbar. Und nichts konnte ich sonst aus dem leidenschaftlichen Gespräch herausnehmen, als von beiden Seiten das eine Wort: „das Mädchen, das Mädchen".

Ja, ja, das Mädchen, das Mädchen . . .

Gelegenheitsschriften

(Dritte Auflage)

Aus meinem Leben.

(1887)

Hochverehrter Herr Herausgeber!

Wenn jeder von uns erwachsenen Deutschen seinen Lebenslauf, wenn auch noch so gekürzt, in das nächste beste Zeitungsblatt setzen wollte, wie hochkomisch müßte das sein. Was geht mich außerdem die langweilige Tagfahrt an von Hinz und Kunz!

Ähnliche Erwägungen kamen mir bei Ihrer liebenswürdigen Aufforderung, für „Die Gesellschaft" meinen Lebenslauf nach München einzusenden.

Lassen Sie die oben stehende Bemerkung auch auf mich gelten, dann wohlan:

Meine Knabenjahre sind einsam gegangen. Dazu kam die „Dänenzeit". Diese allein war ein schwerer Druck auf allem. Von meinen Hauslehrern und von der Gelehrten Schule brachte ich wenig mit. Nur „Geschichte" hat mich bis zum heutigen Tage immer gleich mit schlagendem Herzen festgehalten. Die Mathematik, „die Schleifmühle des Kopfes", die mir auch bis zur Stunde eine mit tausend Schlüsseln verschlossene Tür ist, hat mir die schwersten Zeiten meines Daseins verursacht.

Meine Untätigkeit brachte mir die entsprechenden Früchte. Nachhilfestunden waren die Folge. Aber dann war ich frei und lief in den Garten, ins Holz, in die Felder, und überließ mich meinen Träumereien.

Früh bin ich Jäger geworden. Mit Hund und Gewehr allein durch Haide, Wald und Busch zu streifen, wird immer mir ein Tag zu leben wert sein. Waidmannsheil!

Ich wollte von Kindheit an Soldat werden. In Dänemark war dies zu jener Zeit einem Schleswig-Holsteiner nicht möglich. Ich ging deshalb nach Preußen. Während meiner aktiven Soldatenzeit hatte ich das Glück, viel hin und her geworfen zu werden. Ich besuchte sieben Provinzen und siebzehn Garnisonen. Dadurch lernte ich Land und Leute

kennen. 1864—1865 war ich am Schluß der letzten Erhebung in Polen. Dann folgten der österreichische und französische Krieg. In beiden Feldzügen wurde ich verwundet.

O du Leutnantszeit! mit deiner fröhlichen Frische, mit deiner Schneidigkeit, mit den vielen herrlichen Freunden und Kameraden, mit allen deinen Rosentagen; mit deinem bis ins Schärfste herangenommenen Pflichtgefühl, mit deiner strengen Selbstzucht.

Später wurde ich in meinem Heimatlande, das ich zwanzig Jahre nur vorübergehend gesehen hatte, königlicher Verwaltungsbeamter.

Seit längerer Zeit habe ich den Abschied genommen, um mich ganz meinen schriftstellerischen Arbeiten hingeben zu können.

Erst in der Mitte meiner dreißiger Jahre schrieb ich, durch einen Zufall veranlaßt, mein erstes wirkliches Gedicht.

Glücklich schätze ich mich, von jeher vornehme, gute Musik gewohnt gewesen zu sein. Unsere fünf Liederkönige, Carl Loewe, Franz Schubert, Robert Schumann, Johannes Brahms und Robert Franz, blieben mir stete Weggenossen. Wieviel des Dankes bin ich ihnen schuldig!

Geboren bin ich zu Kiel am 3. Juni 1844. Meine Geschwister haben früh die Händchen in ihren Särgen falten müssen. Meine verstorbene Mutter Adeline Sylvestra, geborene von Harten, fand ihre Wiege in Philadelphia. Dort stand mein Großvater als amerikanischer General. Er war, wenn auch über die Hälfte an Lebensjahren jünger, einer der letzten, innigeren Freunde des großen Washington.

Vorwort zu „Up ewig ungedeelt."

(1898)

Was Schleswig-Holstein ein Jahrtausend lang ersehnt hat, es ist erreicht! Der „verlassene Bruderstamm" glänzt als eine Perle der Reichskrone unter Schirm und Schutz des gewaltigen Reichsadlers!

Ungestört genießt die treue Provinz die Güter, für die sie schwer gerungen und gelitten hat. Die Begeisterung, die 1848 die Väter und die Brüder in den furchtbaren Kampf trieb, erwachte mit gleichem Ungestüm in den Herzen aller Patrioten, als es galt, am 23. März 1898 das fünfzigjährige Erinnerungsjubiläum an jene große Zeit würdig zu feiern.

Zu Herzen dringen mußte da auch mir, einem Sohne Schleswig-Holsteins, die mich auszeichnende Aufforderung der Verlagsanstalt, meine Kräfte einer Festgabe zu widmen zur Ehrung der Veteranen, zur Mahnung an die Zeitgenossen, die Erinnerung unauslöschlich zu wahren und auf die Nachwelt zu vererben. Denn nur durch eine von Geschlecht zu Geschlecht, durch Jahrhunderte fortgesetzte Einwirkung der Traditionen der Vorzeit vermag sich jene Eigentümlichkeit der Begriffe und Anschauungen zu entwickeln, die, wenn sie scharf genug begrenzt und begrenzend hervortritt, den Namen Volkscharakter erhält.

Ein Volksstamm ohne Vorzeit, ohne Erinnerung hat keinen Rückhalt in der Gefahr. Kündet die Erinnerung von einstiger Größe, dann liegt darin für die Nachkommen eine umso stärkere Mahnung, nicht ihren Glanz zu vermindern. Ist die Erinnerung eine traurige Erinnerung, so liefert sie desto reichere Erfahrungen.

In der Brust eines jeden Menschen schlummert ein Pietätsgefühl für die Begriffe und Eindrücke, die er in seiner Kindheit empfangen hat. Denkt man sich einen Volksstamm als Individuum, so wird das Gedächtnis an seine Vorzeit

zu seinen Kindheitserinnerungen. Diese werden immer tröstend und warnend sprechen, sie werden ein Schutz sein gegen Verweichlichung, Fäulnis und Demoralisation. In der Anerkennung des Wertes, den die Erinnerung an die Ahnenzeit hat, liegt auch zugleich eine Verpflichtung, sie zu erhalten. Darunter sollen natürlich nicht nur die sichtbaren Denkmäler der Vorzeit verstanden werden, sondern auch jedes geistige Zeugnis, jeder dem Volkscharakter eingeprägte Zug aus der entschwundenen Zeit. Vor allem aber die Pflege der Muttersprache, die mit das wichtigste Bindeglied zwischen der Vergangenheit und Gegenwart bildet.

Mitzuwirken, daß der schleswig-holsteinische Volkscharakter und die Muttersprache in ihrer goldnen Reinheit erhalten bleiben, das ist der Zweck des Buches „Up ewig ungedeelt". Und die Mitarbeiterschaft an einem solchen patriotischen Werke, wer möchte sie versagen? Groß schien mir die Aufgabe; galt es doch, gegenüber einer überreichen Literatur etwas Neues zu schaffen. Die Befürchtung war unbegründet. Begeistert wurde das Unternehmen begrüßt. Jeder Patriot hielt Umschau im Schatzkästlein seiner Erinnerung.

[Es folgt eine Aufzählung von Mitarbeitern, die hier weggelassen ist.]

Das Buch „Up ewig ungedeelt" soll ein Volksbuch werden, ein Volksbuch sein. Wenn auch in erster Linie, wie das natürlich ist, die Schilderung der Erhebungsjahre darin berücksichtigt worden ist, so wurde andrerseits besonders ins Auge gefaßt, mehr Einzelzüge als „Geschichte", mehr Episode als „Generalstabswerk", mehr Humor als „kalte Diplomatie" zu geben. Denn noch einmal sollte soviel wie möglich alles herangezogen, erzählt und der Nachwelt aufgehoben werden, was Schleswig-Holstein in diesen drei Jahren erlebt, gelitten und gekämpft hat.

Kaum glaublich werden unsre jüngeren Zeitgenossen unsre Schilderungen finden von Akten politischer Willkür, von Unterdrückung und Verfolgung, die unser Land, die ein-

zelne Patrioten von Kopenhagen aus erfuhren. Wenn wir an schönen Sommertagen die herrlichen Buchenwälder der dänischen Inseln erblicken, die so gastfreundlich und liebenswürdig zu Besuch und Einkehr auffordern, dann erscheint uns die Vergangenheit wie ein Traum.

Wir leben heute mit unsern Nachbarn jenseits des Sundes in Frieden. Das aber durfte uns nicht hindern, ohne Rücksicht noch einmal hervorzuheben, was uns in jenen Kampfesjahren von den Dänen widerfahren ist. Denn dies war geboten, um die Erhebung in hellem Licht als das erscheinen zu lassen, was sie war: ein Kampf der Unterdrückten gegen die Unterdrücker! So betrachtet, wird niemand in unsern historisch treuen Anführungen den Versuch finden können, von neuem Haß und Zwietracht zwischen zwei Nachbarvölkern zu säen, die zudem beide dem germanischen Volksstamm entsprossen sind.

Noch heute finden wir in zahlreichen Exemplaren, namentlich auf dem Lande, den Dankwerth, jenes groß angelegte Werk, das uns unser Schleswig-Holstein vor zweihundertundfünfzig Jahren vor Augen führt. Und das Werk wird heilig gehalten; es hat sich bis auf den heutigen Tag fortgeerbt in den Familien. So möge es auch geschehen mit „Up ewig ungedeelt". Möge es eine liebevolle Aufnahme finden in unseren Familien, in Stadt und Land, im Schloß und in der ärmsten Haidehütte und überall da, wo Schleswig-Holsteiner in der Fremde wohnen. Denn es zeigt noch einmal und vielleicht zum letzten Mal, wessen unser Schleswig-Holstein in seinen furchtbarsten Drangsalen fähig gewesen ist: seine großen Männer, seine Aufopferungsfähigkeit, seine Ruhe und sein Sich-gleich-bleiben selbst in schwierigsten politischen Zeiten, seine moralischen Eigenschaften; denn die blieben und bleiben sich gleich, was immer auch über die Doppeleiche hinwegrauscht, wie oft sie auch vom Sturm durchschüttelt und bis auf die Wurzel durchschüttert ist. Alles das möchte „Up ewig ungedeelt" aufbewahrt haben, daß

es nie und nimmer von unsern Nachkommen vergessen werde. Es zeigt noch einmal die Liebe und Treue des Schleswig-Holsteiners zu seiner Scholle, es zeigt noch einmal die unerschütterliche Festigkeit, mit der das kleine „meerumschlungene" Land stets *sich selbst* geblieben ist und bleiben wird.

Heinrich von Kleist.

(1885)

O du, die aus dem Kampf empörter Zeit
Die einzige Siegerin hervorgegangen:
Was für ein Wort, dein würdig, sag' ich dir?
So zieht ein Cherub mit gespreizten Flügeln
Zur Nachtzeit durch die Luft, und auf den Rücken
Geworfen staunen ihn, von Glanz geblendet,
Der Welt betroffene Geschlechter an.

An die Königin Luise von Preußen.

Nicht zum wenigsten haben wir es Wilbrandt, Paul Lindau und Zolling zu verdanken, daß wir den größten Dramatiker, den Deutschland je besessen, Heinrich von Kleist, gewissermaßen gefunden haben, daß sich die Kleistgemeinde mit jedem Jahre vergrößert. Die Himmelschönheit seiner Penthesilea wäre — trotz Tieck — vielleicht für immer uns verloren gegangen; das Kätchen von Heilbronn, in der fürchterlichen Verballhornisierung, ein Zugstück der Vorstadttheater geblieben. Selbst Literaturhistoriker berühmtesten Namens haben den Wannseeer Selbstmörder vornehm über die Achsel angesehn, ihn, weil sie ihn nicht fassen, erklären, „rubricieren" konnten, in ihren Geschichten der Dichter und Dichtungen „links liegen lassen" oder in Ramschkritiken (à 50 bis 60 Stück Dichter auf einmal) besprochen.

Es ist nicht unerklärlich, daß Goethe sich zu Penthesilea (das ihm zugesandte Fragment stand im „Phöbus") kalt zeigte. Er — wird mir nun die Zunge ausgerissen? — verstand die Tragödie nicht; sie widerte ihn an. Er sah nur den kranken Kleist aus ihr.

Daß der deutsche gute Hunderttausendbiedermann, wie heute und immerdar, das wundervolle Trauerspiel nicht ins Herz aufnehmen konnte, braucht nicht erwähnt zu werden. Der deutsche Philister, ob Prinz oder Zigarrendreher, und — Penthesilea!

Schiller, der den Ruinenbesinger und Sonnenuntergang-

anflöter Matthisson sehr hoch schätzte, verwarf, ja verabscheute (im Stillen) Bürger; auch Kleist muß ihm widerwärtig gewesen sein.

Was wäre aus Heinrich Kleist geworden, wenn er von vorn herein seinem innersten Wesen gefolgt wäre, wenn er nicht Jahrelang mathematischen und philosophischen Studien sich hingegeben hätte, mit dem ganzen Ernst und der unerbittlichen Strenge, womit er alles durchführte, was er angriff.

Bei Kleist sehen wir das Wunderbare, daß ihn seine zahlreichen Reisen, Versetzungen, seine oft sehr kurzen Aufenthalte nicht abhalten, überall, wo er gerade sich befindet, an dem weiter zu spinnen, zu denken, zu schreiben, mit dem er sich zur Zeit beschäftigt. Wir wissen von ihm, daß er, zuweilen völlig abwesend, mitten in einer Gesellschaft stumm in sich versank und die Anwesenden dann durch heftige Geberden und plötzlich für sich laut gesprochene Verse erschreckte. Andere Dichter — in den meisten Fällen — können unterwegs nicht dichten; können überhaupt nur in ihrem stillen, langbewohnten Zimmer arbeiten.

Was wäre aus Heinrich Kleist geworden, wenn ihn in den letzten Jahren nicht Brotsorgen scheußlichster Art gepeinigt hätten! Es ist bekannt, was der Staatskanzler Hardenberg tat, als sich ihm Kleist — wie tief muß das den Dichter gedemütigt haben — in einer untertänigsten Bittschrift nahte. Kleist war nicht mit dem feinen Sinn des Rechnenkönnens geboren.

Zu all dem Unglück noch starb die Königin Luise. Kleist, dessen Familie seit Jahrhunderten mit dem Hofe in Freud und Leid eng verbunden war, gelang es leicht, der hohen Frau vorgestellt zu werden. Sein herrliches Gedicht „An die Königin Luise von Preußen" — ein Gesamtausdruck der Gefühle des ganzen Volkes — hatte die unvergeßliche Mutter unseres Kaisers tief gerührt:

Du, die das Unglück mit der Grazie Schritten
Auf jungen Schultern herrlich jüngsthin trug,

Wie wunderbar ist meine Brust verwirrt
In diesem Augenblick, da ich auf Knieen,
Um dich zu segnen, vor dir niedersinke.
Ich soll dir ungetrübte Tag' erflehn,
Dir, die, der hohen Himmelssonne gleich,
In voller Pracht erst strahlt und Herrlichkeit,
Wenn sie durch finstre Wetterwolken bricht.
O du, die aus dem Kampf empörter Zeit
Die einzige Siegerin hervorgegangen:
Was für ein Wort, dein würdig, sag ich dir?
So zieht ein Cherub mit gespreizten Flügeln
Zur Nachtzeit durch die Luft, und auf den Rücken
Geworfen staunen ihn, von Glanz geblendet,
Der Welt betroffene Geschlechter an.
Wir alle mögen, Hoh' und Niedere,
Von der Ruine unsres Glücks umgeben,
Gebeugt von Schmerz, die Himmlischen verklagen:
Doch du, Erhabene, du darfst es nicht!
Denn eine Glorie, in jenen Nächten,
Umglänzte deine Stirn, von der die Welt
Am lichten Tag der Freude nichts geahnt;
Wir sahn dich Anmut endlos niederregnen —
Daß du so groß als schön warst, war uns fremd!
Viel Blumen blühen in dem Schoß der Deinen
Noch deinem Gurt zum Strauß, und du bists wert;
Doch eine schönre Palm' erringst du nicht!
Und würde dir durch einen Schluß der Zeiten
Die Krone auch der Welt: die goldenste,
Die dich zur Königin der Erde macht,
Hat still die Tugend schon dir aufgedrückt.
Sei lange, Teure, noch des Landes Stolz
Durch frohe Jahre, wie durch frohe Jahre
Du seine Lust und sein Entzücken warst!

Was wäre aus Kleist geworden, wenn die große Dulderin nicht gestorben . . . War sie es doch, die dem Dichter Verständnis entgegenbrachte, als er, von den Besten seines Volkes nicht gekannt, mißachtet, scheu angesehen wurde wegen seiner Wunderlichkeiten.

Was wäre aus ihm geworden, wenn die Königin, in der Art, wie nur sie es verstand, zu ihm gesprochen, ihn ge-

tröstet hätte . . . aber sie neigte das schöne Haupt, ach, viel zu früh! und legte sich zum ewigen Schlaf.

Was wäre aus Heinrich Kleist geworden, wenn er seinen „Prinzen von Homburg" von den Meiningern oder auf dem Deutschen Theater in Berlin, auf unsern großen Bühnen überhaupt, gesehen hätte.

Vor kurzem hörte oder las ich, daß ein junger unbekannter Dichter von den Intendanten, Direktoren, Regisseuren großer Bühnen heutigen Tages vor die Tür gesetzt werden würde, wenn er ihnen Macbeth, Lear, Othello, Hamlet, von ihm geschrieben, zur Aufführung unterbreitete. Der Unglückliche läuft mit diesen seinen „Stücken" von Pontius zu Pilatus; endlich erbarmt sich seiner ein kleines, letztliegendes Vorstadttheater. Hier findet er Aufnahme, und bald wird unter jodelndem Gejauchze der Gallerie gegeben: „Macbeth oder der blutige Mord um Mitternacht", „Othello oder die schrecklichen Folgen der Eifersucht", „Lear oder die rührende Geschichte von der dankbaren Tochter", „Hamlet oder der verrückte Prinz und seine Braut Ophelia".

Das Ebengesagte klingt kraß; aber v i e l Wahrheit liegt darin.

Mir fiel Kleist ein: Würden die Intendanten, Direktoren, Regisseure der großen Bühnen den „Zerbrochenen Krug", die „Hermannsschlacht", den „Prinzen von Homburg" zur Aufführung annehmen, wenn sie ihnen heute von einem unbekannten Dichter angeboten würden? Sicher nein!

Auch auf den Vorstadttheatern hätte Kleist mit diesen „Sachen" kein Glück gehabt. Nur das „Kätchen von Heilbronn" in fürchterlicher Verstümmelung hatte sich auf großen und kleinen Bühnen eingebürgert.

Im nächsten Winter soll in München versucht werden, Penthesilea, diese wundervollste Schöpfung Kleists, auf die Bretter zu bringen. Ein fast tollkühnes Unternehmen.

Mit Penthesilea wäre es Kleist vielleicht auf einem Possentheater gelungen: „Penthesilea oder die Amazonenbraut des großen Griechenhelden Achilleus. Großes Ausstattungs-

stück mit Tanz und Gesang. Neu! Neu! Feinfein!!! Dreihundert junge Damen als Amazonen gekleidet. Dreihundert junge Griechentänzer. Gezähmte Elefanten werden vorgeführt! Neu! Neu! Feinfein!" — — —

Als dem völlig gebrochenen Dichter durch seinen gütigen König eine Wiederanstellung in der Armee geboten wurde und er aus dieser Veranlassung nach Frankfurt reiste, um seine Familie zu sehn — welche Gründe zwangen ihn, so schleunig wieder zurückzukehren? Es hat nicht sicher festgestellt werden können, daß ihm von den Seinigen laute, heftige Vorwürfe gemacht worden sind, daß sich selbst seine Lieblingsschwester von ihm abgewandt hat. Aber tiefer, als der Durchschnittsmensch es hätte empfinden können, fühlte er das Entsetzen heraus, das die Augen der Frankfurter weit öffnete, als sie den gänzlich Heruntergekommenen erblickten.

Und er gab sich den Tod.

Was wäre aus Heinrich Kleist geworden, wenn . . . Heißt es auch:

„Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hätt sicher aus Häckerling Gold noch gemacht" — gleichviel:

Was wäre aus Heinrich Kleist geworden, wenn . . .

Maler, Musiker und Dichter in Deutschland.

(1887)

Der Maler hat seine Ausstellungen, seine reichen Abnehmer, seine Gönner. Der Musiker findet offene Häuser, wo ein Flügel steht; er gibt seine öffentlichen Konzerte. Und der Dichter? Die Dame des Hauses kündet an, daß der liebenswürdige Dichter, Herr Schwappenvers, heute die Güte haben wird, einige seiner neuen „Sachen“ vorzutragen. Allgemeines Entsetzen — bei den Backfischen ausgenommen — in der Gesellschaft. Herr Schwappenvers gibt einige Strophen zum Besten. Mit wenigen Ausnahmen: Tau-Au und die Hetze der übrigen bekannten Schlagworte und Schlagreime. Er endet. Beifallsgemurmel, dazwischen durch die Zähne: Ich kann den Unsinn wirklich nicht mehr aushalten; ferner Gedichte zu hören oder zu lesen, ist mir unmöglich; hol der Teufel dies ewige Einerlei, diesen Wischwasch, dies ewige Spülwasser, ich werde noch krank . . .

Ganz natürlich. Es ist so weit bei uns gekommen, daß der Dichter verachtet ist, daß er eine lächerliche Figur ist. Ist das zu scharf gesagt?

Die sogenannten Familienblätter tragen viele Schuld. Wann wäre es je vorgekommen, daß ein Gedicht in ihren Spalten stünde, das nicht so „gemacht“ ist, daß selbst der Säugling es ohne Gefahr lesen könnte? Säuglingspoesie. Die ganze große Welt mit ihren Kämpfen und Leidenschaften ist ausgeschlossen. Es bleibt also das Lämmergemecker.

Auch klage ich unsere Seelsorger — beinahe hätte ich gesagt: die Hofpredigerpartei — an. Sie merzen in ihrer sicher liebevoll gemeinten Aufsicht zu stark aus. Vortrefflich, sagen sie, vortrefflich: die Tau-Au-Gedichte schaden den lieben Seelchen nicht.

Sind wir uns klar darüber, wie diese Unsumme von von Tau-Au-Gedichten den Geschmack am wirklich Schönen, Kraftvollen, an der Dichtung überhaupt zu Grunde

richtet? Und die Folgen? Allmählich hört jedes Verständnis auf. So ist das Leben nicht, wie es da steht.

Der Maler hat seine Ausstellungen, der Musiker seine Konzerte. Wann und wo — ich nehme vereinzelte Fälle (Reuter) aus — haben wir angekündigte Vorlesungen aus unsern paar — wie viel sinds denn — wirklichen Dichtern? Keiner wagt solche Vorlesungen anzukündigen, weil kaum ein Mensch erscheinen würde.

Der Kunstmaler unterscheidet sich vom Stubenmaler, der Musiker vom Musikus; wenn auch dieser Unterschied in den breiten Schichten des Volkes verwischt, ja ungekannt ist. Und der Dichter? Ob von der Menge ein Poem von Gottfried Keller gelesen wird oder der Nachruf des Herrn Schwappenvers in gebundener Rede an seine Großmutter — Alles wird über einen Leisten geschlagen. Es ist unbeschreiblich, welcher Wirrwarr über den Begriff „Dichter" in Deutschland herrscht. Viele, behaupte ich, halten ihn für verrückt, „förn dwatschen Kierl", wie die Holsteiner sagen, für einen, der sich nur begraben lassen soll; Andere für einen Gelehrten, wieder Andere für den Bajazzo, der ihnen Lachstunden bringen soll, der sie mit seinen „Döntjens" amüsieren soll.

Viel zur Verkennung des Dichters tut heute die einseitige Verstandesausbildung. Und gewiß sind auch die Lehrer der Literaturgeschichte Schuld: Schiller und Goethe, Goethe und Schiller. Jeder weiß, wie ich die beiden erlauchten Namen hier meine.

Schuld auch haben wir Alle. Jeder von uns dichtet. Jeder möchte sein Erzeugnis gedruckt sehen. Und das ist jetzt so leicht, so leicht . . . Armer D i c h t e r.

Habe ich übertrieben? Welche Freude wäre es für mich, wenn mir dies vorgeworfen würde.

„Buch der Zeit"
Lieder eines Modernen. Von Arno Holz.
(1885)

„Das Buch der Zeit. Lieder eines Modernen." Die letzten drei Worte hatte ich nicht gelesen. Ich hielt das Werk für einen Wegweiser nach Kamerun, für ein Maschinenbuch, oder für etwas diesen Ähnliches. Ich schlug es auf: Gedichte. Ach, Gedichte. Ich legte das Papiermesser, das ich in die Hand genommen, wieder fort.

Das Buch, eh ichs ganz bei Seite schob, klappte durch Zufall auf:

An Friedrich Rückert.

Du warst im Leben Untertan und Christ
Und mehr als einmal auch ein Erzphilister;
Drum trauern, daß du schon gestorben bist,
Noch heute alle Unterrichtsminister.

Donnerwetter, das Papiermesser her . . . und ich habe das ganze Buch gelesen.

Vorweg: Ein Reim, wie er seit Platen nicht so rein geschrieben ist, und eine unendliche Fülle von neuen Reimen. Nie sieht der Reim gesucht aus; und mag auch noch soviel an ihm gearbeitet sein, man merkts nicht, und das ist die Hauptsache; nie ist er gezwungen. Endlich darin ein Schüler Platens, des „kalten, marmornen". Auf den Knieen sollten die jungen Dichter dem großen Toten der Villa Landolina danken.

Und gleichfalls vorweg: Arno Holz lieb„e"t, steh„e"t, geh„e"t, tanz„e"t nicht, sondern (mit zwei Ausnahmen) er liebt, steht, geht, tanzt usw. Wir müssen endlich einmal das verdammte „e" in der dritten Person der Einheit und in der zweiten der Mehrheit (natürlich nur da, wo es der Wortstamm erlaubt) fortlassen.

Aber das ist ja alles Nebensache; was hat denn Arno Holz gedichtet, nicht wie! — Nein, das ist keine Nebensache. Die Lodderlichkeit muß endlich aufhören.

In der Abteilung „Berliner Schnitzel" wird mancher seine Freude haben an den vielen vortrefflichen kleinen Bosheiten, aber auch seine Freude haben an einzelnen Würdigungen. Zum Beispiel:

An Adolf Friedrich Graf von Schack.

Die letzte Strophe lautet:

Seit mir die Muse lächelnd zugenickt,
Hab' ich mit Staunen zu dir aufgeblickt
Und winde dir nun in dein Kranzgeflecht:
„Ich danke dir!"
Das kommende Geschlecht.

Endlich! Bravo! —

Das mir, alltäglich zu sprechen, am besten gefallende Gedicht — das ist ja aber völlig Ansichtssache — ist: Phantasus.

Phantasus besteht aus einer kleinen, soll ich sagen Vorrede mit dreizehn sich anschließenden Liedern. In diesen wird nun abwechselnd der allmählich verhungernde Dichter (im fünften Stockwerk einer Mietskaserne, nicht im gewöhnlichen vierten) geschildert und seine ganze schreckliche Umgebung; dann folgt immer als Nummer Zwei ein Lied dieses Dichters. Und diese Lieder sind von triefender Schönheit:

An seiner Kettenkugel schleppe,
Wen nie sein Sklaventum verdroß;
Doch mich trägt wiehernd durch die Steppe
Arabiens weißgestirntes Roß.
Ein grüner Turban schmückt das Haupt mir,
Von Seide knittert mein Gewand,
Und jeder Muselmensch hier glaubt mir,
Ich wär der Fürst von Samarkand.

In den vier Strophen dieses Liedes wiederholen sich die vier letzten Verse immer wieder. Und ich verstehe den Dichter: Er ist selbst, und mit tiefem Recht, in seine Schöpfung verliebt. Immer wieder muß er das Prachtfarbenbild sich wiederholt sagen. Das taten berühmte Männer, das taten Beethoven, Mozart, Schumann. Und ich fühls ihnen nach.

Es würde viel zu weit führen, ich darf kein anderes Gedicht aus Phantasus mehr bringen an dieser Stelle. Wenn wir (mein Gott, wie oft!) das ewige Gesäure des im vierten Stock vor Hunger sterbenden Dichters hören oder lesen, so läßt uns das nachgerade gleichgültig. Aber wo es so göttlich gedichtet ist, mit so tiefst dunkelroten Herzblutfarben, erschüttert es uns, daß uns die Haarwurzeln schmerzen. Das hat ein echter Dichter geschrieben.

Viel dunkelwaldiges (nicht in „romantischer" Hinsicht), viel dunkeles aus dem Leben, „Nachtstücke", gibt uns Arno Holz. Alles wundervoll!

Seine Anmerkung aber zu „Ein Heroldsruf" hat mir bitter wehe getan. Auch andern Lesern wirds so gehen. Diese Anmerkung hätte erspart werden können.

Da ich ein Deutscher bin, so muß ich nörgeln. Wie wäre denn das auch möglich, daß wir einmal nur in die laute, rücksichtslose Bewunderungstrompete stießen und dann riefen, wenn die Leute auf den Straßen aufmerksam geworden wären: Seht her, welch ein Kerlchen, hier habt ihr einmal einen Dichter!

Also als Deutscher nörgle ich los: Arno Holz hätte uns mit den häufig gesperrt gedruckten Versen und Worten verschonen können. Das sieht so aus, als wollte er als Despot seinen Lesern zurufen: Hierher, ihr Lumpen! merkt euch das! So denke ich, und so sollt ihr denken! Das ist meine Ansicht, und meine Ansicht ist die allein richtige. Punktum!

Oder, gelinder gesagt: Er nimmt uns beim Schopf und stößt uns mit der Nase auf die betreffenden Verse: der Lehrer die Schüler. Es ist, mit einem Wort, eine kleine Unart. Das Gesperrtgedruckte nützt den paar wirklichen Gedichtverstehern nichts; die merken schon von selbst, ob sie nach den drei ersten Versen das Buch auf den Düngerhaufen werfen oder ob sies ans Herz drücken sollen. Und der Millionendeutsche: Nun, beim Jupiter! mögen einzelne Buchstaben groß wie Fabrikschornsteine gedruckt sein, er liest, ob Erzellenz oder Tagelöhner, mit derselben Verständnis-

losigkeit darüber hin; ihm ists gleichviel, obs ein Goethesches Sonnengedicht, ob es ein Gartenlaubenreim, ob es Dante schrieb oder der Leibdichter irgend eines unserer überzahlreichen Nähmamsellschundschandquarkzeitschriften.

Was soll aber der edle, stille, fromme, d e u t s ch e Emanuel Geibel im „Buch der Zeit". Was würde der für ein Gesicht machen, läse er das Gedicht: „Den Franzosenfressern".

Einige schöne Worte fand ich: „Das Goldlicht der Lampe", „Teifundunkel". Das letzte ist sehr gewagt, aber es paßt prächtig.

Ein D i ch t e r schrieb: „Das Buch der Zeit". Damit ist Alles gesagt.

Ich schließe mit Arno Holz:

Abfertigung.

Wohl machst du mir für mein Talent
Ein ungeheures Kompliment;
Doch schone, Freundchen, deine Lunge,
Denn wo das Herz spricht, schweigt die Zunge.

Aber nicht die Feder, Herr Holz.

Es flutet und braust seit Anfang unseres Jahrzehnts: Eine neue Dichtergeneration stürmt mit fliegenden Fahnen vorwärts. Keine Epigonen sinds. Das ist unverkennbar. Schütteln sich die jungen Dichter durch ihren Hochmut glücklich durch, sind sie gerettet — und die Gründer in der Tat (ich weiß mich nicht anders auszudrücken) eines neuen Dichterstamms. Sonst lauert auch auf sie die Krankheit unserer Zeit: der Größenwahn.

Über Hermann Conradi an M. G. Conrad.

(1890)

Lieber Freund Conrad, könnten Sie mir vielleicht sagen, wo die Weserzeitung erscheint? Jedenfalls in der Nähe des gemeldeten Flusses oder an diesem selbst. Verzeihen Sie meine Unwissenheit; ich lese fast nie Zeitungen. Das Blättchen brachte vor kurzem eine sogenannte Blütenlese aus einer Novelle des verstorbenen Dichters Hermann Conradi, die im Maihefte der in Brünn erscheinenden Monatsschrift „Moderne Dichtung“ zum Abdruck gelangt war.

Daß mit großem Behagen diese „Blütenlese“ in viele deutsche Blätter übergegangen ist, dürfte nicht zu bezweifeln sein: Gefundenes Fressen für phantasielose Feuilletonsucher, und gefundenes Fressen für die verehrliche Zeitungsdurchstöberungswelt (auch ein Wort für eine „Blütenlese“), die — und warum auch nicht? ich lache mit — unter tobendem Gelächter solche „Lesen“ liest, ohne natürlich einen Augenblick darüber nachzudenken, daß die vorgeführten Sätze aus dem Zusammenhange gerissen sind.

De mortuis nil nisi bene halte auch ich, wie der Herr „Herausleser“, für einen Unsinn. Aber was mich in diesem Fall empört, ist das: Es stand in dem beregten Hefte ein wundervolles, tiefergreifendes Gedicht des edlen Toten selbst; es fanden sich darin zwei sehr schöne, treuliebeschmerzgeschriebene (auch eine Stilblüte, nicht?) Gedichte für den verblichenen Geisteshelden. Ebenso las ich vortreffliche Prosaaufsätze im April- und im Maiheft über den, der so schweren letzten Kampf gehabt hat. Hätte nun nicht die Weserzeitung von diesen Gedichten, von diesen Prosaaufsätzen eins oder das andere, einen oder den anderen aufnehmen können?

Ich werde heut Nachmittag, begleitet von einem Riesenfernrohr, den Petersturm in Ihrem herrlichen München besteigen und versuchen, das kleine Dorf zu finden, wo die

Weserzeitung gedruckt wird. Aber wohl bald werd ich dies Suchen aus Langerweile aufgeben; ich werde meinen Blick nach Süden richten und lange, lange in den reinen Schnee der Hochalpen schauen. Lebe wohl, mein Conradi. Wir stehn mit eingerammten Lanzen um Deinen Hügel; der Janhagel soll Dein Grab nicht schänden.

„Akkorde und Gesänge“
von Alberta v. Puttkamer.

(1891)

Deutschland hat bis heut nur eine wirkliche Dichterin gehabt: Annette von Droste-Hülshoff. Wenn die Quelle richtig besagt, aus der ich geschöpft habe, so wurden in den ersten dreißig Jahren, nach der Ausgabe ihrer Bücher, von unsern Landsleuten nur zwei Exemplare gekauft. Wer wundert sich darüber? Kein Mensch. Das Vaterland, voll keuscher, inniger Poesie an sich, in seinen Wäldern und Feldern und Bergen und Ebenen, in seiner ganzen Landschaft überhaupt, zeitigt in seinen Bewohnern wenig Liebe und noch weniger Verständnis für echte Dichtung. Ich will es präzisieren: für echte Lyrik.

Ich will noch zwei Namen nennen: Goethe und Mörike. Der letztgenannte ist uns Germanen viel zu „fein“. Ach du armer, herrlicher Mörike. Und Goethe? Denken wir uns, er ließe 1891 seine ersten stürmischen, naturfrohen, natürlichen, lebenswilden, blutrasenden, von keinem Poeten je erreichten Gedichte drucken: wie würden die Deutschen über den „verruchten Naturalisten“ herfallen! wie würde ihn Felix Dahn einen „Lotterbuben“ — oder welchen ähnlichen Ausdruck der Professor vor nicht langer Zeit in seiner Entrüstung über die neue frische „Richtung“ (die Gänsefüßchen sind von mir) gebrauchte („Horde“ vielleicht?) — schelten. Das ist alles so ekelhaft und — so traurig.

Und nun wieder mit einem tüchtigen Galoppsprung zu unsern dichtenden Weibern. Es ist unverkennbar, daß in den letzten zehn, zwanzig Jahren sich eine stattliche Reihe — wir könnten von Dutzenden sprechen beinahe — ausgezeichneter Schriftstellerinnen gezeigt hat. Leider gehen die meisten von ihnen dadurch zu Grunde, daß sie anfangen, Schnellschreiberinnen zu werden. Es war zu verlockend; ihr erster Roman gefiel. Es kommen „Bestellungen“. Halt,

denken sie nun, da läßt sich ja Geld verdienen; ich kann meiner Tochter eine Aussteuer erschreiben, ich kann dadurch Schulden bezahlen, ich kann mir dadurch einen neuen Hut, ein schönes Kleid mit Leichtigkeit erringen. Und nun geht die hastigste Feder übers Papier. Je dummer und alberner, je seichter, umso freudiger wird das Geschmier von den Familienbilderbüchern ohne Unterschied „akzeptiert". Grade in der letzten Zeit aber reckt sich himmelhoch über ihre „Kolleginnen" (beliebtes Schriftstellerwort) Frau Anna Croissant-Rust. Alle, die ihre Erzählung „Feierabend" gelesen haben, werden mit mir, welcher literarischen „Partei" sie auch angehören, übereinstimmen, daß uns eine große Dichterin erstanden ist, in Rücksichtslosigkeit, Wahrheitsliebe, mit fast erschreckender Beobachtungsgabe. Das ist „Realismus", wenn das unglückselige Wort hier stehen darf. Zugleich: wie hat Frau Anna die Künstlerhand walten lassen. „Die Künstlerhand" ist vielen ein verpöntes Wort; was tuts.

Und ich muß, ehe ich zu den „Akkorden und Gesängen" Albertas von Puttkamer komme, noch einen Abstecher machen. Ich erwähnte die Familienbilderbücher. Macht sich endlich einmal unser Volk in jeder Rangstufe, vom Prinzen bis zum Kuhjungen, von der Prinzessin bis zur Schweinehirtin, einen Begriff, wie grenzenlos es durch diese „Journale" korrumpiert, verschmacklost, verweichlicht, verdummt, verseucht wird? Merkt es nicht endlich, daß diese mit elenden Bildern durchzogenen Zeitschriften nicht seinetwegen herausgegeben werden, sondern der „Annonce", des Inserats wegen? Weshalb greifen Staatsanwälte, Büttel, Lehrer, Seelsorger nicht ein? Von deren, in den meisten Fällen, so kindlichen und kindischen wie kläglichen Begriffen aus (über die Literatur) ists allerdings zu verstehen. Wie ekelhaft das ist und — wie traurig. Es könnte sich einmal furchtbar rächen. Die „Skataufgabe", der „Rösselsprung" und wie die langweilige, geistlose Überfülle (nebst den „Geschichten") dieser Blätter heißt — es könnte sich einmal furchtbar rächen. Und verfolgen unsere „Witzblätter" andere Ziele als die der „Annonce"? Das erste

Deutschlands: die „Fliegenden Blätter" — in denen die Zeichnungen meist vorzüglich sind —: gibt es Elenderes, Faderes? Seit Jahren kehren Nummer für Nummer die gleichen öden „Witze" wieder. Da finden wir stehend den Sonntagsjäger, den Dachauer Bauern, den Sonntagsreiter, den besoffenen Studenten, das Dienstmädchen mit ihrem Dragoner, den Leutnant, den Juden, den Backfisch und andere Typen. Nun ja, warum nicht jene „Typen" uns vorführen? Nur bittet der Deutsche doch endlich einmal um Wechsel in den „Witzen" dieser Typen. Immer ists der gleiche hirnlose Quark. Wie ekelhaft das ist — und — wie traurig. Besteht denn unser ganzes Volk nur aus Blödsinnigen, denen die erwähnten Blätter das unaufhörlich zumuten können? Auch das könnte sich einmal furchtbar rächen.

Und ich wollte über die „Akkorde und Gesänge" Albertas von Puttkamer sprechen. Sie haben allerdings nichts mit dem Ebenerwähnten zu tun. Eine Zeitlang glaubte ich, daß Alberta von Puttkamer berufen gewesen, die dichterische Erbschaft der Annette Droste anzutreten. Wäre sie nicht durch ihre hohe gesellschaftliche Stellung gehemmt! Ein Dichter soll vor allen Dingen frei sein! Er darf in keiner noch so leicht zu nehmenden „Stellung" zum Staat und zur Gesellschaft stehen. Er soll vollkommen frei sein. In Parenthese: auch Geld muß er haben. Hat er von diesem wenig oder nichts, soll er sich sein „Leben" anderswo suchen als auf den berüchtigten — berühmten wollt ich sagen — Höhen des Parnasses; oder will und kann er das nicht, so kaufe dir schleunig einen Strick, mein Lieber. Du kennst doch dein Volk. Eher schlingt der Deutsche täglich sechzig Pfund Leberthran in sich, als daß er einem armen Poeten hilft. Er hat stets zwei bequeme Ausreden bereit: „Das Genie bricht sich Bahn" — wenn der Dichter noch lebt; und: „es hätte doch nichts geholfen, ihn vor dem Hunger zu retten, er war zu leichtsinnig" — wenn er die schöne Gräberinsel errudert hat, wo ihn selbst nicht mehr die „Musenklänge" seiner

„Brüder und Schwestern in Apoll" erreichen können. Der Doppelt-Glückselige nun!

Annette Droste kümmerte sich den Teufel um ihren Vetter Kardinal, um ihre gräflichen Schwäger oder Schwieger, um ihren Oheim Gesandten, um ihre Köchin Friederike Klößle, um ihren Rinderhirten Tuthorn, um den Lampenfabrikanten Dochtmann, um den Kommerzienrat Guldenreißer! Sie war frei! Exzellenz Alberta von Puttkamer ist nicht frei. Sie hat zu viele Rücksichten zu nehmen. Und das ist ein Jammer . . . Da haben wir das Wort: Rücksichten! Sicher, der Dichter, wie jeder Andere im Volke, wie jeder Mensch, hat zahlreiche Rücksichten zu nehmen. Ohne dies Rücksichtennehmenmüssen würden wir sofort zu Wilden, zu ganz unerträglichen, unleidlichen Geschöpfen. Der wirkliche Dichter, und das läßt sich gut vereinigen mit dem Rücksichtennehmenmüssen, weil es sich vereinigen muß, soll heut im intimsten Zirkel bei Serenissimo, morgen im verrufensten Verbrecherkeller sein. Ich habe die beiden Pole genannt. Verkehrt er immer nur in einer Gesellschaftsschichte, seis „oben", seis „unten", wird er sofort einseitig; er wird, möcht ichs nennen, Spezialist. Er verfängt sich in das starke, oft unzerreißbare Netz der Vorurteile; er wird Sklave, er ist ein Unfreier!

Aber nicht so stark, lange nicht so stark, wie ich eben von der Nichtfreiheit sprach, trifft es Frau von Puttkamer. Sie hat die erste Eigenschaft des Dichters: Leidenschaft, Rasse, Blut. Und trotz ihres vielen an die Welt, in der sie lebt, Gebundenseins, drängt immer wieder ihre Individualität durch. Und das ist das andere, das der Dichter haben muß: Individualität. Jeder Mensch hat seine Individualität, das heißt, er kommt nicht aus seiner Haut heraus; aber trotz dieses Nicht-aus-seiner-Haut-könnens sehen wir bei allen nicht echten Dichtern Entlehnungen aus andern Poeten und Begegnungen mit ihnen oder „gemachte" Produkte. Bei Alberta von Puttkamer ist kein Gedicht „gemacht", es ist jedes ihr eigenstes Eigentum; auch „Anlehnungen" finden sich selten

bei ihr. Anlehnungen, wie bekannt, finden sich, unvermeidlich, bei allen Dichtern.

Wer kauft heute noch Gedichte? Wer liest heute Gedichte? Ein geistvoller Buchhändler schrieb mir: „Wir müssen uns in Deutschland an eins gewöhnen: daß die gediegene Literatur nur eine Literatur für Literaten ist und über diesen Kreis wenig hinauskommt. Literaturblätter werden vom Publikum garnicht gelesen; es sind immer nur die paar hundert Menschen, die tatsächliches Interesse haben, die diese Literaturblätter schreiben und sie auch allein lesen. Blech soll der Schriftsteller schreiben, und Blech soll der Verleger verlegen, der verdienen will. Je größer das Blech, desto größer die Bewunderung des deutschen Publikums." Also Marlitt, und wie sie heißen mögen; Schund, Schund schreiben, mit einem Wort Schund schreiben. Das zieht. Alberta von Puttkamer aber ist eine wirkliche Dichterin, und so wird sie nur von jener kleinen obengenannten Literaturgemeinde, zu der ich mich zähle, bewundert, verstanden und geliebt.

Ich bin kein Kritiker; ich habe keine Ahnung von Kritik. Und so kann ich hier nur meine unendliche Freude aussprechen über Albertas von Puttkamer „Akkorde und Gesänge". Wer ihre Gedichte mit Liebe liest, mit Poesie im Herzen, wird sie schluchzen und jubeln hören. Eigentlich ein entsetzlicher Gedanke, daß sich, geht das Gedicht in die Öffentlichkeit, jeder dumme Ladenbengel nun lustig darüber machen kann; denn der Dichter schreibt doch nur für einen Menschen auf der Welt — für sich! Aber was schrieb ich vorhin: Nur ein kleiner Kreis, weil sie eine echte Dichterin ist, wird sie lesen.

Und das ist der Humor in Deutschland von der emsigen Parnaßerkletterung: Jeder schreibt Gedichte, und Keiner liest Gedichte.

Wenig schön ist der häufig gesperrte Druck in den „Akkorden und Gesängen". Er findet sich hier nicht nur in einzelnen Worten und Versen, sondern in ganzen Sätzen und Strophen. Die vielen Millionen Deutschen, also das Durch-

schnittspublikum, vom Fürsten bis zum Schustergesellen, werden die Bücher der Dichterin nicht kennen und kennen lernen. Und gesetzt den Fall, daß das deutsche Durchschnittspublikum, vom Fürsten bis zum Droschkenkutscher, ein Buch Albertas von Puttkamer in die Hand nimmt: es wird der Verfasserin nichts nützen, ihm mit dem Fächer, gleichsam wie der Lehrer seinen Schülern, auf die Finger zu schlagen: So und so sollt ihr betonen. Das deutsche Durchschnittspublikum, also vom Fürsten bis zum Kesselflicker, würde in der Puttkamer-„Stunde", wie die Kinder, nur daran denken, wie es bald erlöst wäre und wieder seinen kärglich bemessenen Vergnügungen nachgehen könne auf dem alten unangenehmen Rumpel- und Rappelkasten, genannt Erde.

Und nun erübrigt es mir nur noch, meine Mütze zu schwenken und in die Luft zu werfen und in Jubel auszubrechen über das wundervolle Buch Albertas von Puttkamer.

Capriccio.

(1891)

„Is dös a Schmarrn, lassn's mi aus," antwortete mir lachend in einer Gesellschaft ein hoher bayerischer Beamter, als ich versucht hatte, mit ihm über einen deutschen Lyriker der Gegenwart ins Gespräch zu kommen. Eher, dacht ich, verwandelt sich ein saurer Hering in ein süßes mozartbezopftes Fräulein, als daß ein Mann im Vaterlande sich herabläßt (wäre hier das beste Wort), über Dichter und Dichtung zu sprechen. Der Dichter, insbesondere der Lyriker, gilt überall als Hanswurst. Kein Mensch im Volke macht einen Unterschied zwischen dem Dichter-Künstler und dem Schriftsteller-Handwerker. Daß ich nicht mißverstanden werde mit dem „Schriftsteller-Handwerker"! Maler, Musiker, Bildhauer, Baumeister gelten als Künstler, der Dichter nicht. Der Dichter steht vollkommen außerhalb des Gedankenkreises der Landsleute. Drei Abteilungen, wenn ich so sagen darf, ausgenommen: die Klassiker, die Modedichter und die Nichtdeutschen. Denken wir uns Zola, Tolstoi, Turgeniew, um nur einige Namen zu nennen, als Deutsche: wer würde sie kennen von uns? Sie wären totgeschwiegen oder mit jener Flut ekelhaften, albernen Gewäsches überströmt, wie es so viele Kritiker in den Zeitungen aller Parteien und allen Umfanges belieben. Auch die sogenannten Spektakelstückdichter und Hofdichter sind noch auszunehmen: Man nimmt vor ihnen den Hut ab, weil sie als einflußreiche Männer gelten.

Und grade die Lyrik zeigt in letzter Zeit einen mächtigen Aufschwung. Wer sich die Mühe gibt, durch den Tausendschund zu schwimmen, entdeckt des öfteren in manchen literarischen Blättern ein ganz vortreffliches Poem. So ist mir, seit einem Jahre etwa, Gustav Falke aufgefallen. Seine Gedichte zeigen oft Goethische Sprache, Anmut und Zierlichkeit. Das Wort Zierlichkeit möchte ich hier nicht als den Begriff hinstellen, den wir meistens mit ihm verbinden.

Nein, überall sehen wir in der deutschen Literatur einen großen Umschwung. Von ein paar tapferen Kämpfern vor einem Jahrzehnt ausgegangen, von M. G. Conrad allein schon vor zwanzig Jahren, gehts mehr und mehr, unter mörderischen Schlachten zwar, ins Weite, in die breiteren Schichten des Volkes. Das kann nicht geleugnet werden. Und ich bringe ein jauchzendes Hoch diesen paar Tapferen, die unter namenlosen Angriffen, Schmähungen, kindischen Ausfällen, unter dem berühmten Mittel des Totschweigens, ruhig ihren Weg gegangen sind und gehen. Das „Totschweigen" dürfen wir nicht so tragisch nehmen. So viele Bücherbesprecher leiden am höchsten Stupor. Es steht ihnen also einfach der Verstand still; sie können einfach über das Neue kein Wort sagen. Wir wollen Mitleid mit diesen Ärmsten haben.

Mein Buchhändler hält mich übrigens für den einzigen Deutschen, der noch Lyrik liest; und somit sendet er mir alles, was an „Gedichtbüchern" erscheint, zu. Es sind, gering gesprochen, etwa 60 000 Bände jährlich. Ich lasse mit diesen meine sieben Säle, die en suite liegen, heizen, und gehe nun in der behaglichen Wärme dort auf und ab. Nur ganz vereinzelt stelle ich eine oder die andere dieser Sammlungen — alles wird eingesehen; die Arbeit! — in meine Schränke oder lege sie auf meine Tische. So neulich einen Band: Gedichte von L. Rafael. In ihnen fand ich das Erste, das ich beim Dichter haben will: Leidenschaft. Ob die Gedichte dann von einer Dame oder einem Manne geschrieben sind, ist ganz gleichgültig. Ich gebe hier eines:

Ein Traum.

Wild braust der Sturm, der Regen strömt hernieder,
Grauschwarze Nacht deckt alles rings umher,
Glutrote Blitze zucken hin und wieder,
Der Donner rollt, hochauf bäumt sich das Meer.

Im kleinen Kahne schweb' ich auf den Wellen,
Das Steuer kracht, das Segel ist zerfetzt,
Die Brandung tost, mein Schifflein wird zerschellen,
Die Riffe dräun, verloren bin ich jetzt.

Da plötzlich, aus den schaumgekrönten Wogen,
Dein Antlitz ist's, das mir entgegen lacht,
Ich juble laut! von dir hinabgezogen,
Sink ich an deine Brust, und bin — erwacht.

Es fällt mir schwer, nicht noch mehr der Gedichte hier zu zeigen. In allen — Gewöhnliches, Minderwertiges, Eiapoppeiasingsang wie bei jedem Poeten, läuft nebenher — ist eine grenzenlose Leidenschaft. Und das auch ists, was mich bei ihnen fesselte: Die Sprache sucht nicht nach neuen Ausdrücken und Worten. Besonders im Liebeslied haben wir uns davor zu hüten. Ob es im Sturm, ob es in der Entsagung geschrieben ist, im Glück, mit brechendem Herzen, in wahnsinniger Hingebung, im tiefsten Schmerze: das Liebeslied wird nur dann auch den „Leser" rühren, mitfühlen lassen, wenn es so einfach wie möglich dasteht. Deshalb erreicht es im Volkslied das Höchste.

Es gefällt mir in diesem Augenblicke, ein Capriccio zu schreiben, und so darf ich hin und her springen wie ein fröhlicher Ziegenbock auf der Weide:

Vor kurzem sah ich Hebbels Maria Magdalena, vorzüglich dargestellt, im Residenztheater zu München. Wenige Schritte von diesen Brettern hat der große Dichter oft im Hofgarten gesessen, um hier sein Mittagbrot, die zweite Semmel vom Morgenkaffee, von deutschen Volkesgnaden ihm allerhuldreichst erlaubt, ruhig verzehren zu dürfen. Die eine Einnahme des gegenwärtigen Abends hätte genügt, um dem äußerst bescheidenen, keine Bedürfnisse kennenden Dichter ein Mittagsmahl für lange hinaus zu gestatten. Erst in den letzten zehn Jahren war es ihm, wie wir alle wissen, gestattet, ohne Sorge zu leben. Aber die furchtbare Hungerkur hatte ihm zu sehr zugesetzt; er starb, nach Aussage der Ärzte, an Knochenmarkschwindsucht (oder wie der technische Name heißen mag). Er konnte die stärkende Speise nicht mehr vertragen. In der Tat, eine würdige „Illustration zu deutschen Klassikern". Neulich hörte ich den allerliebsten Ausspruch eines meiner Landsleute: „Die Dichter

müssen arm sein, Hunger leiden, sonst werden sie träge und leichtsinnig, und wir haben das Nachsehen dann." Nun, dieser Herr hat sich meine Antwort nach Hause getragen und vielleicht dort zuerst seinen Pistolenkasten angesehn. Und das ist nicht die Aussage eines Deutschen, sondern so denken viele von ihnen. Die geblendete Nachtigall, oder ists ein anderer Vogel, soll ja auch besser singen. Nein, mein Vaterland, deine Poeten sollen Geld haben, daß sie nicht deine Schuhputzer zu sein brauchen. Ich verlange, daß ein deutscher Dichter 80 000—170 000 Mark jährlich sein eigen nennt. Dann kann er dem Gesindel auf den Hut spucken. Bis ins Herz tuts mir weh, wenn ich merke, daß einer, der Dichter ist, der Dichter hätte werden können, aus Geldmangel Schriftsteller werden muß oder mußte. Nun fällt er in den Plünnenkorb der Familienblätter und ist verloren. Nein, nein, nein! Freie Bahn soll der Dichter haben! Schreiben soll er, was und wie er will. Und übt er Selbstzucht nicht nur in seinem Leben selbst, sondern auch in seinen literarischen Erzeugnissen, haut er sich nicht eigensinnig die Künstlerhand ab, nun, dann vorwärts!

Ich mache wieder einige Sprünge. Ich las neulich in einem Buche, betitelt: Robert Keil, Ein Goethestrauß. Es war mir darin interessant, über die Entstehung einiger Goethischer Gedichte klar zu werden. Sonst ist es für die Geheimratstochter zurecht gestutzt. Also greulich! Der „würkliche Herr Geheimde Rat" und unsere heutigen Geheimratstöchter! Ich fand darin, daß, als 1788 der Gott seine Gedichte sammeln wollte, er von Italien aus Herder um seine Hilfe bat. Aber auch Mutter Herder mischte sich drein, und richtig: er mußte einige seiner prächtigsten Lieder, die er, dem Himmel sei Dank, später aufnahm, wegfallen lassen, aus den bekannten „sittlichen Gründen" natürlich. Bitter hat sich der größte Deutsche oft darüber beklagt, daß er durch so mancherlei Rücksichten gezwungen gewesen sei, nicht das zu schreiben, was er auf dem Herzen hatte und wies ihm im Herzen lag. Kann sich in Deutschland über-

haupt ein Dichter, ein Schriftsteller ausschreiben? Unmöglich. Ich habe nichts gegen den Spott auf den armen Schwartenmagen, genannt teutscher Tichter; aber so unablässig, wie es die „Fliegenden Blätter" besorgen, ists doch nicht nötig. Bei der bodenlosen Gleichgültigkeit unseres Volkes gegen seine Dichter auch noch die ewige Verächtlichmachung in diesen Blättern, dürfte nachgerade vom Übel sein. Andere „Stände" müssen die gleichen „Witze" in ihrem „Fache" über sich ergehen lassen. Dabei fällt mir ein: haben sich die „Fliegenden Blätter" einmal gesagt, was sie durch die immerwährende Herabziehung der deutschen Offiziere schließlich erreichen? Wie Idioten, wie ein Heer der dümmsten Gecken, werden sie Woche für Woche dem Volke vorgeführt. Das soll harmlos sein. Nein, das ist nicht harmlos, das ist staatsgefährlich und widerwärtig. Wo ist der Staatsanwalt? Gibt es nicht ein Gesetz, das ein immerwährendes Verächtlichmachen einer Person oder eines Standes zur Bestrafung ziehen kann? Wo ist der Staatsanwalt? Ich wünsche und verlange von ihm, daß er uns vor solcher Literatur schützt. In seinem schweren Berufe, und in dem gleich schweren seines Bruders, des Büttels, unterstützen wir ihn gern, wo wir nur können. In diesem Falle täten wirs. Die abscheuliche ewige Erniedrigung der Offiziere durch die „Fliegenden Blätter" ist empörend.

Jeder weiß, daß ich der Letzte bin, der den Staatsanwalt ruft, der den humoristischen Blättern untersagen möchte, das und das zu schreiben. Und so weiß jeder, was ich und wie ichs meinte.

Und noch zum Schlusse: Die „Fliegenden Blätter" geben uns doch ab und zu einen Witz, über den wir herzlich lachen können. Sie geben uns stets entzückende Zeichnungen. Wir finden in ihnen vor allem den genialen Oberländer. Punktum.

Capriccio! Ich empfehle uns deutschen Dichtern und Schriftstellern den vorzüglichen Aufsatz: „Allerhand Sprachdummheiten" in den Nummern 7, 9, 11, 13 der „Grenzboten" des vorigen Jahres. In welches Zeitungs-, Weinreisenden-

und Kanzlei-Deutsch sind wir hineingeraten! Nur keine Furcht: Die Art des eigenen Stils wird nicht darunter leiden. Das darf und soll sie auch nicht.

Und nun will ich mich auf mein Bismarcksofa strecken und L. Rafaels „Gedichte" zur Hand nehmen. Und ich will mich der hohen, edlen, leidenschaftlichen Seele erfreuen, der sie entrissen sind.

„Deutsche Poetik"
von Paul Heinze und Rudolf Goette.
(1890)

Ich kenne die Kleinpaulsche (Langewiescheſche) Poetik, die mir lieb und wert geworden ist und bleiben wird trotz ihres oft kindlichen Standpunktes; ich kenne die vortreffliche Poetik Beyers (das herrliche Werk eines Menschenlebens), die leider so dickleibig ist. Und nun habe ich mich auch in die „Deutsche Poetik" der Herren Paul Heinze und Rudolf Goette vertieft. Vor allem hat sie vor den beiden erstgenannten den großen Vorzug, daß sie kürzer, konzentrierter ist, daß sie viel lästigen Ballast, den wir bisher mitschleppten in Poetiken und ähnlichen Büchern, über Bord geworfen hat, modern geworden ist, wenn das hier gewagte Wort gebraucht werden darf.

Es ist eine vollkommen irrige und törichte Ansicht, die namentlich von jungen, frischen, glühenden Brauseköpfen immer wieder vertreten wird, daß sich das „Dichten" von selbst machen muß. Natürlich muß sich das „Dichten" von selbst machen, sonst wird es eben „gemachtes" Dichten, also Unnatur. Aber damit ist nicht gesagt, daß wir nun mit Halli und Hallo, ohne Regel und Raumkenntnis, drauf los harfen, strophen und versen sollen. Wir müssen doch erst die technischen Mittel kennen, ehe wir uns in einer Kunst als Ausübende versuchen. Das gilt nicht nur dem Maler, Musiker, dem Bildhauer und Baumeister, das gilt im besonderen auch dem Dichter. Und dazu werden die Poetiken geschrieben; und es ist dem „angehenden Dichter" (ein köstliches Wort) nicht genug zu empfehlen, daß er, und bis an seinen Tod, strenge Studien in einer solchen mache! Bis an seinen Tod: ich meine, daß er stets wieder das Buch vornehmen soll. Immer noch Neues, für ihn Brauchbares wird er finden.

Hauptsächlich erfreute mich in der Heinzeschen und Goetteschen Poetik der zweite Teil: Die Mittel poetischer Veranschaulichung. Ich lese immer wieder, was die beiden Herren

darin Ausgezeichnetes sagen über die sinnliche Anschaulichkeit, Reinheit des Ausdrucks, Einfachheit des Satzbaues, Wohlklang der Sprache, Lautmalerei (vorzüglich!), Lautsymbolik, Hiatus (hier stimme ich nicht ganz den Herren bei), Elision. Mit großem Interesse studiere ich die Kapitel: „Bilder und Figuren“ und „Die dichterische Form“. Namentlich, was hier über den Reim, über Alliteration, Assonanz usw. geschrieben ist, empfehle ich jedem Dichter auf das Gründlichste.

Über den Reim werden wir in Deutschland nie ganz einig werden, einig werden können. Hier heißt es norddeutsch und süddeutsch. Für mich, der ich im Reim Platenide bin, ist es fürchterlich, nicht nur zu hören, sondern auch zu lesen z. B.: hinten und binden. Der Süddeutsche merkt diese Unreinheit nicht. Grade unsre Großen, unsre paar wirklichen Dichter, die paar Dichter-Künstler, reimten schändlich. Goethe z. B.; noch grausenhafter Schiller. Zwei meiner Dichterlieblinge (der wenigen!): Mörike und Theodor Storm, Dichter-Künstler, reimten unerträglich. Als ich einmal an Mörikes Grab einige Blumen hinlegte, wollte ich eine wieder fortnehmen: „für deine schlechten Reime“. Aber pfui, pfui! Ich kaufte und raffte an Rosen, was ich nur in der Stunde bekommen konnte, und streute sie dem Herrlichen. Mörike fand den unreinen Reim sogar ästhetisch schön. Unbegreiflich. Freilich, die Herren Dichter, die unrein reimen, machen es sich bequem; sie haben einen großen Wortschatz denen voraus, die nur rein reimen. Das Volkslied nehme ich aus. Sonst ist mir eine Assonanz lieber, viel lieber als ein unreiner Reim. In Heines Gedicht stört mich „Haus“ und „schaust“ garnicht; aber „grüßen“ und „sprießen“ macht mir Leibweh. Doch das ist alles Ansichtssache. Ich brauche mich nicht zu verwahren, daß erst der reine Reim und dann der Inhalt kommen soll. Es wird mir Keiner solchen kindlichen und kindischen Gedanken zutrauen. Ich habe das oben schon bei Mörike gezeigt.

Nehmt die Poetik zur Hand, ihr Dichter und Dichterinnen, also Ganzdeutschland!

Moderne Nicolaiten.

(1894)

> Denn jeder Tag
> Hat sein Ertragenmüssen
> Der Neidlinge und Nüchterlinge,
> Der Sauertöpfischen und „Sittlichen",
> Der Trottel und Trampel,
> Der Hämischen und Heimlichen,
> Der Kommisseelen.

Ich weiß nicht recht, wie ich zu dieser Überschrift komme. Vielleicht klingt sie gut; deshalb. Wenigstens wollte ich mir zuerst anderes abladen. In der Sonntagsbeilage des Hamburgischen Korrespondenten vom 12. November 1893, Nummer 23, fand ich in einer Besprechung vieler Dichter auf einmal, im sogenannten Ramschverfahren, auch meinen Namen. Die Besprechung ist nicht unterzeichnet, nicht mal mit einem Buchstaben. Daraus nun gleich auf Feigheit zu schließen, ist nicht wohl angängig. Ich gebe gern zu, daß diese „Kritiker", diese Art Kritiker, froh sind, wenn sie, nach Zeilen bezahlt, ihre paar verdienten Groschen verzehren können in dem stolzen Gefühl: jetzt habe ich dem und dem gehörig eins versetzt, ohne daß er meinen Namen erfahren kann.

Auch das Ramschverfahren ist zu entschuldigen bei den großen Blättern. Es zeigt bei diesen wenigstens den guten Willen, alle eingesandten Bücher, deren Zahl, wie jeder weiß, Million ist, mit einigen Worten abzufinden.

Der Hamburgische Korrespondent, ein altes, vornehmes, solides, ehrenwertes Senatorenblatt, steht wie die anderen nennenswerten Tageszeitungen in Deutschland mit einigen sehr zu rühmenden Ausnahmen — der Hamburgische Korrespondent steht in „Literatur und Kunst" noch im Steinzeitalter. Und besonders alles, was nach 1883 geschrieben ist in diesem „Genre", ist „Naturalismus" und berührt „höchst peinlich". Ungezählte Jeremiaden und Heulereien

über diese rohen Burschen der Gegenwart kommen fort und fort den Lesern dieser Gazetten vor Augen.

Die Kritiker des Hamburgischen Korrespondenten rekrutieren sich, so denk ich mir, aus denselben Gentlemen, wie bei den meisten übrigen Großzeitungen. Jeder weiß also, woher sie rekrutieren. „Literatur und Kunst“ hat weit niedrigeren Rang als Rauchfleisch, Beefsteak und Rotwein, geschweige denn als Politik und Börse. Und warum nicht?

Nachdem in der vorhin erwähnten Nummer das Schlußwort über Gustav Morgensterns „Reise- und Liebesgesang“ artig gelautet hat: „Wenn sich dieser Reise- und Liebesgesang in etwas Konsistentes verwandelte, so würde man sich die Nase zuhalten“, geht der Ramschmensch zu mir über: „Auch Detlev von Liliencrons Neue Gedichte sind nicht ganz frei von haut goût; noch mehrere duften stark nach Patschuli. Er zeigt eine Dichternatur quecksilberner Lebendigkeit; wenn er sich gehen läßt, so quirlt und sprudelt, blitzt und flimmert, schäumt und zischt es, daß man aufs angenehmste unterhalten wird. Leider aber auch nicht mehr; solche Gedichte lesen sich wie ein geistreiches Feuilleton; irgend ein Eindruck haftet nicht, höchstens dieses oder jenes Bonmot. Manches Gedicht ist im Einzelnen poetisch, als Ganzes aber nichtig. Der Dichter gefällt sich darin, ganz der Laune des Augenblicks zu folgen und gegen alles, was in Kunst und Leben bindet, sich überall aufzulehnen oder vielmehr die absolute Verachtung zu zeigen. Gewiß hat der Dichter wie der Künstler*) das Recht, wenn er echte Leidenschaft darstellt, die bürgerlichen und sozialen Formen des Lebens unbeachtet zu lassen; aber er hat nicht das Recht, sie in solchen Formen darzustellen, die der Scham und der Sitte Hohn sprechen. Wenn ein Dichter in unserer Zeit anfängt, das Dirnentum zu verherrlichen, so hat er der Kunst abgesagt. Und wenn er dabei sittliches Gefühl als ein Nichts oder als verlogene Heuchelei hinstellt und den Grundsatz feiert: „erlaubt ist, was gefällt“, so straft ihn

*) Anm. des Setzers: Ist der Dichter kein Künstler?

sein eigenes Ehrgefühl Lügen. Denn von all diesen Predigern der freien Liebe, diesen Sängern des Dirnentums würde jeder, der nicht ein Lump ist, verstummen, wenn es sich um seine eigene Schwester oder Tochter handelte. Solcher Mißbrauch der Kunst rächt sich an jedem Dichter."

Dann folgt eine lange Tirade über Byron, wie sehr ich ein Wassertröpfchen sei gegen diesen Ozean. Das ist wahr vom Kritiker; und keiner wirds bezweifeln, ich am wenigsten.

Und nun fährt der Verfasser fort:

„Es ist ein Jammer, daß zu derselben Zeit, wo ein Byron die englische Poesie nicht nur mit der Urgewalt seines Dämons, sondern auch mit der Begeisterung für ein freies großes Menschentum erneuerte, in Deutschland ein Heine das Muster der Bummelpoesie schuf. Es ist so viel Stickiges, Kleinliches, Selbstgefälliges, Krötiges darin, daß es auf Generationen hin das verwandte deutsche Dichterblut vergiftet hat. Liliencron zeigt nun freilich nichts weniger als eine krötige Natur; aber das Behagen am kleinen Witz, das Kokettieren mit dem Laster, das gesucht Nachlässige in der Form hat er aus der Heineschen Erbschaft." U. s. w.

Zum Schlusse steht das bekannte Löbchen, das durchaus nicht fehlen darf, denn es hebt das vorhergegangene Zetermordio sehr wirkungsvoll.

Ich stehe jetzt zehn Jahre im literarischen Kampfe. Ich habe mir viel sagen lassen müssen. Und am besten ists, nie darauf zu antworten. Hier mache ich mal eine Ausnahme. Es ist denn doch etwas stark, sich von dem sentimental angehauchten Hausknecht des Hamburgischen Korrespondenten, von einem Mucker, von einem „Sittlichen", von einem Krämerlehrling, Professor oder Äppelkahnführer, oder von welchem feinen Kenner der Lyrik auch immer, bemerken lassen zu müssen, daß meine Gedichte nach Patschuli duften, daß sie das Dirnentum verherrlichen, daß sie das gesucht Nachlässige in der Form haben, daß sie Feuilletons sind. Dagegen erhebe ich Einspruch . . . Genau vor zehn Jahren las ich die erste Kritik über mein Buch „Adjutantenritte" in

demselben Blatte: im Hamburgischen Korrespondenten. Herr Max Bewer, der just damals zum Militär eingezogen werden sollte (also erst 21, 22 Jahre alt sein konnte), stellte mich darin vor als einen vollkommen Blödsinnigen! Fast zur selben Stunde schloß Herr Oskar Bulle seine vierzehnzeilige Kritik in der „Gegenwart“: „Daß unser Autor dem Geständnis: ‚Und las beim Grogk, ich trink ihn gern, den Bettel‘ — nicht das Rezept seiner Mischung beigefügt hat, ist zu bedauern; vielleicht halb und halb, oder noch steifer? Die Waschtischprovenienz der Dichtungen ist auch nicht dazu angetan, den Appetit auf ihre Lektüre zu reizen.“

Daß ich einige leichtsinnige Poeme und Verse in meinem letzten Buche zum Abdruck brachte, statt sie für mich zu behalten: nun, ich tats mit schon aus Trotz gegen die greulichen Philisterängste und die Prüderie und Heuchelei meiner Landsleute. Und diese Verse kann doch unmöglich selbst der sittenstrengste, froschkälteste Mensch anstößig finden. Wo hat denn mein Zerstampfer eingehakt? Es wird die Stelle sein in der Zueignung an meinen Freund Gustav Falke. Sie heißt:

Liebster Falke, wie Sie lachen können! Gar zu
Gerne hör ich dieses helle köstliche Geplätscher,
Wenn ein wenig Bosheit sanft hindurch sich trichtert.
Wie Sie lachen können! Wenn Sie sich entsinnen:
Ich erzählte, daß ich gestern einen Freund,
Der die „Seestadt“ Hamburg kennen lernen wollte,
Endlich auch nach „Sehenswürdigkeiten“ führte,
Warum sind sie nicht im Bädeker verzeichnet,
Die besonders Fremde höchlichst interessieren:
Und wir landeten Ulrikusstraße tausend,
Wo die Honourables sitzen, die am Tage,
Ach, so sittsam, ehrbar durch die Gassen wandeln,
Haute-Finance, Fondsmakler, Jobber, Direktoren,
Selbstverständlich alle reichtumüberlastet.
Ob sie hier als Glieder von Vereinen hausen,
Gar vom christlichen Verein der Jünglinge? Oh!

Heuchelei, du süßes, süßes Turteltäubchen.
Nur ein einziges Getränk gibts dort: Champagner.
Mohr, Portier und Smyrnateppich, faustdick schwellend,
Echte Bronzen, Ampeln, Kronen, Glühlichtflammen,
Ungeheure Spiegel, und Fauteuils, die weichsten,
Und die Hauptsache, der Liebeshof, mit Schleppen,
Ungelogen, vier-fünf Meter langen Schleppen.
Eine kleine Ungarin mit schwarzen Haaren,
Stahlblau schwarzem Haar, Baszom Teremtete, blieb
Meine Nachbarin. Ein einzig deutsches Sätzchen
Konnte sie nur radebrechen: „Ei' Flass Sekt noch."
Auf den Marmortischen lagerten Journale,
Lagen unsre herrlichen Familienblätter:
„Gartenlaube", „Über Land und Meer", und, oh, die
„Deutsche Langweil-Rundschau" mußt ich selbst hier finden,
Auch „Daheim", das keusche, schwamm, oh, oh, dazwischen.
„Jordansbächlein", „Kidronsquellchen" fehlten leider.
Und am Himmelbette fand ich aufgeschlagen
„Freie Bühne" und „Moderne Kunst" mit, ja, mit
Kunst von Dehmel, Bierbaum, Liliencron und Falke.
Nie vergess im Leben Ihr Gelächter ich.

Nun, ich denke, jeder wird mit Falken und mir in ein tüchtiges Gelächter ausbrechen, wenn er diese Stelle liest. Jeder wird den „holzschnittgroben" H u m o r dieser Verse verstehen.

Hätte der Verfasser nur als Trottel und Trampel, als gewöhnliche Kommisseele diese Besprechung geschrieben, so wäre nichts dabei gewesen. Was hab ich nicht für Albernheiten schon über mich ergehen lassen müssen von dieser Sorte Menschen. Aber, ich bin davon überzeugt, er hat tiefere Gründe gehabt. Er wußte ganz genau, daß eine solche Besprechung in einem Blatte, das von den oberen Zehntausend gelesen wird, den Dichter töten mußte. Er kannte und kennt die Unbildung und Brutalität und Herzensroheit jener Kreise. Jeden Strich jedes Buchstabens seines Skriptums hat er mit

hämischem Lächeln deshalb gemalt. Freilich, wie überall im Vaterlande außer der „kleinen Gemeinde“, so liest auch in Hamburg kein Mann Gedichte oder über Gedichte. Aber die Frauen lesen es. Und wenn sie das lesen, wies mein Kritiker geschrieben hat, ei, da sagen sie sich ganz selbstverständlich: Das Schwein wollen wir nicht, weder als Mensch noch als Buch, in unsern Häusern haben. Und so sickerts denn durch! Und der Verfasser hat seine himmlische Freude daran: Wieder einer von den verruchten Modernen mausetot. Er weiß ganz genau, daß mir eine Erwiderung in der gewählten Zeitung nicht erlaubt wird. Und die Zeitung hat recht darin, denn sie will und darf ihre Kritiker nicht desavouieren. Und mein Mörder weiß ganz genau, wenn ich eine Entgegnung in den mir gütigst geöffneten Spalten der „Gesellschaft“ schreibe, daß dies tapfere, vorurteilslose Journal, wie die paar anderen ernst zu nehmenden Monats- und Wochenschriften, nicht einmal dem Namen nach den „höheren Zirkeln“ bekannt sind. So steht er blendend wie Sankt Jürgen da, der den Drachen getötet hat. Und ich flechte ihm den Lorbeer um die Helmzier. Vorüber, du Schaf; wollt ich sagen, ihr Schafe, vorüber. Je m'en fiche!

Moderne Nicolaiten. Wie komm ich doch zu dieser Überschrift? Der Verfertiger des Ramschartikels hat mindestens nicht den scharfen Verstand des alten Nicolai, dieses „höchst anmaßenden und selbstzufriedenen Menschen, dem alles in tiefster Seele zuwider war, was über das Niveau des Gewöhnlichen sich erhob“ (Koenigs Deutsche Literaturgeschichte). Aber da fädle ich doch ein: Wie viel haben die Dichter von den Nicolaiten zu leiden! Diese sind doch noch gefährlicher für jede wahre Poesie als die Kritiker von dem Wesen meines liebenswürdigen Vernichters. Was irgendwie phantastisch ist oder die Phantasie berührt, ist ihnen ein Greuel. Deshalb ihre Wut z. B. auf Böcklin und Thoma. Sie ersticken mit ihren ewigen Witzeleien und hämischen Bemerkungen jede Richtung, die nicht in ihren logischen Kram

paßt. Sie verstehen eben nie den echten Poeten. Sie wollen alles haarklein und klar „definiert“ haben. Das Kunstideal dieser Leute könnte man gut als eine alte bebrillte Gouvernante abbilden, die sehr auf Moral hält. Der Neid unbefleckter Altjungferlichkeit wird gährend Drachengift.

Ach ja, die Moral, die Moral! Ohne die gehts nicht. Wenigstens doch hätte mein Abmurkser den Goethischen Satz mit erwähnen können, den ich vor mein letztes Buch stellte:

„Und so schnurrt denn durch die ganze, halbwahre Philisterleierkastenmelodie, daß die Kunst die Moralgesetze anerkennen und sich ihnen unterordnen soll. Das erste hat sie immer getan und muß sie tun; täte sie das zweite, so wäre sie verloren, und es wäre besser, man hinge ihr einen Mühlstein um den Hals und ertränkte sie, als daß man sie langsam durch das Nützlich-Flache krepieren ließe.“

Und was sagt Freund Otto Julius? —:

Ihr armen Schächer, wie tut ihr mir leid
In eurer Tugend engem Kleid,
Darunter die Triebe zu Krankheiten werden,
Zu bösen Dünsten und allen Beschwerden
Der Leibeslüge und Heuchelei.
Nie seid ihr froh, nie seid ihr frei,
Denn euer Wahn hat zur Sünde verdacht,
Was Kreaturen selig macht.
Des Lebens Quell mit Schmutz zu verschlammen,
Tragt alle Unnatur ihr zusammen;
Was fröhlich, rein, lebendig fließt,
Wird euch und uns zum faulen Bache,
Zur giftigen Sünden-Unken-Lache,
Wenn eure „Moral“ hinein ihr gießt.
O Jammermißbrauch mit dem Wort.
Was blüht, ist Leben; tot, was dorrt.
Ihr aber streut Salz auf des Lebens Fluren;
Was keimt und treibt, ist euch verhaßt.
Dem Leben grabt ihr ohne Rast
Das Grab, ihr „sittlichen“ Lemuren.

„Moderne Stoffe“ von John Henry Mackay.

(1889)

„Alle schwiegen. Einer nur sprach fort.
Scharf und schneidend fiel sein klares Wort
In die Stille. Alle lauschten bang
Auf den seltnen, nie gehörten Klang.
Und er endete. Doch Alles schwieg
Tieferbittert. Das war offener Krieg
Ihnen Allen! Keiner aber sprach.
Nichts die Stille ringsher unterbrach.
Jener aber ging mit leichtem Schritt,
Und er nahm den Haß von Allen mit!“

Jener aber ging mit schwerem Schritt, las ich zuerst versehentlich, und ich sah „Jenen“ im Eisenschuh klirrend die Marmortreppe hinuntersteigen, stolz, mit gehobener Stirn. Gleichviel, ob mit leichtem oder schwerem Schritt, jedenfalls läßt „Jener“ eine vor Staunen erstarrte Gesellschaft — vielleicht nach einem Herrenmahle, dann paßt allerdings nicht der Eisenschuh — zurück, die dann, erwachend, ihm wütend und mit drohenden Fäusten nachschaut, ihm gar noch den Sektkübel hinterherwirft: Ei, du verdammter . . .

Aus diesem wundervollen, gestoßenen, gehackten, gestampften kurzen Zorngedicht des jungen Dichters John Henry Mackay strömt eine heiße Ader. Ich begreife es nicht, denn es hat nicht im Entferntesten einen Zusammenhang — aber immer wieder fiel es mir ein beim Lesen der „Modernen Stoffe“.

Die „Modernen Stoffe“ (zwei Berliner Novellen) sind mit finsterer Stirn geschrieben, von Einem, der es furchtbar ernst mit dem genommen, was und wie er uns erzählt hat.

Die erste Novelle heißt „Existenzen“. Sie spielt in einem Tingeltangel. Ein junger Mann aus guter Familie, mit sich und der Welt zerfallen und doch fertig in sich abgeschlossen, dort Klavierhusar, liebt ein in diesen Räumen singendes, ganz junges, unberührtes Mädchen. Sie liebt ihn. In einer wüsten Nacht, in der sie wie die anderen

Sängerinnen im „Hinterzimmer" trinken muß mit lockeren Zeisigen, wird sie, die betrunken ist, entehrt von einem alten Widrian. Am andern Morgen (— der Held erzählt —:) „da, als sie klopfte, wußte ich schon alles — weshalb sollte sie sonst kommen . . .

Sie stand an der Tür, den Hut in der Hand, unordentlich gekleidet, und sah mich mit großen, toten Augen an.

Ich wußte alles. Aber ich stieß doch hervor:

Wo kommst du her?

Ich sah, sie wollte antworten. Aber sie konnte nicht. Ich wußte, bis dahin hatte sie gehofft. Als sie mich gehört hatte, nicht mehr."

Es ist nicht möglich, die Novelle auch nur im Auszuge wiederzugeben. Sie ist, wie auch die andere, ich sagte es schon, mit finsterer Stirn geschrieben. Mackay hat ihr das Wort vorgesetzt: „Alle Versöhnung ist Lüge. Das Leben versöhnt nie."

„Es hat ein jeder wohl einmal
nen Hang zum Küchenpersonal"

singt Wilhelm Busch. Mit derber Spitze hat er eine treffende Wahrheit gesagt. Ich mußte dieses Verses gedenken, als ich den Titel der zweiten las: „Nur eine Kellnerin." Meistens sind denn doch die unglückseligen Tingeltangelösinnen und Kellnerinnen in Wirklichkeit nicht solche Engel, wie sie zuweilen in Büchern gefunden werden. Ich ging mit „gemischten Gefühlen" an die Lesung.

Aber vom ersten Satze an wurde ich mitgerissen, gefesselt. Nicht gefesselt in jenem Sinne, daß wir vor atemloser „Spannung" kaum das Ende erreichen können.

Bilde, Künstler, rede nicht. Das Goethische Wort hat Mackay sich ganz und gar zu eigen gemacht. Beide Novellen sind Kunstwerke. Nichts ist „beschrieben", alles gezeigt: wie es wächst, wie es nach und nach kommen mußte.

Ein sehr armes, aus dem Elternhause wegen abscheulicher Behandlung sich selbst verbannendes Mädchen aus Süddeutschland geht nach Berlin und wird hier, da ihr andere

Stellen nicht offen stehen, Kellnerin. „Wohrschu för de Mannslüd", las ich einmal in einem friesischen Dorfe im Tanzsaal; es stand mit Riesenbuchstaben über dem Musikthron. „Mädchen, nehmt euch vor den bösen Männern in Acht", das sagt sich auch die arme Kellnerin. Sie hält sie für eine niederträchtige Gesellschaft. Nur einzelne sind gut; diese dann aber auch sehr gut und edel, denen man blind trauen kann. Einer dieser „Edlen", der zufällig in die schmierige Kneipe hineingeschneit ist, ist der Schufterle Hans Grützmeier, ein Referendar. Aus Wut und verletzter Eitelkeit, daß es ihm nicht gelingt, das Mädchen zu verführen, behandelt er sie nichtswürdig. Sie geht ins Wasser.

Nicht mit dem „Heultaschentuch", aber mit bebender Seele begleiten wir die kurzen Wochen, die wir mit dem Mädchen gehen. Das unermeßliche Elend auf Erden zeigt uns der Dichter an einem von ihm mit hoher Meisterschaft uns (Verzeihung für das Kunstreiterwort) vorgeführten Menschen. Daß dieser Mensch zufällig „nur eine Kellnerin" ist und nicht eine Prinzeß, ist völlig wesenlos. Prinzeß und Kellnerin sind gleichermaßen dem Gerütteltwerden ihres Herzens unterworfen.

Auf jeder Zeile tritt uns der „Dichter" entgegen. Mit rücksichtsloser Wahrheit zeichnet er. Jede alberne Scheinsittsamkeit ist verpönt. Selbstverständlich bei einem „Realisten". Aber das Ganze, und erzählt er das Lebensgräßlichste und Widerlichste, ist verklärt von tiefer Poesie.

Zahlreich — und sie werden den Leser entzücken, der zu lesen versteht — finden sich feinste Beobachtungen. Ich nenne einige, die ich wie Stichworte hinwerfe: die Kneipe im Osten; der in gleichen Absätzen heulende Hund; der Baum, der im ewigen Schatten auf dem Hofe einer Mietskaserne gewachsen ist; das kleine Hotel; der Kellner; Herr von Seehausen; der Bahnhof; wie das arme, schwererkrankte Geschöpf, das vom Leben nichts gehabt, das ihren „Stolz" bis zuletzt verteidigt hat, plötzlich die Sinnlichkeit mit Naturgewalt überfällt (ein Seeleneinblick, wie ich keinen zweiten

je gelesen habe); und das Bündel, das Bündel, das sie auf ihrem Todeswege mit sich führt, in dem sie ihre paar Habseligkeiten verpackt hat, das sie selbst im Wasser noch krampfhaft festhält.

Wundervoll paßt die öde Landschaft für den einsamen Tod. Alexander Kielland hat in seiner Novelle „Sehnen" den Wintersturm stets in Einklang gebracht mit dem stürmischen Drama im Pfarrhause. So paßt auch Mackays Landschaft zu dem in den Tod gehenden Mädchen.

Wird das Buch den leidenschaftlichen, blutvollen Dichter berühmt machen?! Würde diese meine feste Überzeugung sich doch überall bestätigt finden.

Der Fall Maupassant.

(1889)

Im Januarhefte der „Gesellschaft" stand in vortrefflicher Übersetzung eine Dorfgeschichte Guy von Maupassants. Es war eine Dorfgeschichte, wie sie sein soll; es war die Dorfgeschichte. Der Künstler (der Dichter) hat uns in dieser Erzählung mit großer Meisterschaft eingeführt in die einfachen, graden Herzens- und Sinnesgänge eines Dorfmädchens. Er hat uns, mit rücksichtsloser Wahrheit und Offenheit, ohne die ein „Dichten" überhaupt unmöglich, gezeigt, wie ein solches Landmädchen fühlt, denkt und handelt; er hat uns gezeigt, wie bis auf den Grund wühlend auch in diesem weltabseitslebenden Mädchen Angst, Gewissensbisse, Verzweiflung, wie in jedem Menschenherzen, hin und her wogen können. Er hat uns das alles mit seiner feinen Künstlerhand gezeichnet: keinen Strich zu viel, keinen zu wenig, hier Lichter spielen lassend, dort Schatten und dunkle Punkte gebend: immer, wie und wo er es brauchte.

Maupassant konnte diesem armen, tüchtigen, fleißigen Geschöpf nicht die Allüren einer Herzogin aufnötigen, sondern mußte sie uns mitten hineinstellen in den Bauernhof. Er mußte sie uns in ihrer Umgebung vorführen: in der Küche, im Stall, auf dem Felde, bei der Arbeit, ruhend. Und das hat er getan, wie kein Dorfgeschichtenerzähler je vor ihm.

„Die Hofmagd" hat, wie verlautbar geworden, bei nicht wenigen deutschen zarten Seelen Anstoß erregt. Es darf hier ernstlich die Frage aufgeworfen werden: Lischt nicht das letzte Flämmchen der Hoffnung aus, daß wir in Deutschland noch zu einer Literatur gelangen, die Literatur zu nennen ist? Steigt nicht die Fahne der Gewißheit bis in die Wolken, daß die deutsche Literatur fast völlig in Albernheit, Blödsinn, Kinderkram und Verkindischtheit auszuarten droht?

Wie? Ein Künstler schenkt uns eine Dorfgeschichte in Vollendung, und kleinlich denkende Menschen verargen ihm das und verlangen: Du sollst Handwerker sein, und kein

Künstler; du sollst lügen, nicht die Wahrheit sagen; du sollst alles so schreiben, daß es für achtjährige Mädchen geeignet ist; du sollst schreiben, als gäbe es auf der Welt nur Familienmütter, gefühlvolle Köchinnen, Predigtamtsanwärter.

Hat denn wenigstens nicht der köstliche, humortiefe Schluß der Novelle: „Ich bin zufrieden, ich bin ganz zufrieden" die Nörgelnden, die „Idealisten" versöhnen können? Ich möchte das Lächeln Herrn von Maupassants sehen, wenn er den Schreckensruf hört, wenn er erfährt, daß sich die alten Tanten vor seiner Dorfgeschichte bekreuzt haben.

Wir wollen dankbar sein, daß wir die Zeitschrift „Die Gesellschaft" haben: daß wir doch einen Aufenthalt finden (auch die „Deutschen Blätter" in Eger müssen hoch hervorgehoben werden), wo wir nicht ersticken in der Bourgeois-Literatur.

Der Leiter dieser Zeitschrift, und mit ihm einige ebenso kühne Männer, hat in jahrelangem Kampf mit einer Unerschrockenheit ohnegleichen, mit gleichbleibender Begeisterung, in edler Aufrichtigkeit, angefeindet, umschrieen von allen Seiten, den dornenvollsten Weg durchschritten. Ich muß ihm — es sei mir an dieser Stelle erlaubt — meinen innigen Dank aussprechen. Und mit mir stimmt eine täglich sich mehrende Anhängerschaft, wenn das letztgenannte Wort gestattet ist und nicht für den namentlich in der Literatur so häßlichen Ausdruck „Partei" genommen wird. Mit beispiellosem Mut hat auch der Verleger der „Gesellschaft" uns „Naturalisten" seinen Verlag geöffnet. Wir wären im großen herrlichen Vaterlande Waisenkinder, hätten wir dort nicht eine Zuflucht gefunden.

„Eine stille Welt“ von Timm Kröger.

(1891)

Holsatia non cantat. Ich erinnere mich nicht, welcher Professor oder Erzbischof es zuerst sagte. Aber es ist bekannt. Will man damit andeuten, daß der Gesang nicht stets und überall die Wege und die Arbeit unseres Landmannes auf der Straße, im Walde, hinter dem Pfluge begleitet, so mag es noch heute seine Berechtigung haben. Dazu tragen wir, unter unserm ewig grauen Himmel, zu schwer an der Last des Daseins. Aber, wenn es darauf bezogen werden soll, daß der Schleswig-Holsteiner nicht „dichtet“, so ist es grundfalsch; und zumal unser Jahrhundert hat ihm gründlich widersprochen. Von unseren beiden großen Toten an, Storm und Hebbel: welche Reihe Dichter bis auf den heutigen Tag, „vun de Waterkant“ der Nord-Mordsee bis zu den „lieblichen Gestaden“ der gutmütigen, gemütlichen Ostsee.

Zu unseren Dichtern gesellt sich ein neuer: Timm Kröger. Wie liebe ich den (aus Timotheus entstandenen) Namen Timm! Schon dieser Name verrät, daß wir es mit einem dem schleswig-holsteinischen Bauernvolke entsprossenen Dichter zu tun haben. „Eine stille Welt“ ist der Titel des Buches, und der stillflutende Strom eines Liebhabers und Feinschmeckers der Einsamkeit, der stets bereit ist, die ihn umgebenden Dinge an den ewigen Wahrheiten zu prüfen, herrscht in diesen Skizzen. Das Buch trägt den Untertitel: „Bilder und Geschichten aus Moor und Haide“, und ein kräftiger Erdgeruch waltet auch in den Geschichten vor, die nicht — wie die Mehrzahl — nach Haide und Moor den Schauplatz der Erzählung verlegen. Und wie sind sie erzählt! Mit welcher realistischen Meisterschaft! Keinem je in Schleswig-Holstein vielleicht gelang es, den Bauern so wahr zu zeichnen und mit solcher Liebe, ohne Koketterie mit ihm, fest, scharf umrissen, wenngleich oft mit munterer, herzlicher Ironie.

Die landschaftliche Schönheit unserer Heimat findet in

vielen Stellen herrlichen Ausdruck. Feiner, feinster Humor, voller Stimmungsmalerei, bei der die personifizierte Natur mit guter Laune die Farben reibt, bricht immer wieder hervor. Humor und — Tragik.

Ich hebe aus den elf Novellen „Eine vergessene Melodie" hervor, eine Erzählung, die in ihrer einfachen Größe von tiefster Wirkung ist: Drei, vier Dreschflegel unterhalten sich auf der Tenne. Nichts weiter? Nein. Und doch: diese drei, vier stummen Drescher, die Alles, was ihr Gemüt bewegt hat in letzter Zeit, in ihre Flegel legen: aus dem Klange hören wir den Schmerz, die Wut, die Freude, die Gutmütigkeit. Diese Skizze — wie manche der anderen — hätte Storm und Turgeniew entzückt. Mit wenigen, ganz einfachen Mitteln: eine größte Wirkung. Und das ist die Kunst. So kann nur ein Künstler schreiben, dichten.

Timm Kröger.

(1904)

In diesen Zeilen will ich wieder von einem Dichter schreiben, den die Literatur, aber das Volk noch nicht kennt.

An der Ostgrenze der Dithmarschen, dieser „Athener des Nordens", in einer Landschaft, die noch, möchte ich sagen, eine gewisse Keuschheit gegenüber unserer Kultur und jedenfalls ungebrochenes Volkstum bewahrt hat, ist er geboren — Timm Kröger.

Timm Kröger ist kein junger Mann, er steht im sechzigsten Lebensjahr. Als seine erste Novellensammlung erschien, war er 45 Jahre alt. Als Rechtsanwalt und Notar hat er sich so lange in den Sielen wundgerieben, bis er sich endlich vor Jahresfrist entschlossen hat, nur sich selbst und seinem Talent zu leben.

Ich weiß, daß Timm Kröger in literarischen Kreisen geschätzt wird; er hat auch eine begeisterte Gemeinde bei „nicht literarischen" Menschen gefunden. Aber diese Gemeinde ist klein, denn das deutsche Volk weiß noch wenig von ihm. Und doch bin ich fest überzeugt, daß die Zeit kommen muß und wird, wo es auch diesen Namen nennt, wenn man die Storm, Stifter usw. und die, die aus ihrer „Schule" hervorgegangen sind, aufzählt.

Alle Kritiker stimmen darin überein, daß Timm Kröger in seinen Novellen — seine Erzählungen sind hier und da zu langgezogen — den feinsten Humor und die feinste „Stimmungsmalerei" besitzt.

Seit 1899 hat Timm Kröger in Buchform nichts mehr veröffentlicht. Er hat aber in seinen Dichtungen, die inzwischen in Zeitschriften erschienen sind, gezeigt, daß er jetzt dem Stoff mehr Gewicht als bisher beilegt, und daß er große Menschenschicksale mit großer Wucht darzustellen versteht.

Timm Kröger hat bis jetzt folgende Bücher erscheinen lassen: 1. „Eine stille Welt", 2. „Schuld?" (früher „Schul-

meister von Handewitt" betitelt), 3. „Die Wohnung des Glücks", 4. „Hein Wieck und andere Geschichten".

Timm Kröger hat uns d i e Bauernnovelle gegeben. Bis zu seinem 19. Lebensjahre war er selbst Bauer. Zuerst in der Dorfschule unterrichtet, begann er erst spät mit „gelehrten Studien". Aber sein Herz hat sich nie von der Scholle gelöst. In diesem Sinne ist er ein Bauer geblieben. Seine Heimat liegt in meinem Schleswig-Holstein, mitten im Moor, in Haide und Wald. Er taucht heute noch oft in diesen Jungbrunnen hinab. Dort ist noch Alles ursprünglich; da sitzen noch der Tischler, Schäfer, Pferdehändler, der „Pütter" (Töpfer), und was sonst „vom Lande" ist, zusammen in den Weg- und Waldkneipen. Und sagen lange nichts, bis endlich ein trockener Witz das Schweigen löst. Und dann lachen sie. Und das Lachen klingt bis auf die Landstraße hinaus, daß der Hausknecht, der draußen die Pferde hält, mit an zu lachen fängt. Timm Kröger kennt alle und ist von allen gekannt. Gehört doch „der Herr Justizrat" zu ihnen.

Und seine stille Landschaft kennt er mit allen ihren Reizen; zu ihr hat er ein kameradschaftliches Verhältnis. Die wolkenschwere Melancholie Schleswig-Holsteins, die mit so tiefem Humor vereinigt sein kann, liegt über seinen Dichtungen. Und eine feine, nicht aufdringliche Philosophie und Weltanschauung glimmt wie Feuer unter der Asche.

Das habe ich über Timm Kröger erzählen wollen.

„Aus verborgenen Tiefen" von Otto Ernst Schmidt.

(1891)

Es ist nicht mehr hinwegzuleugnen: Die Lyrik blüht in ungeahnter Weise auf, die echte Lyrik, die Lyrik aus dem Herzen, aus der Seele. Die Sauf- und (abstrakten) Minnelieder werden zwar stets dem Deutschen angenehm bleiben, aber mehr und mehr verlangt er in unserer Zeit auch einmal Vollwichtigeres. Sehen wir die Lyrik in den Tageszeitungen an (wenn sie dort am Katzentische sitzen darf überhaupt) und in den illustrierten Blättern (mit ganz wenigen Ausnahmen), so ist sie immer noch die denkbar langweiligste. Im Liebeslied deucht dem Landsmann das Lied das beste, das am abstraktesten ist. Säufer und Spieler (ich bitte aber „Meine Tante, deine Tante", das ich leidenschaftlich verehre) sind wir schon nach Tacitus; Don Juans sind wir nicht, dafür aber die berühmten Kannegießer. Ah . . .

Unter den Lyrikern unserer Zeit dringt weiter und weiter in größere Kreise der Dichter Otto Ernst (Schmidt). Es ist eine große Tiefe in ihm; eine Strenge und Herbheit oft, die schwache Gemüter erschrecken könnte. Umso freudiger wird dieser Dichter-Künstler von allen denen begrüßt, die den Ernst des Lebens nicht nur kennen, sondern die wissen, daß das Leben nur wenige heitere Seiten hat, daß alles ewiger Kampf ist, daß Stund um Stunde wir Menschen zu ringen haben, daß wir unablässig den Schlagring um die geballte Linke tragen müssen, um jeden niederzuboxen, der uns was will.

Zu dem tiefstarken, wohl auch zuweilen bitteren Inhalt der Gedichte Otto Ernsts (Schmidts) stimmt überall die Form. Er ist nicht einer jener Stürmer auf Reim und Rhythmus. Darin ist er Platenide.

Statt über das Novellenbuch „Aus verborgenen Tiefen" zu sprechen, hatte ich bis jetzt nur Worte für die gebundene Form dieses Poeten. Nun sind in diesen Tagen auch Er-

zählungen von ihm herausgekommen. Die Überschrift finde ich scheußlich: sie sieht kolportageromanmäßig aus. Ein solcher Dichter, und ein solcher Titel. Da ist aber sofort hervorzuheben, daß die Verleger, und von ihrem Standpunkt aus mit vollkommenem Recht, eine möglichst blendende Betitelung wollen. Und so mag sie entstanden sein. Pereat. Schmidt selbst wünschte natürlich nur die Überschrift: Novellen.

Decidiert vornehm, hier das zum widerlichen Cliché gewordene Wort noch einmal: vornehm — soll der echte Künstler sein; sich den Teufel um Hinz und Kunz kümmern. Ich erinnere an Böcklin, Uhde, Max Klinger, Conrad Ferdinand Meyer, Fontane, Arno Holz, an den Prinzen Emil zu Schönaich-Carolath, an Reinhold Fuchs und einige Andere; ich erinnere an unsern großen lieben Toten: Hermann Conradi. Oder wollen die Dichter, die deutschen Künstler etwa auf die Narrenfratze des Ruhmes warten? Welche Lächerlichkeit. Unser Generalfeldmarschall M. G. Conrad hats einmal ausgesprochen: Seid bescheiden!

Denn was nützt das Tagesrühmchen, die Fanfaronnade? Wat geit mi dat an. Zunge zum Fenster hinaus. Je m'en fiche. Johann, „Greten achtern Tun" satteln!

Und ich ritt auf einen kahlen Hügel, auf dem ich einen kleinen Opferaltar aus Feldsteinen für das Tagesgestirn errichtet habe. Angekommen, sprang ich von meiner Stute. Ich ließ die Zügel los; sie blieb ruhig neben mir stehen. Einmal wieherte sie durch ein ganzes Register durch in den Nebel hinein. Der Morgen kam. Es dampfte aus den rings um mich tiefliegenden Wäldern. Und ich entzündete das trockene Reis auf den Fliesen. Es knisterte; ein dünner Qualm, in der Farbe des Zigarrenrauches, schlängelte sich gerade in die Höhe. Die Sonne verabschiedete sich von ihren Verkündigern, den roten Wölkchen, und stieg. Ich breitete meine Arme und betete zu ihr: Verbrenne über Tag, Allmutter, den letzten Geistesrest der Hühnergehirnchen der Kritikaster, daß Cäsar nicht mehr von einem Leineweber,

daß Hannibal nicht mehr von einem Drahtzieher beurteilt werden kann.

Die Landschaft verwandelte sich plötzlich. Ich sah das Schaufenster eines Fischhändlers. In einem großen Hafen dieses Schaufensters wimmelte es von Hunderttausenden von Hummern und Krebsen, die über, unter, neben einander sich drängten. Die meisten zangten tüchtig mit ihren Scheren um sich und packten sich gegenseitig. Ganze Kriege schienen sich abzuspielen. Was ist das? rief ich entsetzt. Das sind die vielen hunderttausend deutschen Schriftsteller, klang es von irgendwoher. Zum mindesten ein recht alberner Vergleich, rief ich entgegen. Und eine Baßstimme ertönte: Je m'en fiche.

Das neue Buch Schmidts besteht aus acht Erzählungen. Alle, ohne Ausnahme, sind mitten aus dem Leben gerissen. Daß ich es hier gleich sage: Es ist in ausgezeichnetem Deutsch geschrieben. Über das Fremdwort will ich hier nicht sprechen.

Scharf und mit finsterer Stirn schildert der Verfasser Nachtseiten unseres Lebens; aber doch nicht mit so finsterer Stirn und ätzender Lauge, daß nicht oft ein überaus wohltuender, schellenklingender Humor hervorbricht. Namentlich in zweien seiner Novellen kommt dieser Humor heraus: in der Erzählung „Bei gebildeten Leuten" und in „Herkules Meiers Gedichten".

„Bei gebildeten Leuten" gibt uns eine Gesellschaft, wie sie bei Onkel Geldprotz stattfindet. Wir sehen und hören die (ja: „wir hören", das ist ganz richtig gesagt von mir) die Erziehung der Tochter des Hauses, diese ganze seichte, überfaule Erziehung und dies seichte, überfaule Erzogensein der „höheren Tochter". Schmidt sagt uns, welche literarische Wissenschaft solchen unglückseligen Geschöpfen eingeimpft wird. Und wir können ermessen, wenn wir wissen, wie unter allem Nachtwächter der Literatur-Unterricht auf allen unsern Schulen ist: wie erst dieser Unterricht in den Mädchenschulen aller Gesellschaftsklassen sein muß.

In „Herkules Meiers Gedichten“ ist von keinem Poeten je so sehr uns die Misère des zertretenen, verlachten, verhöhnten, von allen politischen und nicht politischen Parteien für blödsinnig gehaltenen deutschen armen Lumpen und Leierschlägers, genannt Lyriker, vor Augen gehalten. Diese Erzählung ist ein Meisterstück. Sie erregte allgemeines Aufsehen, als sie seiner Zeit in der „Gegenwart“ zum Abdruck gelangte.

Schmidt ist ein Spezialkenner Franz Schuberts. Und diese Kennerschaft tut sich kund — obgleich das Wort jeder mit Recht paradox finden wird, der die Novelle liest — in der Erzählung: „Der Tod und das Mädchen.“ Ganz, ganz aus dem Leben; ganz, wies immer, wies überall vorkommt. Psychologisch ist diese Erzählung mit schärfstem Messer und Meißel herausgeschält und herausgeschlagen.

Zeigt, ihr Künstler, was ihr könnt, wollt ihr Poeten sein. Und das tut Otto Ernst Schmidt. Was sollen mir schließlich die, mir (ich bitte, nur mir) so langweiligen, ewigen Auseinandersetzungen des Ideo—reo—naturo—psycholo—physiolo—philolo—philoso—symbolo—buffalo—kabbalo—piccolo—paccolo—con animo—embryo—domino—zetermordio—Gelehrtenstroh-Ismus? Ich will Poesie, wenn ich Poesie lese und höre. Ob Zola oder Theodor Storm, ganz gleich, aber einen Dichter wünsch ich, einen Künstler, keinen Tapezier; gute Butter oder keine. Nichts mehr und nichts weniger: Poesie will ich vom Poeten haben. Und die fand und finde ich, wie ich sie fand und finde bei wenigen anderen, auch bei Otto Ernst Schmidt.

„Früchte des Lebens“ von Maximilian Fuhrmann.
(1898)

Was ists mit Haß und Sehnen,
Was ists mit Lust und Tränen,
O Mensch, in deinem Haus?
Nach zwanzig, dreißig Jährchen
Ist alles nur ein Märchen,
Ist alles eins und aus.
Maximilian Fuhrmann.

Ich sitze gern mit jungen, liebenswürdigen, lustigen Prinzen an einem schönen, schwülen Sommerabend auf der Terrasse des Bergschlosses. Unsre Stimmung ist übermütig. Wir trinken Pommery sec aus spitzen Champagnergläsern, nach früherer Art, nicht aus Kelchen. Eigentlich schmeckt Champagner am besten aus groben, dicken Wassergläsern. Probierts mal! Unser Gespräch wirbelt hierhin und dahin. Und dazu der herrliche Abend. Minutenlang seh ich schweigend, umtönt vom plätscherndsten Gelächter, in die sich mehr und mehr verschleiernde Landschaft, die, tief unter uns, im Park beginnt und, sich entfernend, aufsteigt in dunkelnde Wälder und Felsen. Ganz oben leuchten die beschneiten Zacken des Hochgebirges in der letzten Sonne. Die Dämmerung schleicht sich herein wie ein langsamer Tod. Und dann kommt der Vollmond.

Ich sitze gern (immer „mal mit“, wie bei Allem im Leben) mit Bierwagenführern zusammen an einem glänzenden Frühlingsmorgen im Garten einer Vorstadtkneipe, wo sie einen Halt gemacht haben. Wir sitzen unter blühenden Apfelbäumen. Ich spreche plattdeutsch mit den Kutschern und Faßträgern. Ich höre ihren Gesprächen und derben Witzen zu und lache mit ihnen aus vollem Halse. „Ick gev een ut (ich gebe einen aus),“ ruft einer von ihnen; „Hein, lat uns noch een hemm (haben).“ Draußen stehn die erhitzten Pferde und können den Trunk nicht erwarten; sie strecken immer

wieder die Köpfe vor nach dem Leitungshahn, worunter die Eimer stehn. Jetzt sind sie abgekühlt. Nachdem ihnen das Kopfzeug zurückgenommen ist, saufen sie begierig in langen Zügen; man siehts ordentlich durch die Hälse laufen. Sind sie satt, heben sie das Maul heraus, daß das Wasser wie Fäden von den Lefzen zieht. Mein Lebelang hab ichs gern gesehn.

Ich sitze gern bei meiner achtzigjährigen Gräfin in ihrem Empirezimmer. Seltsamerweise ist Empire mein Lieblingsstil. Die Gräfin erzählt mir aus ihrem Leben. Sie korrespondiert mit Königen. Alle Fremden von „Distinktion", die in ihre Stadt kommen, besuchen sie, küssen ihr die feinen welken Hände. Wie sie vergnügt, oft ein wenig boshaft, plaudern kann. Was alles hat sie erlebt! Wen und was alles hat sie kennen gelernt. Ich darf ihr den Arm bieten, um sie an den Frühstückstisch zu führen. Da trinkt sie ein Glas Tokayer und ißt, schon so früh am Tage, unglaublich stark getrüffelte Sächelchen dazu. Gott segne ferner ihre Eingeweide. Sie erzählt und erzählt aus ihrer Jugend, aus all ihren Altern. Und wir lachen und sind fröhlichen Herzens.

Ich sitze auch mal in irgend einem verrufenen Nachtcafé, wo der Wirt eiserne Zucht hält, unter Rowdies, Zuhältern, Mördern, weggejagten Kellnerinnen, entgleisten Gouvernanten und ähnlichen Deklassierten. Pfui Deibel! hör ich. Wie? Nasengerümpfe? Mir egal. Man keine Heuchelei. In der Heuchelei und Prüderie sind uns Deutschen nur noch die Amerikaner und Engländer über. Ich verlange vom Künstler, daß er heut ein gern gesehner Gast „im intimen Kreise bei den Allerhöchsten Herrschaften" ist, daß er morgen seine Studien in Verbrecherkellern macht. Sonst wird er niemals das ganze, große, unsäglich rohe, unsäglich herrliche Leben verstehn. Der Künstler soll das Ganze umfassen. Nur keine Einseitigkeit.

Ich sitze gern mal bei meinem weißhaarigen, gütigen Freunde, dem Seelsorger. Es ist mir gleichgültig, zu welcher

Konfession er sich bekennt. Er spricht so milde. Er spricht so sanft, wie glücklich der Mensch sei, der den „Glauben“ hat, den „positiven“ Glauben. Dann sei alles leicht zu tragen. Gott im gläubigen Herzen: Tod, was ist dein Abschied? Es gibt ja ein Wiedersehn.

Ich sitze gern mit meinem schleswig-holsteinischen Landsmann Maximilian Fuhrmann in Altona in der „Sonne“ um Mitternacht zusammen beim Grogk. Der „Sonne“ steht unsre so kluge und energische wie liebenswürdige, glutäugige Frau Dora Meyer vor. Gustav Falke nennt ihre Stimme die Siebenschwerterstimme.

„Raus mit die Bosheiten,“ sage ich dann zu meinem Freunde Maximilian, „hebbt Se wat Niees in de Tasch (haben Sie was Neues mitgebracht)?“ Aber es sind nicht alles „Bosheiten“, die er hervorzieht. Mit den „Dichtern“ hat er allerlei zu schaffen. Lachend erzählte er mir neulich, daß die Deutschen ihren Dichtern höchstens erlaubten, wie die Scherenschleifer zu leben, damit sie ja nicht, ja nicht üppig würden.

„Früchte des Lebens“ nennt Maximilian Fuhrmann sein Buch. „Früchte des Lebens“: ists nicht ein fürchterlicher Titel? Wer denkt dabei nicht an kandierte Pflaumen, an einen ollen Appelkeller.

Ich gebe einige Proben:

Der Spötter.

Reißt aus, der Dichter kommt!
Er kommt in alten, ausgetretnen Schuhen.
Von ihm, der fechtend durch die Lande strolchte,
Droht euch ein Fuder trockner Weisheitslehren,
Die er, ich wette, selber nie befolgte.

Wer wird Finanzbaron.

Um Millionen zusammenzubringen,
Gehört viel Glück vor allen Dingen,
Ein kühles Wägen, ein rasches Wagen,
Ein langes Entbehren und Nimmerverzagen,

Ein reger Kopf und rastloser Fleiß,
Und nicht zuletzt — ein Herz wie Eis.

Hans Just.

Hans Just war mir bekannt in seiner Jahre Blüte.
Besitz, Humor erhob zum Liebling ihn in manchem Kreis;
Viel arme Schächer wurden satt durch seine Güte.
Warum macht mir Hans Just nun quälende Gedanken?
Ich sah ihn jüngst im schoßlen Rock, als schon gebrochnen Greis,
Verlassen durch die Gasse wanken.

Vier Worte.

Vier Worte, Knabe, sind auf „uß“:
Der Kuß, Genuß, sodann Verdruß.
Und wer das dritte fühlen muß,
Kämpft bald auch mit der härtsten Nuß:
Dem Überdruß.

Der unmögliche Freund.

Ich fühle es, wir müssen Abschied nehmen,
Laß das Warum dir deutlich von mir machen:
Sieh, wenn du witzig bist, so muß ich gähnen,
Und wenn du tragisch wirst, so muß ich lachen.

Es ist nur natürlich, wenn andre Leser andern Geschmack an den gebotnen „Früchten“ haben und andre Sprüche vorziehn. Das ist gut so. So kann sich jeder seine Lieblinge wählen.

Manches ist selbstverständlich drunter, wie in jedem Buche, das man, um im Bilde zu bleiben, wurmstichig nennen könnte. Oder, um aus dem Bilde herauszutreten: Manches hätte ungedruckt bleiben können, weils alte Kamellen sind in nicht grade neuer „Beleuchtung“.

Was Fuhrmanns Interpunktion, Weglassung des Apostrophs usw. betrifft, so wird er sich schleunig Gustav Wustmanns unübertreffliches Buch „Allerhand Sprachdummheiten“ anschaffen. Wustmanns Buch sollte jeder Deutsche stets bei sich haben.

Aber sonst ist so viel Frisches, Herbes, Bittres, Süßes unter diesem Obst, unter diesen „Früchten des Lebens".

Nach zwanzig, dreißig Jährchen
Ist alles nur ein Märchen,
Ist alles eins und aus.

Vorwort zur „Hölle im Pferdestall“ von Maximilian Fuhrmann.

(1902)

Die in diesem Buche stehenden Lachenden Satiren Maximilian Fuhrmanns sind nicht „zum Lachen“ da. Aber sie sind lachend geschrieben.

Alle Menschen können lachen; aber am herzlichsten, Verzeihung, lautesten tönt es aus ihren Kehlen, und daran ist wohl ihre „höhere Herkunft“ schuld, wenn der bis aufs Hemd entkleidete Nachbar ein wenig mit glühendem Eisen gekitzelt wird.

Leute, denen die Suppe nie genug gepfeffert und gesalzen sein kann, die immer mit roher, rücksichtsloser Faust angepackt sehen wollen, werden bei der Lektüre dieses Buches weniger Genuß haben, als solche Naturen, die die Welt unbekümmert ihren ewigen Paß trotten lassen, die die Narrheiten ihrer Mitmenschen mit Anmut aufgetischt haben wollen und sich im übrigen mit einem stillen, heitern Lächeln begnügen.

Ich persönlich habe Fuhrmanns Lachende Satiren schon bei ihrem Einzelerscheinen in den ersten Zeitschriften und Zeitungen mit dem größten Vergnügen gelesen. Selbstverständlich sind sie in ihrem Wert verschieden, wie sich das in allen Werken und Büchern vorfindet. Alle aber zeigen die Eigenart und Selbständigkeit des Verfassers. Und nirgends stößt man auf Lottereien und Oberflächlichkeiten.

Eine große Freude hatte ich an ihrem klaren, ruhig dahinfließenden und doch geschmeidigen Deutsch gehabt. Ein Hauch, wenn der Ausdruck erlaubt ist, von Büreausprache gibt diesem Deutsch, so paradox es klingen mag, einen herben, trockenen, nicht unangenehmen Beigeschmack.

Jedes an gutes, klares Deutsch gewöhnte Ohr wird diesen Vorzug — den Vorzug der reinen, „ruhig dahinfließenden“ Sprache — der Lachenden Satiren besonders zu schätzen wissen.

Rudolf Presbers „Von Leutchen, die ich lieb gewann".

(1905)

Lieber möchte ich der dreckigste alte Schweinehirt sein als Dichter. Der hat doch wenigstens was von seiner Freiheit, der kann das höchste Glück haben, das unsere Erde (leider nicht!) geben kann: er kann leben, als hätten seine Nebenmenschen ihn schon begraben und vergessen. Der kommt nicht in die Zeitungen und Journale. Neulich las ich sogar von mir (aufs beste gemeint, natürlich): „bemerkt man im Vereinsleben den frischfröhlichen, urfeudalen Baron v. Liliencron."

Du glücklicher Sauhirt, der du kein urfeudaler, frischfröhlicher Baron bist, und der du nicht „im Vereinsleben bemerkt" wirst! Ich, der ich sofort, wie von sechs tollen Hunden verfolgt, zu laufen anfange, wenn ich nur das fürchterliche Wort „Verein" höre. Und der dann nicht eher zu laufen aufhört, als bis er in der einsamsten Einsamkeit ist. O du glücklicher Sauhirt, solche Dinge ruft man dir nicht nach! Denn Keiner kennt dich, und Keiner denkt an dich. O du dreimal gesegneter Sauhirt!

Aber ich wollte von Presbers liebem Buch erzählen. Ich bekomme — mir eigentlich unbegreiflich — unzählig viele Schreiben, Manuskripte, Depeschen, Bitten, Bettelbriefe, Gesuche, Bücher usw. O du dreimal gesegneter Sauhirt, du bekommst sie nicht! Um alle mir gütigst gesandten Bücher zu lesen, brauchte ich wohl schon 666 666 Jahre. Jedenfalls danke ich stets. Auch schon ein netter Kartenverbrauch! In der letzten Zeit, als mir mein Gehirn anfing zu rebellieren, fiel mir was ein. So gedacht, wie getan: Ich werfe jetzt sämtliche nicht aufgeschnittenen Bücher, die mir zugehen, ohne sie aufzuschneiden in den Papierkorb. Und ich denke mir, daß einer eine Dynamitbombe so aufs Pflaster schleudert. Denn auch noch zu all der furchtbaren Plage

der Büchersendungen die gesandten Bücher aufschneiden zu müssen, das wäre zu viel, das ist zu viel.

Aber ich bin ganz abgekommen von meinem Thema. Ich wollte von Rudolf Presbers neuem Buch „Von Leutchen, die ich lieb gewann" sprechen. Jeder weiß, daß ich keine Ahnung von Kritik habe. Nur meine Freude will ich über Presbers Buch aussprechen. Wie kam ich doch dazu, Presbers Buch einzusehen? Gut, ich sah seinen Namen auf dem Titelblatt. Und da mir Rudolf Presber als Mensch wie als Dichter gleich sehr sympathisch ist, obgleich wir uns nie gesehen haben, sprach ich zu mir: „Schlags mal auf!" Und ich tat es.

Ich habe das Buch „Von Leutchen, die ich lieb gewann" nicht in „einem Atemzug" gelesen. Aus dem einfachen Grunde, weil ich mir die köstlichen Stunden verlängern wollte, trotz meines unangenehmen Zeitmangels.

Welch ein Buch! Welch ein lustiges Buch durch und durch! Der ernsteste, bis aufs äußerste überlastete Minister, ja alle überlasteten Menschen (und wer wäre es nicht?) hätten freudige, fröhliche Stunden, wo sie ab und zu aufsehen müßten vom Lesen, um sich vom Lachen auszuruhen und minutenlang zu stoppen, um sich zu erholen. Ja, welch ein wundervolles, köstliches Buch ist es! Voller (wenns erlaubt ist, so zu sagen) durchdringenden Humors. Wie scharf hat der Dichter uns Menschen gesehen, „in diesem Fall" wie scharf unsere großen und kleinen Eigenheiten erkannt! Unsere „Steckenpferde"! Nur einmal, ohne Nörgelei gehts doch nicht, ist Presber (für mich wenigstens) zu burlesk geworden. Ich meine in der Geschichte „Der Selige". Trotzdem kommt man selbst in dieser Geschichte „nicht aus dem Lachen heraus".

Wie vielen wird dies ein Buch, ein erfrischendes Buch sein, wo sie mal beim Lesen alle und alle Sorgen an den Laternenpfahl hängen können! Und die Kranken, die darin lesen, müssen gesund werden.

Aber auch eine ernste, tiefe „Seite" finden, fühlen wir bei der Lektüre: Wie erschreckend, wie ernst das Leben ist, welche Abgründe uns umgeben, wie leicht wir selbst in solche Narrheiten verfallen können. Rudolf Presber hat in unsere Seelen gesehen.

Ein Roman, den man lesen muß.

(1906)

Die, die die, die die Gänse gestohlen haben, mir anzeigen können, kriegen eine Belohnung . . .

Ist das „gut deutsch"? Die Satzstellung ist häßlich. Die Wortfolge ist richtig. Aber — sollen wir etwa sagen: „Diejenigen, welche diejenigen, welche die Gänse gestohlen haben, mir anzeigen können" usw. usw.? Ich bitte, Gustav Wustmanns „Allerhand Sprachdummheiten", dritte Ausgabe, Seite 232, einzusehen. Ich vergöttere Gustav Wustmann. Jeder Säugling müßte ihn schon haben. Deutschland hat ihm unendlich dankbar zu sein. Leider fangen schon Lehrbücher der deutschen Sprache an, wieder ruhig „welcher pp." und „derselbe pp." zu gebrauchen. Doch — ich habe hier keine Polemik gegen schlechte Sprachgebräuche einzuleiten.

Da ist vor kurzem ein Roman erschienen, der sich schon durch sein liebes, flottes Deutsch von tausend und abertausend andern Büchern unterscheidet. „Von Einem, der auszog — Ein Seelen- und Wanderjahr auf der Landstraße". So lautet der Titel dieses lieben, flotten Romans. Geschrieben ist er von Paul Barsch, der sich in Schlesien, seiner engeren Heimat, seit langem schon als Dichter einen Namen gemacht hat.

Von Einem, der „auszog"! Immer ist mir beim Lesen von Barschens Roman Parsifal eingefallen, obgleich der „Held", der bei Paul Barsch „auszieht", durchaus nichts mit den Abenteuern Parsifals zu tun hat. Im Gegenteil: es ist eine „ganz gewöhnliche" Geschichte von einem Handwerksburschen, der in der weiten Welt unter guten und bösen Menschen sein Glück zu suchen ging.

Aber so unbedeutend dieser siebzehnjährige „Held" des Romans auch zu sein scheint, unbedeutend ist er ganz und gar nicht. Dieser wandernde, leidende, jubelnde und phisosophierende Handwerksbursche ist ein durch und durch ideal denkender Mensch. Und nun sieht er im Leben, wohin

es ihn auch bringen mag, eigentlich nichts als Lüge, Gemeinheit, Bosheit — und wie die hübschen Eigenschaften der Menschen alle heißen. Und trotzdem bleibt er der „tumbe Parsifal". Keine Enttäuschung kann ihn ganz unterkriegen. Immer wieder beruhigt er sich und denkt gütig und verzeihend über „die beste der Welten". Das ist der rote Faden in diesem herrlichen Buche: dieses Nicht-Nachlassen im Glauben an die Menschheit und an die höheren und höchsten Ziele!

Mein Gott, ja, und wenn man in die Interna oder — ich will doch lieber deutsch sagen — in die Innerlichkeiten dieser Seele hineinblickt: was für ein wundervoller Kerl ist er auf seiner Wanderschaft gewesen und geblieben!

Schon die Einleitung dieses Lebens- und Beicht-Buches vermag einen Vorgeschmack davon zu geben. Darin heißt es unter anderem:

„Von einem närrischen Grünling, von einer auf sich selbst gestellten, in sich selbst ruhenden kleinen Kreatur will dieses Bekenntnisbuch künden. Von einem armen Wandergesellen, der von Gott und Welt und Menschenseele nichts wußte. Von einem wegmüden, weltscheuen, verprügelten und dennoch aufrechten Sucher, der sich in Gott, Welt und Menschenseele auf irgend eine beruhigende Weise zurechtfinden wollte. Von Einem, der auszog, um durch die Wirrnis vielfacher Rätsel, die ihn reizten und ängstigten, herzhaften Mutes vorzudringen und vielleicht gar, wenn es anginge, das Wunderkräutlein zu gewinnen. Von einem ergötzlichen Gernegroß, der, kaum erwacht, vom Herde der Mutter weglief, in Seelennot unter fremden Menschen umherirrte, sich in Seelennot auf seinem Marsch ins Leben an allen Ecken und Enden wundstieß, als Mensch in Seelennot mit sich selbst rang und sich durch wirkliche und erträumte Schrecknisse fortkämpfte."

Daran knüpft der Dichter dieses „Seelen- und Wander-Jahrs" (der da ein Stück seiner eigenen Jugend enthüllt) folgende Betrachtungen:

„Das war vor Jahrzehnten. Weitab in der Ferne liegt jenes ‚Seelenjahr'. Möglich, daß sich Schleier der Dichtung über die Wahrheit senkten. Wie ein seltsam fremdes Menschenkind mutet mich jenes Kerlchen an, das damals vielleicht ich selbst gewesen bin. Es hat, während ich aus Aufzeichnungen, Erinnerungen und Träumen nachzeichnete, merkwürdig typische Züge angenommen. Als ein echtes Kind der Mutter Schläsing erscheint es mir, das, wie die meisten Sprößlinge dieser schönen Mutter, ein Stückchen Dichter war, wenig für das Leben taugte und dennoch, nach richtiger Schlesierart, nicht zugrunde ging."

So erzählt also dieses merkwürdig vertiefte und doch so einfache und starke Buch (ich schließe mich hier möglichst den Worten des Dichters an) —: „wie eine kleine, unwissende, unreife, zaghafte, traumselige Menschenseele beschaffen war, ehe sie aus der Enge der Heimat, aus Beschränkung und Unwissenheit hinausflatterte in den Trubel der Welt . . . und wie sie sich draußen in der Fremde wandelte. Vielleicht hat sich da unwillkürlich auch eine kulturgeschichtliche Farbe über die Grundzüge des Buches gelegt. Vielleicht ist es ein bodenständiges und vaterländisches Buch und das letzte umfangreiche Zeugnis von der Wanderpoesie, die dem technischen, industriellen und polizeilichen Geiste einer neuen Zeit weichen mußte. Vielleicht ist es gar eine Naturgeschichte des kleinsten deutschen Mannes.

Man kann den eigentümlichen Charakter des Buches nicht knapper, nicht erschöpfender angeben.

Alles in diesem Roman ist mit der gewissenhaftesten Naturwahrheit geschrieben. Nirgends scheint retouchiert zu sein. Überall pulst wirkliches, tolles Leben darin. Und diese Wahrheit gibt dem Buche den größten Wert. Trotz aller „Naturwahrheit" aber bleibt das Buch ein „Roman", ein gut komponierter und außerordentlich interessanter Roman, eine Dichtung, ein Kunstwerk. Der Untertitel paßt also.

Nun zu einem anderen Punkte: Es gehört zu den Seltenheiten, daß wir mal von diesem Leben auf der Landstraße,

von diesem Leben hören und sehen. Zum großen Teil sind die rohen Erzählungen, Beschreibungen, meinetwegen auch Schilderungen der Walze, die wir sonst zu lesen bekommen, nicht grade angenehm zu genießen. Das ist nun in diesem Buche ganz anders. Hier darf ich mal das Wort „Spannung" in der edelsten Bedeutung gebrauchen: der Roman ist von Anfang bis zu Ende „spannend". Man kommt nicht weg davon, als bis man Alles gelesen hat! Freilich — ein „Modebuch" wird das Werk niemals werden. Das ist das Gute dabei. Feinere Menschen aber werden den seelischen Gehalt dieses Buches erfassen, ihre närrische Lust daran haben und für ihr Herz einen ganzen großen Frachtwagen voll inniger Schönheiten (Verzeihung für den gräßlichen Vergleich!) in ihr eigenes Leben hinübernehmen. Dieses Buch kann sie für immer bereichern, fördern, beglücken.

Aus zwei Bänden besteht das Werk. Der erste Band umfaßt sechsundzwanzig, der zweite Band einundzwanzig Kapitel. Meisterkapitel sind darunter. Um einen Begriff von der stofflichen Reichhaltigkeit dieser Kapitelfolgen zu geben und um auf das ganz Besondere besser verweisen zu können, will ich die Überschriften der einzelnen Kapitel hier anführen. Sie lauten: Junge Dichter — Der Ausmarsch — Meine Mutter — Junge Gesellen — Der Aufbruch — Junge Fechter — In Breslau — Johanna verschwindet — Der Fechtmeister — Das schöne Tal — Der Meister — Der erste Wochenlohn — Die heilige Dreifaltigkeit — Der Herr Pfarrer — Ein Sonntag — Gott-Vater — Der Brief an die Mutter — Im Gesellenbunde — Der neue Anzug — Der Dichter — Der Sozialdemokrat — Der Herr Stadtsekretär — Der christliche Herbergsvater und das Sedanfest — Pauline Ullrich — Der Galgenposamentierer — Der Raubmörder — Die Rinderpest — Auf der Bergstraße — Kachelofen, Kaffee und Filzschuhe — Bei Oelmüllers — Herr Streller — Heinrich, der Gurkenmacher — Bei Franz — Im (sächsischen) Königsschlosse — Ohne Gefährten —

In Leipzig — Friedrich Hofmann — Die Höhle des Elends — Hin zu ihr! — Bei ihr — Sehnsucht — Der alte Schmied — Scheidestunden — Bei Riegels — Mit Sie ist was! — Der Bleizucker — Die Meisterin — Das Erwachen.

Gleich das dritte Kapitel „Meine Mutter“ ist ein Stück plastischer Erzählerkunst. „Der Fechtschulmeister“ und „Der Galgenposamentierer“ sind mit dem ursprünglichsten Humor erfüllt. „Die heilige Dreifaltigkeit“ und das stofflich verwandte Kapitel „Gott-Vater“ beschäftigen sich mit einer der schwierigsten religiösen Fragen; dennoch halten sie sich von jeder Religionsphilosophie, Theologie oder dergleichen mit wunderbar dichterischem Instinkt fern und behandeln diese etwas abstrakte Materie so rührend menschlich, so schlicht, so selbstverständlich naiv, daß man den einfachen und doch so starken Künstlersinn des Dichters Paul Barsch nicht hoch genug bewundern kann. Eine eingeschobene Charakter-Erzählung „Der Herr Pfarrer“, die wie ein Rahmenbild wirkt, ist namentlich in ihrem ersten Teil allerersten Ranges und meisterhaft in jeder Hinsicht. In einem der schönsten Kapitel „Der neue Anzug“ entzückt das reizend erfundene und wunderbar gestaltete Märchen „vom Glücksreiten“. Das prachtvolle Kapitel „Ein Sonntag“ gipfelt in der ungemein packenden und stilistisch bedeutenden Schilderung eines Brandes. Wie überhaupt die Naturschilderungen in diesem Roman von ungewöhnlichem Glanz und fast alle Figuren von überzeugender Greifbarkeit sind. Nicht ganz auf der Höhe finde ich die Kapitel „In Breslau“ und „Pauline Ullrich“, obzwar auch diese einem Schriftsteller, der an die bedeutenden künstlerischen Qualitäten eines Paul Barsch nicht hinanreicht, immer noch zur Ehre gereichen würden. Dafür berührt wieder das Kapitel „Der Raubmörder“ gradezu als geniale Leistung! Hier ist der Halbschlummer eines übermüdeten Menschen, der in seinem Wachtraum die Stimme des Alltags gleichsam aus märchenhafter Ferne hört, mit feinster Kunst geschildert. Auch der zweite Band

enthält Schönheiten, wie sie nur einem wahrhaft echten Dichter und einem guten, lustigen und vielerfahrenen Menschen, also einem „ganzen Kerl" gelingen können. Paul Barsch ist so ein „ganzer Kerl". Und was er da geschaffen hat, muß man als „Volksbuch" im edelsten Sinne, als menschliches, dichterisches und kulturpsychologisches Dokument von außerordentlichem Kunstwert feiern.

Dieser Roman enthält nämlich in einer glücklichen Mischung die köstlichsten Elemente: er hat inhaltliche und formale Schönheiten, stoffliche und stilistische Werte, volkstümliche und künstlerische Vorzüge — vereinigt also eine Fülle von Betrachtungen und Gestaltungen. Ohne Wichtigtuerei, ohne breite Geschwätzigkeit führt uns Paul Barsch mit klugem Takt in ein „Milieu" (um dies scheußliche, abgelcierte Wort zu gebrauchen), das dem deutschen Volke (d. h. dem Lesepublikum) fast garnicht oder garnicht mehr bekannt ist. In ein Milieu, das trotz seiner Fremdheit oder Fremdgewordenheit dennoch „bodenständig" und „vaterländisch" ist. Der stoffliche Inhalt sichert also dem Werke ein besonderes Interesse — auch dann, wenn wir von der wertvollen künstlerischen Gestaltung absehen. Dieses interessante Milieu gibt dem Buche einen pikanten Reiz und Kulturwert. Der Kulturwert wächst, wenn man bedenkt, daß es sich hier um nahezu ausgestorbene Gebräuche, Anschauungen und Typen handelt. Man kann diesen umfassenden, einheitlichen, ehrlichen und ursprünglichen Roman in der Tat als das letzte und jedenfalls bedeutendste Dokument aus dem Gebiete der beinahe schon ausgestorbenen Wanderburschen-Poesie und Handwerksburschen-Psychologie bezeichnen. Ein Stück intimster deutscher Sittengeschichte und Wirtschaftsgeschichte liegt darin. Aber noch mehr Poesie! Und sehr, sehr viel Humor! Und bei all seiner zarten Empfindung auch starkes, mannhaftes Gefühl. Frauen, Mädchen, Männer, Knaben werden in gleicher Weise daran ihre Freude haben.

Wenn ich vergleichen soll, so möchte ich sagen, daß dieses kostbare Buch die Mitte hält zwischen Eichendorffs

„Aus dem Leben eines Taugenichts" und Gorkis Barfüßergeschichten. Sein echt deutscher Charakter (ich meine das Deutschtum der Brüder Grimm oder Johann Peter Hebels) macht es, wie gesagt, zu einem herrlichen Volksbuch im allerschönsten, allertiefsten und allergrößten Sinne dieses viel mißbrauchten Wortes. Zu einem Volksbuch, das gleichzeitig eines der schätzbarsten Kunstwerke, eine der innigsten Prosadichtungen ist, die in den letzten zehn Jahren geschaffen wurden. Zu einem Dichterwerke, das mir ebenso wertvoll erscheint wie beispielsweise Frenssens „Jörn Uhl".

Lest es also! Macht euch rasch dahinter! Aber geht nicht, wie die meisten Deutschen, in die Leihbibliotheken! Kauft es! Bedenkt: hier hat sich einer etwas, das ihn jahrzehntelang gepeinigt und beseligt hat, frischweg vom Herzen geschrieben. Einer, der von seinem Herzblut nicht leben kann. Einer, der ein großer Mensch und ein großer Dichter und vielleicht nebenbei ein armer Teufel ist! Kauft ihn und lest ihn!

Ein Buch Verse.

(1908)

Es gehört für mich zu den Unbegreiflichkeiten des menschlichen Daseins, daß es zuweilen große Künstler gibt, denen es versagt zu sein scheint, zu ihren Lebzeiten durchzudringen, welcher Art sie sein mögen: Maler, Bildhauer, Dichter, Musiker, denen das lärmmachende Schall- und Tuthorn der Anpreisungen und die türkische Trommel der Marktschreierei nichts nutzen. Merkwürdig: sie kommen nicht durch, sie bleiben bei den großen Wettrennen im Hoppegarten der Kunst stets die Letzten, die man dann nicht mehr sieht, von denen man nichts mehr hört. Als wenn sie beschämt wieder in den „Musenstall" zurückgeritten wären, um wieder, wenigstens eine Zeitlang, gänzlich verschwunden zu sein.

Irgendwo las ich mal, und es ist mir in Erinnerung geblieben, der deutsche Dichter sei

als Lyrax, Lyrifax, Lyriculus
des Vaterlands verlachtester Verdruß.

So wars und wirds immer sein. Punktum. Löschblatt. Nicht zu ändern.

Zu denen, die nicht durchzudringen scheinen, von denen man nichts hört, die man, nicht etwa aus Gemeinheit, totschweigt, zählt der Lyriker Gustav Schüler.

Vor zehn Jahren hatte ich sein erstes Gedichtbuch in der Hand, das mich sofort fesselte. So viel „Poesie" war darin. Soviel „Neues", Selbstherrliches, daß ich nicht aus dem Staunen, nicht aus der Freude herauskam. Das Buch ist nicht durchgedrungen, es scheint völlig in der großen deutschen Sandwüste der Lyrik mitverscharrt zu sein. Keiner hat davon gesprochen; es ist unbekannt geblieben, wenn ich recht unterrichtet bin.

Nun ist in diesem Jahre von Gustav Schüler ein Gedichtbuch erschienen, das den langatmigen Namen trägt: „Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes". Solche endlosen Überschriften eines Buches

sind nicht gut für Verfasser und Verleger. Sie prägen sich nicht dem Auge ein, wenn einer den ellenlangen Titel im Schaufenster und in der Zeitung liest; und erst recht nicht dem Ohr. Das hätten sich Verleger und Verfasser sagen müssen. Aber das ist schließlich ihre Sache.

Gustav Schüler hat sein Buch eingeteilt in drei Teile: „Leben und Natur", „Liebe", „Gott".

Ich habe in den beiden ersten Abteilungen dasselbe gefunden, was mir schon früher in Schülers Gedichten aufgefallen war: Zusammenfassung, Gedankenfülle, oft köstlicher Wirklichkeitssinn, ein treues, mitfühlendes Herz und manche andere Eigenschaft, die ein Lyriker haben soll und muß, und die man so selten bei unseren Lyrikern trifft. Etwas ist hinzugekommen, zum Vorteil und zum Nachteil (es gleicht sich aus): die verklärte Kunst. Das ist ja ein gräßliches Wort: die verklärte Kunst. Das Wort kommt mir biedermeiersch vor, obgleich es natürlich nichts mit der Biedermeierei zu tun hat. Mit kurzen Worten: der Dichter ist mehr „Künstler" geworden in seinem letzten Buch. Wie gern ließe ich nun aus den drei Abteilungen viele Gedichte folgen. Das geht aber nicht. So sei aus jeder Abteilung eins gegeben. Die Auswahl ist von mir und deshalb einseitig. Andere Leser würden sich vielleicht andere Gedichte ausgewählt haben.

Aus „Leben und Natur":

Hansjörg und Friedrich Paul.

Sie waren beide neunzig Jahr
Und beid im Armenhaus.
Hansjörg der eine und Friedrich Paul,
Die lachten und schwatzten mit breitem Maul.
Ein wunderliches Menschenpaar,
Die Alten im Armenhaus.

„Jo, weißt noch?" sagt der Hansjörg dann,
Er sagt es Tag für Tag;
Dann kommt in die alten Augen Licht.
Paul Friedrich tut, als weiß ers nicht.

Sie sehen sich aber so sonnig an,
Und die Jugend wird ihnen wach.

Da liegt der bunte Haideplan,
Und die Stine und Mine sind da —
Hansjörg und Stin — Paul Friedrich und Min;
Siehst du das Glück über die Haide ziehn?
Sie sehen sich beide so selig an,
Und die Jugend ist ihnen nah.

„Min Stin", „min Min", „min Min", „min Stin",
So schwirrt es hin und her —
Das wunderliche Brüderpaar
Entzweit sich, wer die schönste war.
Sie stehn und wanken mit den Knien,
Das Stehn wird ihnen schwer.

„Min Min", „min Stin!" Sie werden heiß,
Ihr kleiner Krieg bricht aus.
„Min Stin", min Min", das geht noch lang.
Das Stübchen stimmt mit in den Klang,
Es dreht sich mit in diesem Kreis
Das ganze Armenhaus.

Aus der Abteilung „Liebe" wähle ich ein kleines Gedicht. Es fällt mir unendlich schwer, nicht noch mehrere hier anzuzeigen. Schülers Liebeslieder sind voller Leidenschaft, voller Feuer, und doch immer gebannt durch die Kunst.

Fahrende Leute.

Eine der fahrenden Leute,
Wie glomm ihres Haares Geflecht,
Ging so von Licht umschlungen,
Als käm sie aus fremdem Geschlecht,
Weit her über die Berge,
Damit sie hier die Trommel schlägt
Und mit dem Bettelteller
Die Münzen zusammenträgt.

Sie kam bei mir vorüber,
Ihr Auge hob sich zu mir auf,
Ich legte mit zitternden Fingern
Ihr meinen Groschen auf.
Und als dann lange vorüber
Der grelle, klägliche Tand,

Stand ich am Gauklerwagen,
Mit dem Ohr an der Wagenwand.

Die dritte Abteilung heißt: „Gott".

Schwerer Gruß.

In den alten Pappeln vor dem Walle
Wirrt ein heimatloser Wind,
Schlägt im Zorn die alten Mauern,
Trinkt sich schwer und matt an unserm Trauern,
Klagt und zittert, daß wir alle
Kinder unermeßlich dunkler Sorge sind.

Ich glaubte mich in die Zeiten Flemings und Paul Gerhardts zurückversetzt, als ich mich in diese Abteilung vertiefte. Es ist nicht „der Stil" Flemings und Gerhardts, in dem diese Gedichte geschrieben sind, aber es ist dieselbe Herzenstiefe, derselbe Schrei nach Gott, der sie ausfüllt. Die Geistlichen aller Bekenntnisse hätten die höchste Freude darüber. Aber wahrlich nicht nur die Geistlichen, sondern unendlich viele religiös denkende, nach Religion ringende Menschen. Eine solche Inbrunst, solch kindliches Vertrauen liegt in ihnen.

Spruch.

Herr, laß mich schweigen
Und meine Straße stille weitergehn,
Nur, wenn ich weiß, daß ich todeinsam bin,
Zum Atmen und zum Beten stille stehn.

Im Spiegel.

Autobiographische Skizze.

(1900)

Das „Literarische Echo“ hatte die Liebenswürdigkeit, mich zu einer autobiographischen Skizze aufzufordern, die „entweder rein biographisch gehalten oder auch psychologisch vertieft sein könnte“. Solche Skizzen von mir über mich sind mir stets ein Greuel aller Greuel gewesen. Ich habe sie, wenn ich darum gebeten wurde, seit Jahren abgelehnt. Nun führt die Rubrik dieser Selbstschilderungen gar die grausame Überschrift: Im Spiegel! —

Am liebsten grübe ich mir eine Höhle in die Haide und schriebe darüber:

> Lat mi tofreeden.
> Hier wohnt Herr Friedrich Wilhelm Schulze.
> Eintritt verboten!

Ach, müßte das herrlich sein! Da sähe ich nicht den Wirrwarr des Tages. Wer in Höhlen wohnt, sieht nicht mehr die Schmutzhaufen des Neides und der Scheelsucht, die endlosen Steppen der Geduld, alle die Myriaden Vexier-Spiegel der Heuchelei, die leeren Tonnen des Ruhms, die regelrecht rechtwinkligen Gärten des Philistertums, die lungernden Hunde der Ehrabschneidung, die bluttriefenden Sporen der Herrschsucht, usw. usw. usw. Und sieht sich dann auch nicht mehr „im Spiegel“ der — Eitelkeit.

Eine Autobiographie ist wohl in den meisten Fällen ein solcher Spiegel der Eitelkeit. Was auch soll ich von mir erzählen, dessen Leben dahingegangen ist wie das ungezählter andrer Menschen, ohne irgend etwas Besonderes. Wie sagt Mark Aurel: „Das menschliche Leben gibt mir oft nichts weiter, als das Bild einer Haus- oder Feldmaus, die erschrocken hin und her läuft.“ Ehrgeiz (das ist schade) besitze ich nicht. Nun also? Mit fünfunddreißig Jahren schrieb ich mein erstes wirkliches Gedicht und blieb bis heute Verse-

schreiber. Gottseidank wird bei mir die lästige, ja ich möchte sagen ordinäre Angewohnheit, Gedichte zu machen, mit jedem Jahre nachlassender. In meinem hundertundfünften Jahre „gedenke“ ich moderner Dramatiker zu werden. Da gibts a Göld und a Ahnsehn. Hoch lebe der Mammon, nieder mit der Kunst — wenn sie nichts einbringt. Und in meinem hundertundfünfunddreißigsten Lebensjahre werde ich klassischer Romancier. Was ich bisher an Prosa „geliefert“ habe, ist Schund.

Ja, bis an seinen Tod als einfacher teutscher Lyriker (da gibts ka Göld und ka Ahnsehn) herumzubummeln, ist recht, recht langweilig. Überhaupt steht mir jeder Laternenanstecker höher als ein Versemacher. Alle Deutschen schreiben Verse, kein Deutscher liest sie. Warum auch. Unsre Zeit ist wahrlich nicht dazu angetan, Gedichte zu lesen. Niemals war die Dichtkunst so „herunter“ wie jetzt; womit ich sagen will, daß niemals ein Gedicht weniger galt als heute. Der Versifer ist nicht eine, sondern die lächerliche Person der Gegenwart. Ob König oder Koch, Minister oder Waschfrau, Ästhetiker oder Scherenschleifer usw. durch alle Stände durch: Alle betrachten die Verskunst als faulstes der faulen Geschäfte, mehr oder weniger spottbereit.

Ich möchte wohl eine Lanze brechen für die „Handwerker“ des Verses, überhaupt für die überaus große Zahl der Schriftsteller ums Geld. Sie sind als ebenso ehrenwert zu erachten, wie jeder Bäcker, Schlosser usw., die schwer ihr Geld verdienen für sich und ihre Kinder. Wenn ihnen von den Familienblättern, die als Bilderbücher nicht ohne Verdienst sind, Bestellung zugeht, ihnen eine Illustration zugesandt wird, damit sie dazu ein Gedicht, eine Skizze, eine Erzählung, eine Schilderung liefern: warum nicht, wenn sie dazu das Zeug haben. Ich beneide diese Schriftsteller. Mir fehlt jedes Talent dazu. Und das ist mein steter Ärger.

Von uns lebenden (zur Zeit bekannten) Künstlern des Verses wird keiner auf die Nachwelt kommen. Nur ein

einziger: Richard Dehmel. Das ist meine felsenfeste Überzeugung, und es wird mich deshalb wenig berühren, wenn man mir diese Meinungsäußerung, so sehr sie von meinem Freundesgefühl diktiert ist, in „weitesten Kreisen" verübeln sollte.

Wenn ein Künstler solche Angriffe von ältesten, alten, jungen, jüngsten Literaturhistorikern, Kritikern, Kritikastern, „Besprechern" auszuhalten hat, wie Richard Dehmel, „da ist sicher was dran". Es sind die berühmten vierzig Jahre, die jeder Große erst durchmachen muß in Deutschland. Ich erinnere nur an Böcklin, Nietzsche und Wagner. Ich erinnere an Goethe, wie bitter er sich als Greis vor Eckermann beklagte, daß ers „den Deutschen nie habe recht machen können". Welcher Unverstand und Blödsinn reißt an Dehmel herum. Oft auch welch ehrliches Gestöhn: „Ich kann ihn nun mal nicht verstehen." Und wie viel Bosheit und Gemeinheit schießt ihre vergifteten Pfeile auf ihn ab. Fast noch Schlimmeres freilich muß er sich von gewissen Verhimmlern gefallen lassen, die ihn fortwährend philosophisch erklären wollen und dadurch dem Verständnis seiner Kunst den größten Schaden zufügen. Man genieße doch einfach den Rhythmus und die Plastik seiner Schöpfungen, und man wird fühlen, wie verständlich er ist.

Mit Willen vermied ich, ihn einen Lyriker zu nennen; die Zeit der „reinen" Lyrik ist, ich möchte das behaupten, vorbei, und lyrisch im weitern Sinne ist alle echte Dichtkunst (Shakespeare).

Aber während wir sämtlichen (die Zahl ist ungeheuer) zur Zeit bekannten Poeten noch Epigonen, genauer gesagt Epigonen der Romantik sind, nach Inhalt oder Form, hat Dehmel die sogenannte neue Form selbstsicher aus neuem Inhalt geschöpft. Er ist deshalb der einzige, der nicht mit literarischen Schlagwörtern zu fassen ist, oder nur mit sämtlichen; und das ist natürlich für alle Schubfach-Ästhetiker (besonders für die „modernen") ein ewiger Ärger. Meine Prophezeiung wird sich bewahrheiten: Während wir jetzt

lebenden (ich wiederhole: die bekannten, denn vielleicht steckt noch irgendwo ein großer unbekannter) Dichter nach vierzig, fünfzig oder meinetwegen sechzig, siebzig Jahren zum alten Eisen geworfen sind, „lebt" dann noch ein einziger, der Dichter unsrer Zeitseele: Richard Dehmel.

An Richard Dehmel.

(1892)

Male war ein schönes Kind,
Male spielt Klavier;
Male, flüchtig wie der Wind,
Ist bald da bald hier.
Male geht am Abend aus,
Male schwärmt für Glanz,
Male kommt gern spät nach Haus,
Male liebt den Tanz.
Lebt denn meine Male noch?

Male ist sehr liebevoll,
Male spielt auch Skat,
Male wird oft liebestoll,
Male reist ins Bad.
Male macht Bekanntschaft gern,
Male ist nicht spröd,
Male liebt die jungen Herrn,
Male ist nicht blöd.
Lebt denn meine Male noch?

Male, die ist wirklich nett,
Male trinkt gern Wein,
Male tanzte auch Ballett,
Male schwenkt das Bein.
Male ist hier aus der Stadt,
Male ist bekannt;
Den sie just am Bändel hat,
Ist ein Leutenant.
Lebt denn meine Male noch?

Und so fort ins Unendliche.

Lieber Richard Dehmel, unter den Klängen dieses erschütternden und abgrundtiefen Gesanges, den eben draußen ein Orgeldreher ausführt, „gedenke ich, an Sie, werter Herr, einige Zeilen zu richten", wies im Briefsteller für Liebende heißt.

Ich fand unerhört schöne Gedichte in Ihrer Sammlung „Erlösungen". Ich weiß mir wirklich keinen andern Dank für diese Herrlichkeiten, als daß ich zwei daraus, Erste Be-

gierde und Stromüber, die mir als Gegensätze besonders in die Phantasie geschlagen sind, in mein neues Buch aufnehme. Was dazu die Rezensenten und die „übrigen" Menschen sagen werden, ist ja unbeschreiblich gleichgültig.

Auch etwa als eine Art Kritik von mir, bitt ich das nicht aufzunehmen; von dieser Kunst verstehe ich so viel wie die Giraffe vom Strümpfestopfen.

Eine ganz neue Sorte Reklame, werden Boshafte lächeln. Nun, gefällt es ihnen, mögen sie! Auch das ist ja vollkommen gleichgültig.

Über die Besprechungen Ihrer Bücher, Sie lieber Dichter und Künstler, werden Sie sich überhaupt ja weiter nicht erregen. Ich würde Ihnen aber doch raten, sich jedes Jahr einmal von Ihrem Herrn Verleger diesen Tiergarten kommen zu lassen. Sie werden dann, neben wenig Gutem und Brauchbarem, viel Stoff zu unendlichem Gelächter finden. Verständnislosigkeit wird Ihnen allerdings am meisten begegnen und — in die Seele unsers Volkes hinein — Schmerz bereiten. Dieser grenzenlose, durch Bier und Skat gemästete Stumpfsinn, diese grauenhaften Philisterängste, diese fortwährende Verquickung von Kunst und „Moral", diese Nörgeleien und Haarspaltereien! Und dieser entsetzliche Ernst, mit dem wir Deutschen selbst unsre Späße machen. Mein fröhliches Herz kann ihn schwer ertragen: ich ziehe mich immer tiefer in Haide und Einsamkeit zurück.

Kommen Sie zu mir nach Poggfred! Da lassen wir alle Literatur. Da darf kein Schauspieler, schweißtriefend mit verdrehten Augen und verstelltem Munde, Schillers Macht des Gesanges schreien. Schrecken faßt mich, wenn ich an die Unnatur dieser unsrer meisten Brettertrampler auch nur denken muß. Ich kann schon gar keine Jamben mehr hören von der Bühne herunter. Selbst Shakespeares Königsdramen, deren Farben- und Formenpracht, deren Blut und Glut, deren Lebenshochflut und deren M e n s c h e n mich beim Lesen je öfter je maßloser in Entzücken setzen, sind auf dem Theater für mich unmöglich geworden. Ich höre lieber

Gounods Faust, als daß ich Goethes Faust sehe. Sie verstehn mich. Ich kann diese Deklamiererei nicht mehr aushalten.

Aber den Hasen wollen wir hetzen, mit meinen großen Windhunden. Das ist immer eine der lebensfreudigsten Stunden für mich. Und Ihr altes junges Jägerherz, liebster Dehmel, wird klopfen: Sie führen den Strick. Der Hase ist aufgestochen. Sie lassen den Riemen los: Äolus, Taifun und Boreas (entschuldigen Sie die gezierten Namen, aber sie passen für diese Rasse) stürmen lautlos hinter den Flüchtling hin. In mäßigem Galopp reiten wir auf die nächste Erdhöhe und beobachten von dort Lampe und seine Verfolger. Diese Jagd, die nicht grausam ist, die Reiherbeize und den Run mit den Rüden hinter dem Keiler her, liebe ich besonders. Poesie, Poesie, Poesie ist drin.

Am Abend treiben wir abermals keine Literatur. Dagegen zeige ich Ihnen eine Tanzbelustigung. Aus meinem „wohlassortierten" Harem in Hamburg lasse ich Mize, Fränzchen und Friedchen kommen. Mize heißt in Poggfred Mirjam. Sie ist übrigens in Bombay geboren. Fränzchen und Friedchen heißen in meinem kleinen Wiesenschlosse Marinka und Kathinka.

Wir stecken uns Zigarren an, setzen uns ins persische Sofa und drücken weichste Kissen unter unsre Arme. Mein weißkurzhaariger, glattrasierter, siebzigjähriger Bertouch, den Sie von einem Botschafter, wie ihn das Ancien Régime zeitigte, nicht werden unterscheiden können, bringt uns den Grogk. Der gute Bertouch, der schon Kammerdiener meines Vaters war, ist ein sehr frommer Mann. Er haßt die Weiber; und er findet es innerlich empörend, daß ich ihnen Zutritt auch in Poggfred erlaube. Dafür spielen sie ihm zuweilen einen Schabernack. So: wenn sie ihre Zimmer aufsuchen. Der alte Herr, den ich nicht bewegen kann, vor mir zu Bett zu gehen, sitzt dann, eingeschlafen, in einem Fauteuil des Vorsaals vor dem Kamin. Nun trippeln die hübschen Kinder, hinter einander, bei ihm vorbei. Die erste weckt ihn, ihm

ein wenig mit dem Taschentuchzipfel die Nase kitzelnd. Mit den artigsten Verbeugungen an ihm vorüber knixend, spötteln sie: Gute Nacht, Papa Bertouch. Schlafen Sie schön, Papa Bertouch. Träumen Sie süß von Ihrer Herzallerliebsten, Papa Bertouch. Er fährt in die Höhe. Aber schon ist das behende Völkchen verschwunden. Mit der welken Faust droht er ihnen nach.

Doch zu unserm „Tanz-Divertissement". Zuerst erscheint Mirjam. Von Kopf bis zu Fuß in Gaze gehüllt, hält sie ein kleines viereckiges rotes Tuch mit beiden Händen straff vom Hinterhaupt ab. Die schwarzen, trauernden, träumenden indischen Augen sind halb verdeckt durch den Schleier und die eignen Lider. Sie beginnt eine Art Sarabande; langsam, züchtig tänzelt sie, schwebt sie, wiegt sie sich, biegt sie sich, hin und her, vor, zurück, stets das rote Tuch ruhig und graziös verschiebend. Ein wenig wilder werden ihre Bewegungen. Aber die blasse Göttin der Zucht verläßt sie keinen Augenblick. Meine Sultanslaune winkt ab. Und wieder tänzelt, schwebt sie, biegt sie sich, wiegt sie sich wie vorher. Und während sie tänzelt, schwebt, sich wiegt und biegt und ihre Palmenaugen in verhaltnem Feuer schwelen, spreche ich Ihnen Ihr jugendschwüles, wundervolles Gedicht

Erste Begierde.

O daß der Kuß doch ewig dauern möchte
— starr stand, wie Binsen starr, der Schwarm der Gäste —
der Kuß doch ewig, den ich auf die Rechte,
tanztaumelnd dir auf Hals und Brüste preßte!

Nein, länger duld' ich nicht dies blöde Sehnen,
ich will nicht länger in verzücktem Harme
die liebekranken Glieder Nächtens dehnen;
o komm, du Weib! — Weib! betteln meine Arme.

O komm! noch fühlt dich zitternd jeder Sinn,
vom heißen Duft berauscht aus deinem Kleide;
noch wogt um mich, du Flammenkönigin,
und glüht im Aschenflor die Kupferseide.

Gieß aus in mich die Schale deiner Glut!
Befrei mich von der Sünde: von dem Grauen
vor dieses Feuerregens wilder Brut,
von diesen Wehn, die wühlend in mir brauen.

Es schießt die Saat aus ihrem dunklen Schooß,
die lange schmachtend lag in spröder Hülle;
ich will mich lauter blühn, lauter und los
aus dieser Brünstigkeit zu Frucht und Fülle!

O komm! satt bin ich meiner Knabenlust.
Komm, komm, du Weib! nimm auf in deine Schale
die Furcht, die Sehnsucht dieser jungen Brust!
noch trank ich nie den Rausch eurer Pokale.

Auf Nelkendüften kommt die Nacht gezogen;
o kämst auch du so süß und so verstohlen,
so mondesweiß! O sieh: auf Sammetwogen,
auf Purpurflaum, auf schwärzeste Violen

will ich dich betten — oh — dich an mich betten,
daß alle meine Mächte an des Weibes
blendenden Göttlichkeiten sich entketten,
hinschwellend in den Teppich deines Leibes.

Ich hebe schwach die Linke. Die Bajadere verschwindet. Krischan Lafrenz aus Bickbeersootdorf, der kleine Kuhhirt in Poggfred, hat diese ganze Zeit lang hinter einer Portiere gesessen und auf seiner im Pannkokenmoor geschnitzten Weidenflöte eine sanfte Musik gemacht. Die Dschungelschlängerin und der holsteinische Bauernjunge. Himalaya und das Pannkokenmoor.

Da speit das doppelt geöffnete Tor
Zwei Leoparden auf einmal hervor:

Marinka und Kathinka in polnischem und russischem Nationalkostüm rasen herein und springen den Krakoviak ab. Ich habe ihnen spanische Kastagnetten gegeben; sie klappern uns damit die Ohren voll. Es ist eine Lust, ihnen zuzuschauen. Alles flitzt und blitzt an ihnen. Geraten Sie in Flammen, Lieber? ist Ihnen bekannt, daß ich Heide bin? Ich übe also nur die wackern Sitten der alten jütischen Seekönige, wenn

ich meinen Gästen meine Kebsweiber anbiete. Bitte, wählen Sie. Bloß Mize, die Indierin, zur Zeit meine Lieblingsfrau, nehme ich für mich in Anspruch.

Der Krakoviak wird zur Tarantella. Ich sehe, Freund, Ihren Kampf; wie Ihnen Erinnerungen kommen. Und ich fasse Ihren Arm und spreche Ihnen Ihr trübes Gewissenslied

Stromüber.

Der Abend war so dunkelschwer,
und schwer durchs Dunkel schnitt der Kahn;
die Andern lachten um uns her,
als fühlten sie den Frühling nahn.

Der weite Strom lag stumm und fahl,
am Ufer floß ein schwankend Licht,
die Weiden standen starr und kahl.
Ich aber sah dir ins Gesicht

und fühlte deinen Atem flehn
und deine Augen nach mir schrein
und — eine Andre vor mir stehn
und heiß aufschluchzen: Ich bin dein!

Das Licht erglänzte nah und mild;
im grauen Wasser, schwarz, verschwand
der starren Weiden zitternd Bild.
Und knirschend stieß der Kahn ans Land.

Und wieder heb ich schwach meine Linke; die beiden Teufelchen verschwinden augenblicklich.

Messieurs sont servis, meldet mit tiefster Verbeugung, mit höchster Würde Bertouch. Marinka und Kathinka treten wieder herein; diesmal in Pagentracht. Sie sehen reizend aus. Das Hindumädchen, jetzt ganz à la Parisienne gekleidet, vornehm-lässig hinter ihnen her. Ich freue mich an Ihrer Überraschung; denn meinen Gast und sein Gedicht zu ehren, erscheint sie jetzt in schwerer kupferroter Atlasseide, ein zartes Grau aschfarbnen Flors darüber. Jeden Schmuck hab ich für heute untersagt. Eine einzige große gelbe Rose hat sie sich ins dunkle Haar gezärtelt.

Bertouch bedient uns mit verschlossenem Diplomatengesicht.

Unser Gespräch weht hin und her, lustig, prickelnd, südländisch. Alle lachen. Selbst Bertouch, dem dies Gelächter, diese Unterhaltung ein Greuel sind, muß einmal mit den Lippen zucken. Boccaccio, der Göttliche, o dieser Heilige der Lebenslust in Unschuld, würde sein Vergnügen haben an unsrer Tafelrunde.

Später, nach dem Kaffee und nach immer flatternder gewordnem Geplauder, entfernen sich die Schönen. Folgen wir schnell und behutsam nach, können wir die köstliche Szene zwischen Bertouch und den Dreien belauschen.

Nun sitzen wir wieder allein, und werden wieder deutsch, also ernst, pedantisch, sittenfinster, muffig und doktrinär, etwas sentimental, etwas tiefsinnig, und (Pardon) ein wenig langweilig.

Übrigens, heute bekam ich die neusten Max Klingers. Das ist ja ein unglaublich großer Kerl.

Ja, kommen Sie zu mir nach Poggfred! Sollten Sie etwa durch die furchtbare, Ihnen unbekannte Einsamkeit hier an schlaflosen Nächten leiden, werde ich Ihnen die Kreisblätter und ein Dutzend Bände sogenannter deutscher Lyrik unters Kopfkissen legen lassen.

Und siehe da: „Sanft nahte mir der Schlummer."

Leben Sie wohl. Lassen Sie uns fröhlich sein die paar Tage auf Erden. Ich bin nicht zur Askese und zum Christentum geboren. Die Säulenheiligen haben mirs verleidet. Und die Pharisäer leben noch immer. Da hab ich mich abgewandt und bin in mein sonniges, sündenheitres, lustlärmendes Heidenland, in mein graues, nebeltrübes, träumestilles Haideland zurückgekehrt.

Ich wiederhole meine Bitte: Kommen Sie zu mir nach Poggfred, wenn Sie sich dem wüsten Getümmel auf einige Wochen entziehen möchten. Dann gehn wir in den Wald, an den Bach, auf die Weide. Keine Menschenstimmen hören wir; höchstens von der Nachbarkoppel her den liebevoll er-

grimmten Ruf des Pflügenden an seine dampfenden Pferde: Dat is doch rein to dull mit di hüt, Lise, du Fuuljack.

So ein einsames, von Knicken eingerahmtes Feld: Sie glauben nicht, welche Poesie, zu jeder Jahreszeit, es in sich faßt. Die Wolken wechseln drüber hin; der Wanderfalke, das Rebhuhn, die Wildente, die Krähe, die kleine bewegliche Kornmaus, der Fuchs, der Maulwurf, der eilende Käfer machen es lebendig, fern, fern von allem Menschengezänke. Kein Parteigezeter, kein philosophischer Hokuspokus, kein Verein mit ewigen Generalversammlungen (in das Wort und in die Tat Generalversammlung sind wir Deutschen bis zur Raserei verliebt), keine kindisch albernen Familienjournale, kein Neid, keine Gemeinheit und keine Heuchelei, kein scheußliches Strebertum machen sich da breit.

Heut Abend noch schlenderte ich durch die Felder. Der Vorfrühlingstag war mild und weich. Als ich meinen Weg quer über einen Acker nahm, den sehr engen, später von den Ähren überwogten und versteckten Fußsteig benutzend, ging ich grad gegen Westen. Ich blieb inmitten halten, den unendlich blassen, letztklaren Himmel betrachtend. Dicht rechts von der tiefstehenden Sichel des neuen Mondes waren schon Venus und Jupiter, nahe aneinander, aus der Dämmerung getreten. Sonst schien kein Stern. Venus und Jupiter hoben sich von der hellgrünen Decke blinkend ab.

Als ich weiter wanderte, immer meine Augen auf das wundervolle Bild gerichtet, sah ich plötzlich in dem Knick, auf den ich zuschritt, eine weiße Gestalt, gleichsam in der Schwebe und doch von der Hecke gehalten; die Arme lagen breit, wie gekreuzigt. Sie stach von dem noch gänzlich nackten Dornbusch und von dem dunkelgelben Wolkenstreifen, der durchs Gezweige schimmerte, scharf ab. Ihr zu Häupten leuchtete in märchenhafter Herrlichkeit und Reinheit der Dreiglanz der beiden Planeten und des schmalen Viertels.

Ich trat furchtlos hinzu. Und ich sah das zarte, dürftige, magre Körperchen und das süße Gesicht meiner ersten Liebe. Das Haupt hing nach links, etwas rückwärts geneigt, ins

Gebüsch gesunken wie auf ein Kissen. Die ganze Erscheinung war, vom Halse nieder, in ein bläulich milchweißes, hemdartiges Gewand gehüllt. Ich sah ihre Leiche; und ich sah sie so, wie ich sie einst gesehn, als das Mädchen an meiner Brust gestorben war. Eine Schwarzdrossel ließ ihr hartes, grellklingendes, schnelles Tziek-tziek-tzi-tzi hören; die große Stille um mich horchte auf.

Und meine Gedanken gingen in weite Fernen zurück.

Ein schmächtiges, kränkliches Persönchen mit einem (ob es auch nicht schön klingt, zu sagen) käsebleichen, blaßlippigen Gesichtchen, woraus die schwarzblauen Augen, immer wie abwesend, streng gradaus schauten, lag in meinen Armen. Und es war Frühlingszeit.

Sieh mich an. Aber sie tat es nicht; nur lehnte sie sich fester, ängstlicher, wie gescheucht, an meine Schulter.

Warum siehst du mich nicht an? Aber sie bog den Kopf ganz weg.

Wenn ich sie küßte, schloß sie die Lider.

Nun tat ich, als wenn ich durch ihren Eigensinn böse, unmutig geworden sei: ich kümmerte mich nicht um sie. Dann konnt ich bemerken, daß sie mich lauernd, prüfend, von der Seite ansah. Und wie mit plötzlichem Entschluß schlug sie die dünnen Ärmchen um meinen Nacken und küßte mich wie unsinnig.

Selten lächelte sie. Auch sprach sie wenig oder nichts. Ganz selten wurde sie lebendig, freudig erregt; dann klang ihr sonderbares, kaum hörbares Lachen wie das leise Gezwitscher eines Vogels, der träumt.

Ja, nur selten wurde sie lebhaft; sie wagte nicht, mich zu necken. Wenn sie es versuchte, kam es ungeschickt, kindlich heraus, durchaus als müßte sie mir eine Freude machen. Sie lief einige Schritte vor; erhaschte ich sie dann, war sie glücklich. Oder sie sagte, sich rasch nach allen Ecken umguckend: Die Menschen kommen. Tat ich nun erschrocken, erklang ihr Vogelgezwitscher.

Ich liebte sie über alle Maßen. Das konnte sie nicht begreifen. Sag mir, was bin ich dir? Ich bin ein armes Mädchen, und du hast so viele schöne Frauen um dich.

Fragte ich sie, ob sie mich gern habe, antwortete sie nicht. Einmal riß mir die Geduld; ich schüttelte sie: Jetzt will ich es endlich von dir wissen. Da senkte sie die feuerrot gewordene Stirn und sagte klar und einfach: Ja.

Wir trafen uns stets auf einem einsamen Feldweg. Kamen wir uns entgegen, zögerten wir je mehr, je mehr wir uns einander näherten. Sie schob den Strohhut ins Gesicht, sie blieb ab und an stehen, rupfte ein Blümchen, ein Hälmchen, und betrachtete es, scheinbar ganz in diese Betrachtung versunken.

Ich schenkte ihr einen Ring mit einem roten Steinchen. Ich sehe ihre Verwunderung. Sie dreht ihn rechts, sie dreht ihn links in der Sonne. Dann gab sie ihn mir, zu meinem äußersten Erstaunen, zurück: Weißt du, ich mag die rote Farbe nicht.

Aber Mädel, welche Farbe magst du denn?

Braun. Und sie nahm meine Hand und zeichnete auf die Oberfläche mit ihrem Nagel ein schräges Viereck.

Ah, ich weiß. Und ich kaufte ihr ein Tigerauge, das von kleinen echten Perlen umgeben war, in Form eines schrägen Vierecks. Lange sah sie auf den Ring hin. Und, mir einen Augenblitz gönnend, sagte sie trocken: Danke. Aber ihre Stimme zitterte trotzdem ein wenig. Und langsam kam es hinterher: Tragen darf ich ihn doch nicht vor den Menschen. Ich beobachtete sie verstohlen: Wenn sie glaubte, daß ich ihrer nicht achtete, auf irgend etwas in der leeren Landschaft meinen Blick hätte, ließ sie, ihren Kopf bald rechts, bald links hin beugend, den Ring von einem Finger auf den andern gleiten, nahm ihn ab, schob ihn wieder auf, und einmal, blitzschnell, küßte sie ihn.

Eines Abends sah sie noch bleicher aus als gewöhnlich. Was fehlt dir, fragte ich besorgt.

Ich weiß es nicht.

Und ich nahm sie, in stürmischer Zärtlichkeit, wie eine Schüssel auf meine Hände und trug sie. Sie wehrte es nicht. Trag mich, trag mich, rief sie; du tust mir nicht weh.

Als sie am folgenden Tage zur verabredeten Zeit nicht kam, wurde ich ängstlich. Ich vernahm, daß sie schwer erkrankt sei. Alle Rücksichten außer Acht lassend, betrat ich die Kate, wo sie, eine Waise, allein mit ihrer alten Tante wohnte. Der Arzt trat grad aus der Tür, um weiter zu gehn. Auf mein Befragen antwortete er gleichgültig: Nun, lange hält sies nicht aus. Morgen, vielleicht schon heute ists vorbei. Ich erschrak heftig.

Und sie starb in meiner Gegenwart. Kein Mensch war außer uns im Zimmer. Sie erkannte mich bis zur letzten Minute.

Ich hatte meinen rechten Arm unter ihren Hals geschoben. Anderthalb Stunden hielt ich sie so, fast ohne mich zu rühren. Zuweilen warf sie hastig den Kopf von der einen zur andern Seite. Schmerzen hatte sie nicht. Endlich blieb ihr Bäckchen an meiner Brust liegen. Ihre Augen wurden größer. Sie lächelte mir schwach zu, immer schwächer. Ich wurde außer mir. Ich nahm sie zitternd hoch. Ich hauchte ihr meinen Atem in den schon erstarrenden Mund. Ich riß meine Weste auf, mein Hemd, um die Erkaltende an meine heiße, heiße Lebensbrust zu betten. Umsonst. Und in letzter Anstrengung fühlte sie nach dem Ringe, den sie auf den Traufinger gesteckt hatte. Und so schlief sie hinüber.

Ich schloß ihr die Wimpern, und küßte sie mit einem langen Abschiedskuß auf Herz, Mund und Stirn.

Und nun sah ich sie heute wieder vor mir im Dornbusch. Als ich die Arme nach ihr breitete, verschwand sie, zögernd, wie ein Nebel.

Der weiße, meinem Gärtner gehörende Spitz Bobby, der mich auf meinen Spaziergängen oft begleitet, sprang ungeduldig an mir empor. Ich fuhr zusammen. Die Nacht war gekommen, die letzte Helligkeit verschwunden. Die Sterne

flimmerten. Kein zorniger Drosselruf störte mehr die große Stille.

Seltsames Geschöpfchen, geheimnisvolles, rätselhaftes Wesen du auf meinen Lebenswegen.

Mein Gott, liebster Richard, da fang ich schon jetzt an, Sie mit „Geschichten" zu langweilen. Das wollen wir uns doch „bis auf hier" (wie die Kaufleute schreiben) ersparen.

Fortwährend, seit einigen Tagen, liegt mir aus „Fill the goblet again" die Strophe im Sinn:

> I have tried in its turn all that life can supply,
> I have bask'd in the beam of a dark rolling eye,
> I have loved, who has not? but what heart can declare,
> That pleasure existed while passion was there?

Doch ich werde melancholisch. Also kommen Sie! Und wissen Sie von armen deutschen Dichtern, die gerne frei, ohne Rücksicht als nur einzig und allein auf ihr Künstlergewissen, das niederschreiben wollen, was ihnen das Herz bewegt, schicken Sie sie her zu mir nach Poggfred! Schicken Sie sie nur, wenn ihnen von den Landsleuten in gewohnter moralphilisterhafter Weise kleinlich, kläglich, sauertöpfisch, tantenhaft verdacht wird, daß sie mal hundert Mark für einen Veilchenkorb oder für einen Korb Champagner ausgegeben haben. Ich werde sie schon wieder munter machen und getrost. Ich will ihnen zurufen: Recht so, meine Herren! der Dichter muß im Sonnenland wohnen, daß er ungeknechtet leben, lieben, schaffen kann! So wohnte Goethe; und hat nicht selbst e r noch zu viel, wie tief bedauere ich das, noch viel zu viel sich binden müssen.

Bleiben wir tapfer und werden wir immer milder. Lassen Sie uns fröhlich, fröhlich sein die paar Tage auf Erden.

Gegeben auf Unserm Jagdhaus Poggfred, Februar 1892.

Ihr

Detlev Liliencron.

Liliencrons Totenmaske
abgenommen von Richard Luksch
(Photographie Dührkoop)

Übersicht.

1) Roggen und Weizen:

2) Übungsblätter:

Seite

3) Gelegenheitsschriften:

Die

Gesammelten Werke

von

Detlev von Liliencron

herausgegeben von Richard Dehmel
umfassen die folgenden acht Bände:

Erster Band: Poggfred

Zweiter Band: Gedichte

Dritter Band: Gedichte

Vierter Band: Dramen

Fünfter Band: Romane

Sechster Band: Romane

Siebenter Band: Novellen

Achter Band: Miscellen

Jeder Band geheftet . . . . 4 Mark
Jeder Band in Halbfranz . . . . 6 Mark

Auch einzeln käuflich

Außerhalb der

Vollständigen Werke

von

Detlev von Liliencron

sind im gleichen Verlag noch
folgende Sonderbände erschienen:

Ausgewählte Gedichte

Volksausgabe . . . . 49. Auflage
Geschenkausgabe . . . . 50. Auflage

Kriegsnovellen

Schulausgabe . . . . 133. Auflage
Taschenausgabe . . . . 125. Auflage

Gute Nacht

Erster Band des Nachlasses (Gedichte) . . . 8. Auflage
Herausgegeben von Richard Dehmel
(Erscheint nur noch bis zur 10. Auflage als Sonderband)

Letzte Ernte

Zweiter Band des Nachlasses (Novellen) . . 9. Auflage
Herausgegeben von Richard Dehmel
(Gleichfalls nur noch bis zur 10. Auflage)

Ausgewählte Briefe

Zwei Bände . . . . 3. Auflage
Herausgegeben von Richard Dehmel

Druck von E. Haberland in Leipzig